

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

Band I 5
Aufsätze

Stroemfeld | **Schwabe**

Robert Walser
Kritische Ausgabe
sämtlicher Drucke und Manuskripte

herausgegeben von

Wolfram Groddeck und
Barbara von Reibnitz

Abteilung I (Buchpublikationen)
Band 5

Dieses E-Book ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis, Lesezeichenstruktur sowie Verlinkungen zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe ist im Buchhandel und über www.schwabeverlag.ch erhältlich.

Robert Walser
Aufsätze

herausgegeben von

Barbara von Reibnitz und
Caroline Socha-Wartmann

Stroemfeld | **Schwabe**

Gedruckte Ausgabe
Herausgegeben im Auftrag der
Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel

Editorial Board:
Prof. Dr. Davide Giuriato, Universität Zürich
Prof. Dr. Alexander Honold, Universität Basel

Publiziert mit Unterstützung der Kantone Aargau, Appenzell Ausserrhoden, Basel-Landschaft, Basel-Stadt, Bern, Solothurn und Zürich.

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde durch den Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Dieser Band ist als enriched E-Book integriert in die KWAE-online.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7965-4093-6

Copyright © 2020 Stiftung für eine Kritische Robert Walser-Ausgabe, Basel
Copyright für die Texte von Robert Walser mit freundlicher Genehmigung der Inhaberin der Rechte, der Robert Walser-Stiftung Bern
© Suhrkamp Verlag, Zürich 1978 und 1986
alle Rechte bei und vorbehalten durch die Suhrkamp Verlag AG Berlin

Eine Gemeinschaftsproduktion von
Stroemfeld Verlag, CH-4054 Basel, Altkircherstrasse 17
Schwabe Verlagsgruppe AG, Schwabe Verlag, CH-4052 Basel, Grellingerstrasse 21

Layout und Satz: Doris Kern, Frankfurt am Main
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co., Göttingen
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier gemäß ISO 9706
www.schwabeverlag.ch www.kritische-walser-ausgabe.ch

E-Book
ISBN E-Book (PDF) 978-3-7965-4336-4 (Schwabe)
DOI 10.24894/978-3-7965-4336-4



Dieses E-Book ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivates 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Inhalt

Aufsätze	7
Editorisches Nachwort	159
Dokumentarischer Anhang	195
Abbildungen	219
Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen	232
Verzeichnis der Einzeltexte und ihrer Erstdrucke	239
Dank	243
Editorische Zeichen	244

Aufsätze

von

Robert Walser

Vign., Abb. 2a

	Seite [D]
Brief von Simon Tanner	9
An die Heimat	16
Brief eines Mannes an einen Mann	17
Eine Theatervorstellung	20
In der Provinz	29
Frau und Schauspieler	39
Entwurf zu einem Vorspiel	46
Zwei kleine Märchen	49
Vier Späße	52
Tell in Prosa	57
Berühmter Auftritt	60
Percy	63
Gebirgshallen	67
Auf Knien	70
„Guten Abend, Jungfer!“	73
Porträtskizze	76
Ein Genie	79
Don Juan	82
Kino	87
Wanda	90
Fanny	92
Lebendes Bild	95
Ovation	100
Guten Tag, Riesin!	103
Aschinger	109
Markt	114
Dinerabend	118
Friedrichstraße	123

	Seite [D]
Berlin W	128
Ballonfahrt	132
†Tiergarten	137
Die kleine BerlinerIn	142
Brentano	157
Aus Stendhal	165
Kotzebue	168
Büchners Flucht	171
Birch-Pfeiffer	173
Lenz	176
Germer	184
Das Buebli	193
Paganini	202
Der Schriftsteller	207
Allerlei	215
Der Wald	224
Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben	227
Der fremde Geselle	230
Die Einsiedelei	233
Reigen	236

D 6

D [8]

Es kommt mich Lachen
und Lächeln an.
Was liegt daran!
Das sind so Sachen ...

Ins: Die Insel, Jg. I/1, Nr: 1, Oktober 1899, S. 119 [KWAII4].

3 daran!] daran? *Ins*

4 Das] Doch das *Ins*
Sachen...] Sachen. *Ins*

Brief von Simon Tanner

D 9

Das alles, was ich jetzt hier schreibe, ist für Sie, liebe Frau. Ich sehe so viel Zeit vor mir, die ich zu nichts anderem als zu einer künstlichen Spielerei verwenden kann, eine solche Menge, einen solchen Haufen von Zeit, daß ich nur von Herzen froh sein kann, diesen Zeitvertreib gefunden zu haben. Man will und kann mich nicht beschäftigen, man braucht mich nicht, ich stehe völlig außerhalb jedes Bedürfnisses, wohlan, so gebrauche ich mich eben selber, wähle mir selber den Zweck und halte mich für gut genug, irgendein Werk, wäre es auch das sonderbarste und nutzloseste, zu vollführen. Ich bin breit und schwer und voll von Empfindungen. So kläglich auch meine jetzige Lage sein mag in dieser Spiegelgasse, so seltsam frei und mutig komme ich mir vor, so leicht und erfinderisch in wohltuenden Gedanken ist mein Herz. Nur ab und zu, um es offen herauszusagen, bin ich traurig und hoffnungslos, denke an meine Zukunft als wie an etwas Verlorenes und Düsternes, aber das sind Augenblicke, weiter nichts.

Ich schreibe an Sie, weil Sie eine schöne und liebe Frau sind, weil ich jemanden im Sinne tragen muß, um lebhaft und aufrichtig schreiben zu können, weil ich auf Erden immer das Nächste liebgehabt habe, und weil Sie mir die Nächste sind, Sie, von der ich nur durch eine dünne, dumme Zimmerwand abgetrennt atme und lebe. Ich finde darin etwas Schönes, es hat für mich etwas Berauschesendes und Geheimnisvolles und Weithintragendes. Ich bin zu Ihnen gekommen an einem heißen Tag, Sie wissen es auch, wo die Sonne die Gasse verbrannte, durch Zufall und Einfall, vielleicht auch durch Wunderlichkeit, weil ich dachte, daß in dieser Gasse die Zimmer besonders dunkel, sonnenlos, schattig,

Simplicissimus-Kalender für 1912 (1911), S. 77–82 [KWA II 6].

eng und auch ... billig sein müßten. Sie standen auf dem Treppens-
ansatz und sahen mich mit Ihren Augen ziemlich durchdring-
lich an, und ich muß gestehen, ich zitterte ein wenig vor diesem
Blick, denn ich kam mir so recht vor wie ein Suchender, Bittender,
auch hatte ich nur noch eine Kleinigkeit von Geld in der Tasche 5
und glaubte, Sie müßten mir das ansehen. Bettler betragen sich
bekanntlich immer unsicher. Sie zeigten mir das Zimmer, und
ich drückte Ihnen, ich weiß nicht mehr aus welchem Gefühl des
D 11 Stolz/tuns, meine letzten Geldmünzen in die Hand; Sie nickten
befriedigt und der Handel war abgeschlossen. Seitdem habe ich 10
kein Wort mehr mit Ihnen gesprochen, und doch ist beinahe ein
Monat seither verflossen, und ich nehme an, Sie halten mich für
einen stolzen Menschen. Es macht mir Vergnügen, dies anneh-
men zu dürfen und zu denken, daß Sie es gar nicht wagen, mich
mit einem Wort anzureden, der doch glücklich wäre, wenn Sie es 15
tun würden. Nun, ich bin auch so glücklich. Ich sehe, ich mache
einen günstigen Eindruck auf Sie, mein Schweigen erzwingt sich
Ihre Achtung, denn gewöhnlich sind Bettler geschwätzig. Sie
halten mich für einen armen Menschen, Sie haben schon Mitleid
mit mir und fürchten sicher, daß ich nicht werde bezahlen könn- 20
en, wenn der Monat zu Ende geht, und doch wagen Sie nicht
die geringste Annäherung, sagen kein Wort, machen immer ein
achtungsvoll freundliches Gesicht, wenn Sie mir begegnen, in
dessen Zügen ich den Wunsch, zu reden, lebhaft unterdrückt
sehe. Während Sie fürchten müssen, von mir hintergangen zu 25
werden, werden Sie immer freundlicher zu mir, erweisen mir klei-
ne D 12 Aufmerksamkeiten, die man |schätzt, weil sie schweigend ge-
schehen, stellen mir einen Teppich und einen Spiegel ins Zimmer
und gestatten mir, Sie nachts, wenn Sie schlafen, aus der Ruhe zu
schrecken, um mich ins Haus einzulassen, verzeihen mir das und 30
verzeihen sogar, wenn ich nicht einmal dafür um Entschuldigung
bitte. Im ganzen genommen, Sie sehen etwas Besonderes an mir,
Sie meinen vielleicht, daß ich ein guter Mensch bin, der etwas in

die Klemme geraten ist, Sie sind davon überzeugt, daß meine Eltern hochachtbare Menschen gewesen sind, oder noch sind, Sie schätzen mich und wünschen, mich nicht zu kränken; nun, aus all diesen Gründen, die ich mir zunutze machen will, und die ich
5 deutlich klar sehe, will ich, wenn der Monat zu Ende sein wird, vor Sie hintreten, kurz und rasch, vielleicht mit etwas empfindlicher Röte im Gesicht, mit etwas absichtlicher Wärme in der Stimme, und Ihnen offen bekennen, und Sie dabei anblicken, wie, das weiß ich noch nicht, aber jedenfalls bezwingend, Ihnen einfach frech
10 das Bekenntnis ablegen, daß ich außer der Lage sei, bezahlen zu können. Ich weiß, daß ich siegen werde und daß der Sieg nicht einmal ein unfreundlicher sein wird, Sie liebe Frau! Wie ich Sie liebe, daß ich dieses alles so genau weiß. Sie kennen mich und ich kenne Sie, ich finde das so wunderschön, so erwärmend. Es kann
15 mir, solange ich bei Ihnen bin, unmöglich schlecht gehen. Nein, unmöglich!

Habe ich es nicht zum voraus gesagt? Sie hatten nicht einmal Zeit, mich zu beruhigen und mir die Versicherung zu geben, daß ich mir doch deswegen nicht die mindesten Gedanken zu machen
20 brauche, so rasch schnitt ich ab, indem ich einfach fortlief. Ich habe nur den Kopf und ein Viertel des Leibes zur Türe ins Zimmer hineingestreckt und ziemlich fließend und kalt mein Geständnis vorgebracht und bin verschwunden, ohne nur hören zu wollen, was Sie auch dazu sagen würden. Sie saßen, mit einer Handarbeit
25 beschäftigt, auf dem Sofa und waren verwundert und wiederum gar nicht im mindesten verwundert darüber. Sie haben gelächelt, und Sie scheinen über diesen Punkt sorglos zu sein. Mein Betragen scheint Ihnen, trotz seiner Kaltblütigkeit, oder vielleicht gerade deshalb, gefallen zu haben. Es ist allerdings wahr, ich bin pünktlich
30 erschienen, absichtlich pünktlich, mit meiner Eröffnung: ich bin Ihr Schuldner; ich scheine also in Ihren Augen ein ordnungsliebender Mann zu sein, einer, der genau weiß, wann Termine ablaufen, einer, der den Kalender mit seinen dreißig Tagen genau

im Kopfe hat. Es hat also einen guten Eindruck auf Sie gemacht, daß ich so genau wußte, wieviel und von welchem Tage ab ich Ihnen schuldig bin, und ich bin Ihnen ganz gern etwas schuldig und freue mich sehr, eines Tages vor Ihnen zu erscheinen, ebenso rasch und achtlos, wie es diesmal geschah, um meine Schuld abzubezahlen. Sie werden sich alsdann sehr wahrscheinlich fürchterlich, und in ganz überflüssig großer Weise, bedanken, und das wird mich lachen machen. Ich lache sehr gern über solche Sachen, man kommt so am besten darüber hinweg. Jetzt verdiene ich etwas Geld, durch Aufsätze, die ich an eine christliche Zeitung ein-
sende. Außerdem schreibe ich Adressen und rechne Rechnungen durch, so daß ich hoffen darf, Sie bald zu befriedigen. Wenn Sie nur wüßten, wie sehr es mir Vergnügen macht, für Sie zu sparen. Es ist doch ganz gut, daß ich Sie nicht bezahlen konnte, nun kann ich doch Ihretwegen etwas tun, Ihre Gestalt erscheint mir freundlich, wenn ich arbeite, lich arbeite dann sozusagen für Sie, wegen
D 15 Ihnen, unter Ihrem Eindruck. Nein, ganz sorglos möchte ich nie sein. Sorgen haben müssen, das verfeinert das Leben und gibt dem Tag einen, wenn auch engen und kleinen, so doch innigen Anstrich. Es ist doch ganz gut so.

An die Heimat

D 16

Die Sonne scheint durch das kleine Loch in das kleine Zimmer, wo ich sitze und träume, die Glocken der Heimat tönen. Es ist Sonntag, und im Sonntag ist es Morgen, und im Morgen weht Wind,
5 und im Wind fliegen alle meine Sorgen wie scheue Vögel davon. Ich fühle zu sehr die wohlklingende Nähe der Heimat, als daß ich mit einer Sorge im Wettstreit grübeln könnte. Ehemals weinte ich. Ich war so weit entfernt von meiner Heimat; es lagen so viele Berge, Seen, Wälder, Flüsse, Felder und Schluchten zwischen mir
10 und ihr, der Geliebten, der Bewunderten, der Angebeteten. Heute morgen umarmt sie mich, und ich vergesse mich in ihrer üppigen Umarmung. Keine Frau hat so weiche, so gebieterische Arme, keine Frau, auch die schönste nicht, so gefühlvolle Lippen, keine Frau, auch die gefühlvollste nicht, küßt mit so unendlicher In-
15 brunst, wie meine Heimat mich küßt. Tönt Glocken, spiele Wind, braust Wälder, leuchtet Farben, es ist doch alles in dem einzigen, süßen Kuß, welcher in diesem Augenblick meine Sprache gefangen nimmt, in dem süßen, unendlich köstlichen Kuß der Heimat, der Heimat enthalten.

Der Samstag, Jg. I, Nr. 21, 20.5.1905, S. 334 [KWA II 5].

Brief eines Mannes an einen Mann

Sie schreiben mir, daß Sie sich ängstigen, weil Sie ohne Stelle sind, und weil Sie fürchten müßten, lange ohne Verdienst zu bleiben. Ich bin etwas älter als Sie und darf Ihnen aus der Erfahrung raten. Fürchten Sie sich doch ja nicht. Denken Sie weiter nichts. Wenn Sie Entbehrungen zu tragen haben, so seien Sie stolz, sie ertragen zu dürfen. Leben Sie so, daß Sie mit einer Suppe, einem Stück Brot und einem Glas Wein leben können. Das kann man. Rauchen Sie nicht, denn das nimmt Ihnen die wenigen körperlichen Stärkungen, die Sie sich leisten können, weg. Sie haben eine ungeheure Freiheit vor sich. Rund um Sie duftet die Erde, Ihnen gehört sie, will Ihnen gehören. Genießen Sie sie. Fürchtlinge genießen nichts. Also weg mit der Furcht. Seien Sie nicht grob, und fluchen Sie keinem Menschen, auch dem Bösesten nicht. Versuchen Sie lieber, zu lieben, wo ein anderer, weniger Besonnener und Starker, hassen würde. Glauben Sie mir dieses Wort: Der Haß zerstört den Geist im Menschen auf eine vernichtende Weise. Lieben Sie nur gleich alles. Es schadet nichts, zu verschwenden. Stehen Sie am Morgen früh auf, sitzen Sie wenig, schlafen Sie korrekt und schnell. Man kann das. Wenn Sie an der Hitze leiden, so achten Sie nicht übermäßig viel darauf, sondern tun Sie so, als ob Sie es nicht bemerkten. Wenn Sie an eine frische Waldquelle kommen, so versäumen Sie nicht, daraus zu trinken. Wenn man Ihnen mit Anstand schenkt, nur genommen, aber, mit Anstand. Prüfen Sie sich jede Stunde, rechnen Sie mit sich, unterhalten Sie sich lieber mit Ihrem eigenen Geist, als mit dem Verstand gelehrter Menschen. Meiden Sie die Gelehrten, denn es sind, mit wenig Ausnahmen, herzlose Menschen. Schaffen Sie sich öfters Gelegenheit,

Der Samstag, Jg. I, Nr. 27, 1.7.1905, S. 390 [KWA II 5].

zu lachen, zu tändeln. Die Folge davon: Sie werden ein schöner,
ernsthafter Mensch. Seien Sie, wenn es Ihnen auch oft schwer an-
kommt, in allem schön. Kleiden Sie sich elegant, das verschafft
Ihnen Achtung und Liebe. Es braucht kein Geld, nur die An-
5 strengung der Sinne dazu. Was die Mädchen betrifft, so halten
Sie sich die meisten vom Halse. Üben Sie sich im Verschmähen.
Gewöhnen Sie sich daran, immer eine Leidenschaft zu haben, das
kennzeichnet den schönen Mann. ¹Der Leidenschaftlichste ist der D 19
10 Mal schreiben.

Simon war ein zwanzigjähriger Mann. Er war arm, aber er tat
nichts, seine Lage zu verbessern.

Vign., Abb. 2c

Eine Theatervorstellung

Der Winternachthimmel war ganz mit Sternen gespickt, ich lief
 den Schneeberg hinunter, in die Stadt, an die Kasse des Madret-
 scher Stadttheaters, ließ mir eine Fahrkarte verabfolgen und fuhr
 wie ein geistig nicht mehr Normaler die steinerne, uralte Wendel- 5
 treppe hinauf, die ins Stehparterre führte. Das ganze Theater war
 dickvoll von Menschen, eine schlechte Luft schlug mir unter die
 Nasenflügel, ich erbehte und versteckte mich hinter einen Tech-
 nikumsschüler. Ich war ganz atemlos und konnte nun ein wenig
 verschnafen, bis der Vorhang in die Höhe ging, das tat er nach 10
 etwa zehn Minuten, er erhob sich und ließ in ein Loch voll Feuer
 blicken. Die Gestalten bewegten sich alsobald, riesige, plastische,
 übernatürlich scharf gezeichnete Gestalten, und spielten Maria
 Stuart von Schiller. Königin Maria saß im Kerker, und ihre gute
 Kammerfrau stand daneben, und dann zeigte sich ein finster 15
 aussehender, mit einer Rüstung bedeckter Mann, die Königin brach
 in Tränen des Zornes und des Schmerzes aus. Wie wundervoll sich
 D 21 das ansah. Meine Augen brannten. Ich hatte vorher stundenlang
 in den hellen, weißschimmernden Schnee gesehen und dann in
 das Dunkel der Logen, und jetzt mußten sie in eitel Feuer, Glut, 20
 Pracht und Glanz schauen. Wie schön und groß das war. Wie das
 von den rötlichen Lippen taktmäßig herabtönte, in Uhrmacher-,
 Techniker- und sonstige Ohren hinein, schöne, edel hin und her
 und auf und nieder tanzende, schwankende, tönende Verse. Ah,
 das sind die Verse Schillers, so dachte wohl mancher. 25

Der junge, schlanke Mortimer, mit einem Busch heller, gol-
 dener Locken auf dem Kopf, sprang aus der Szene in die offene
 Szene hinein und sprach der Königin, die lächelnd zuhörte, ver-

SB: Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 1, Nr. 10, 7.3.1907, S. 254–256 [KWA II 3, S. 19–24].

führerische Worte vor. Er hatte ein merkwürdig blaß gefärbtes Gesicht, als sei ihm der ahnungsvolle Schrecken darin gelegen, und schwarzumränderte Augen, als habe er viele vorangegangene Nächte hindurch, von Träumen hin- und hergeschleudert, kein
5 Auge zudrücken können. Er spielte meiner Meinung nach herrlich; nicht so Maria, die ihre Rolle nicht auswendig wußte, die sich eher wie eine Kneipenkellnerin niederster Stufe benahm, als wie eine so vornehme Frau, vornehm im zugespitzt kältesten Sinne: Königin und dazu noch Dulderin, wie man sich Maria Stuart denken mußte. Aber sie rührte unendlich. Das Nichtskönnen rührte
10 in erster Linie und dann jener Mangel an Hoheit. Der Mangel dessen, was sein sollte, erschütterte und blendete und trieb mir das Wasser der Empfindung schamvoll zu den erregten Augen heraus. O du Zauber der theatralischen Bühne. Ich dachte immer:
15 „Wie schlecht sie doch spielt, diese Maria,“ und ward im selben Moment von dem unmöglichen Spiel an Leib und Seele hingerrissen. Wenn sie etwas Trauervolles sagte, lächelte sie verschmitzt und ganz unpassend dazu, ich korrigierte in Gedanken an ihren Gesichtszügen, Tönen und Bewegungen herum, und indem ich
20 das tat, hatte ich den lebendigeren und ergreifenderen Eindruck von ihrem fehlerhaften Spiel, als ich ihn vor dem tadellosen hätte haben können. Sie war mir so nah auf diese Weise, es war, als würde da oben eine Schwester, Cousine oder Freundin von mir gespielt haben, um deren Äußerungen ich Ursache gehabt hätte,
25 ängstlich zu zittern. Bisweilen stand sie ganz vergnügt und ratlos, also ratlos und doch nicht fassungslos da, sah in den dunkeln Zuschauerraum hinein, zupfte an ihrem Schleier und lächelte ganz keck, ließ das Spiel liegen, während dieses von ihr eine bestimmte Haltung und Empfindung verlangte. Und warum war sie trotzdem wundervoll?
30

In den Zwischenpausen bog ich meinen Kopf um und blickte in die Logen hinein, in deren einer eine vornehme Dame saß, in ausgeschnittenem Kleid, daß die Brust und die Arme aus der

dunkeln Umgebung nur so herausschimmerten. In der behand-
schuhten Hand hielt sie ein Lorgnon mit langem Stiel, das sie von
Zeit zu Zeit an die Augen führte. Sie schien eine alte, doch noch
immer berücksichtigende Zauberin zu sein, so allein saß sie dort hin-
ten, abgesondert von den übrigen Menschen. Sie wohnte, weiß 5
der Teufel, vielleicht in einem jener graziös erbauten Häuser aus
der Zeit Ludwigs von Frankreich, die man in Madretsch häufig
hinter den hohen Bäumen alter, verträumter Gärten weiß her-
vorglänzen sieht. In einer andern Loge hockte der Präsident des
Madretscher Gemeinderats und Mitglied des Verwaltungsrats des 10
Stadttheaters, so ein alter Bock, wie man sich zuflüsterte, der es als
ein Vergnügen empfand, den Schauspielerinnen unter die Röcke
D 24 zu greifen. Das ließ sich ja schließlich solch eine herumwandernde
Maria Stuart noch ganz gerne gefallen. So sah sie nämlich auch
aus auf der Bühne, wie eine Dirne, und nicht einmal wie eine 15
gut-, sondern wie eine minderwertig geartete. Wie kam es, daß sie
trotzdem so schön war?

Der Vorhang ging wieder auf. Ein breiter, weißlicher Strom
Parfüm floß aus dem offenen Loch in die Zuschauerdunkelkam-
mer und beklemmte und befreite die Nasen. Man war froh, wieder 20
diesen holden Duft einzuziehen; ich hinter meinem Technikums-
schüler war es wahrscheinlich ganz besonders. Der Bühnenrachen
ging wieder an zu reden, diesmal war die Szene ein Zimmer im kö-
niglichen Palast von England. Elisabeth saß auf einem mit blauen
Tüchern behangenen Thron, einen Baldachin über sich, vor ihr 25
die Großen des Hofes, Lester und jener andere mit der sanften
Denkermiene. Im Hintergrund standen dicke Weibsbilder als Pa-
gen, nicht etwa Knaben, nein, vierzigjährige Weiber in Trikots.
Das war schamlos schön. Diese Pagen standen mit der barocken
Schwere ihrer gedunsenen Leiber in wahnsinnig kleinen, zierlichen 30
Schuhen auf dem Boden wie unbegreifliche, phantastische
D 25 Traumfiguren, die ins Publikum hineinlächelten. Es war, als hät-
ten sie sich ein wenig geniert, so auffällig zu sein, aber dann war's

wieder nichts mit diesem Genieren. Die Sache verhielt sich so: wer sie ansah, der genierte sich. Ich zum Beispiel genierte mich bis zur Glückseligkeit. Elisabeth stieg dann vom Thron herab, jeder Zoll an ihr lieb und einfach, fast tantlich, mütterlich, sie gab Zeichen
5 von Ungnade, und die Szene verschwand.

Ein wenig später gab es eine Parkszene mit grünem, verschwommenem Waldhintergrund, Jagdhörner tönend in der Ferne in wundervoll fern herklingendem Spiel. Ich glaubte mich augenblicklich in das Dickicht eines Waldes versetzt; die Hunde
10 liefen, Pferde stürzten aus dem Laubwerk hervor, schöne, kostbar gekleidete Reiterinnen tragend, und überall sprangen die Knechte und Falkoniere und Pagen, die Jäger in den knappen, grünen Trachten herum. Alles das spiegelte sich ganz natürlich in den paar Fetzen von Dekorationen tönend und leuchtend wieder. Maria,
15 die Königindirne, trat auf und sang, man kennt ja die Worte, nein, sie sang nicht, aber es hörte sich ganz wie ein wehklagendes, sehnsüchtiges Singen an. Die Frau schien eine Riesin geworden zu sein, so sehr vergrößerte sie ihr Seelenausbruch. Sie sprang wie
D 26
irrsinnig vor Freude und Herzensqual umher, und jammerte, als
20 sie zu jubeln meinte. Außerdem war sie ein bißchen der Rolle wegen, die sie nicht studiert hatte, in Verlegenheit, aber ich glaubte steif und fest, das sei der Wahnsinn des Nicht-mehr-an-sich-halten-Könnens, die Qual der Freiheit, das Versagen der ruhigeren Frauenvernunft. Als sie weinte, da schrie sie, denn weinen wäre
25 ihr zu wenig gewesen. Für nichts, was sie empfand, hatte sie einen entsprechenden Ausdruck mehr. Das Empfinden peitschte seinen Ausdruck. Im Übermaß alles dessen, was sie war und sah und hörte und fühlte, warf sie sich köpflings an die Erde, da trat Elisabeth auf.

30 Die Peitsche in der Hand, hinter ihr her die Trabanten. Die Frau ganz anschließend, anschmiegend in dunkelgrünen Samt gekleidet, der Rock hinaufgerafft, daß das männerhaft bestiefelte und bespornte Bein grell sichtbar ist. Zorn, Hohn und Furcht

im Gesicht. Auf dem Jagdhut eine schwer herunterfallende Feder,
D 27 deren Spitze bei jeder Bewegung des Hauptes |die Schulter be-
rührt. Und dann sprach sie, ah, sie spielte meisterhaft. Überdies
war sie mir eine liebe Erscheinung. Nicht lange ging es, so prall-
ten sie aneinander und hauchten einander das Feuer des Wehs in 5
die Gesichter; beider Frauen Leiber zitterten wie vom Sturm ge-
packte Baumstämme. Maria, die schlechte Schauspielerin, schlug
der guten eins ins Gesicht. Darob schmerzhaftes Frohlocken der
einen und jähe Flucht der andern. Die liebe Elisabeth muß flie-
hen, und die dumme Maria muß jetzt in Verlegenheit sein, wie sie 10
es angattern soll, in die Ohnmacht befriedigten Rachegefühls zu
sinken. Sie machte es schlecht, aber in der Art und Weise, wie sie
es verpfuschte, lag wiederum das Grandiose. Das ganze Frauen-
geschlecht, das vergangene und gegenwärtige und zukünftige, 15
schien hinten über, den Kopf seitwärts gesenkt, in herrlich-süßer
Beugung und Empfindung umfallen zu wollen. So schön machte
sie's. Dem Verstand war's hurenhaft, dem Gefühl titanisch.
Ich wußte nichts mehr, ich hatte genug, ich packte das Bild mit
meinen Augen, wie mit zwei wehrhaften Fäusten, an und trug
es über die steinerne Wendeltreppe hinunter, zum Theater hin- 20
D 28 aus, an die kalte, |winterliche Madretscher Luft hinaus, unter den
eisig-schauerlichen Sternenhimmel, in eine Kneipe von zweifel-
hafter Existenzberechtigung, um es zu ersäufen.

Vign., Abb. 2d

Ja, in der Provinz, da kann es der Schauspieler etwa noch schön haben. Dort, in den kleinen Landstädtchen, die noch von alten Ringmauern trotzig umschlossen sind, gibt es keine Premieren
5 und keine fünfhundertste Aufführung ein und desselben Salates. Die Stücke wechseln mit den Tagen oder Wochen wie die blendenden Toiletten einer geborenen Fürstin, die zornig würde, wenn einer ihr zumuten wollte, jahrelang immer dasselbe Kleid zu tragen. Auch keine solche schnauzige Kritik gibt es in der Pro-
10 vinz, wie dergleichen der Schauspieler in den Weltstädten zu ertragen hat, wo es nichts mehr Ungewöhnliches ist, mit anzusehen, wie der Künstler von oben bis unten von grimmigen Witzen wie von wütenden Hunden zerrissen wird. Nein, in der guten, ehrlichen Provinz wohnt erstens der Mann mit der Maske vor dem Ge-
15 sicht im Hôtel de Paris, allwo es toll und urgemütlich zugeht, und zweitens lädt man ihn etwa noch zu Abendgesellschaften ein, in feine, alte Häuser, wo es ein ebenso wohlschmeckendes Essen wie eine delikate Unterhaltung mit den ersten Personen |der Klein-
20 stadt gibt. Zum Beispiel meine Tante in Madretsch, die gab es nie und nimmermehr zu, daß von den Komödianten in unziemlichem, wegwerfendem Ton geredet wurde, im Gegenteil, nichts war ihr angenehmer und erschien ihr passender, als zum Abendessen, dessen Zubereitung sie selber beaufsichtigte, jede Woche einmal mindestens, so lange sie in der Stadt spielten, diese umher-
25 ziehenden Leute recht lustig und fidel bei sich zu sehen. Meine Tante, die jetzt gestorben ist, war eine geradezu schöne Frau, auch noch zu einer Zeit, wo andere Frauen beginnen, ältlich und runzelig zu werden. Mit ihren fünfzig Jahren schien sie noch eine der

D 30

SB: *Die Schaubühne*, Jg. III, Bd. 1, Nr. 12, 21.3.1907, S. 307–310 [KWA II 3, S. 29–35].

allerjüngsten zu sein, und während in ihrer Umgebung die Frauen plumpe, mißförmige Figuren zur Schau trugen, zeichnete sie sich durch eine feste, üppig-schlanke Körperform zu ihrem eigenen, sehr großen Vorteil aus, daß sie jedermann, der sie ansah, für schön erklären mußte. Nie vergesse ich ihr helles, zartes Gelächter und nie den Mund, aus dessen reizender Öffnung das Lachen her-
5
austönte. Sie wohnte in einem seltsamen, alten Haus; wenn man die schwere Tür auftrat und eintrat, in den stets dunkeln Korridor,
D 31 lispelte einem das Plätschern eines unaufhörlich fallenden Brun-
nens entgegen, der kunstreich in die Mauer eingefügt worden 10
war. Die Treppen und deren Geländer strotzten und dufteten förmlich von Sauberkeit, und erst die Zimmer. Ich habe nie nach-
her wieder solche Zimmer gesehen, solche heitere, polierte, zim-
merliche Zimmer. Ich glaube, wenn ich mich nicht irre, man sagt
Gemach, wenn man von einem Zimmer redet, das traulich und 15
zugleich äußerst vornehm und etwas altertümlich ausgestattet ist. In einem solchen Hause, bitte ich zu beachten, dürfen also in der
Provinz Bühnenkünstler aus- und eingehen, dürfen solche Trepp-
pen mit ihren wahrscheinlich manchmal ungeputzten Stiefeln
berühren, solche Klinken, messingene und rasend peinlich glän- 20
zende, mit ihren Händen anfassen, um in solche Gemächer hin-
einzutreten, und dann einer solchen Frau, wie meiner Tante, un-
gezwungen Guten Abend zu sagen. Was tut der Schauspieler in
der Großstadt? Er schuftet, läuft wie wahnsinnig in die Proben
und reibt sich auf, um es ja der säuerlichen Kritik recht zu machen. 25
So etwas gibt es in der Umgegend von Madretsch nicht, meine
Damen und Herren. Von Kranksein und Aufreiben wird da kaum
D 32 die Rede sein dürfen, vielmehr bummelt so ein Kerl, den Zylin-
der, den er weiß der Himmel woher hat, auf dem Kopf, die Hände
in womöglich hellgelben Handschuhen, den Stock in der Rechten, 30
in einem tragischen Mantel, dessen Schöße im Winde flat-
tern, so gegen elf Uhr vormittags oder halb zwölf, um nicht gelo-
gen zu haben, seelenheiter und von allen Passanten auf der Straße

für einen illegitimen Fürstensohn gehalten, angeblinzelt von Mädchenaugen, die schöne Promenade entlang, um vielleicht zum See hinauszugehen und dort eine halbe Stunde lang, bis es Zeit zum Essen ist, in die Ferne zu schauen. Das, meine Herren, verschafft Appetit, ist gesund und wohl etwa noch zu ertragen. Wo gibt es in der Großstadt einen See, einen Felssturz, dessen Gipfel von einem im griechischen Stil erbauten, niedlichen Pavillon gekrönt wird, wo man in der hellen Vormittagssonne mit einer Frau, die man eben hat kennen lernen und die, sagen wir mal, dreißig Jahre alt ist, ein seelenvolles Gespräch führen kann? Wo gibt es ein Schulhaus in Weltstädten, in das der Herr jugendlicher Liebhaber, Herr von Beck, so gegen drei Uhr, weil er gerade Lust zu einem solchen Unternehmen hat, eintreten und den kleinen neun- bis zwölfjährigen Schulmädchen einen Schulbesuch abstat-
15 ten kann? Es ist gerade Religionsstunde, die Mädchen langweilen sich ein bißchen, da tritt Beck ein und fragt an, ob ihm wohl gestattet wäre, dem ihn im höchsten Grade interessierenden Unterricht beizuwohnen. Der Pfarrer, ein durchaus weltmännisch gebildeter, sympathischer Herr, erröthet über die Keckheit und weiß
20 nicht recht, was er sagen soll, im ersten Augenblick nämlich, wo ihm die Heldenmanieren eines von Beck den Verstand rauben. Aber schon hat er sich gefaßt und schiebt den Darsteller des Ferdinand in Kabale und Liebe sanft zur Thür hinaus, wohin er ja schließlich, wenn man die Umstände bedenkt, auch gehört. Aber,
25 Hand aufs Herz, ist das etwa nicht reizend, und gibt's in Millionenstädten etwas Derartiges? Wie hübsch dieser Herr Pfarrer gehandelt hat, Herrn Beck zu verbieten, in der edlen Religionsstunde mit den Schülerinnen Allotria zu treiben. Aber wie entzückend wiederum dieser Beck ist, der den Pfarrer zu dem lebenswürdigen Benehmen veranlaßt hat; denn wenn es keine Becks gäbe, die die
30 Unverschämtheit besitzen, den Schulaufsichtsrat zu spielen, am hellen Tag, wo die Sonne überall scheint und es in ganz Madretsch nach Käsekuchen duftet, so gäbe es auch kein pfarrerlich-schönes

D 33

D 34

Betragen, wie denn Spitzbuben nicht fehlen dürfen, wo man noch hoffen will, Tugenden anzutreffen. Solche Dinge ergeben sich in einer Kleinstadt von selber; das reizende Erlebnis nimmt dort noch gern plastische Gestalt an, und wer eignet sich in der Provinz besser zu Erlebnissen aller Art als die Lumpenkomödianten, denen der Ruf des Gefährlichen, Schönen, Geheimnisvollen und Abenteuerlichen immer vorangeht? Da sieht sie der Bewohner von Bözingen oder Mett oder Madretsch in Gruppen vor dem Rathause stehen, gestikulierend und in fremdartigen, eleganten Akzenten sprechend, die Rollen, die sie abends spielen, in den blassen durchgeistigten Händen, so wildfremd, so sehr scheinbar aus Königsschlössern und Mätressenboudoirs herkommend, mit so schönen, hohen Stirnen und mit wenn immer denkbar goldenen Haarlocken! Kann der hauptstädtische oder gar reichshauptstädtische oder gar noch literarische Schauspieler diese Genugtuung auch genießen, eine wildfremde Figur auf Straßen, Plätzen und Promenaden zu sein? Kann er überhaupt auch nur noch tiefer und inniger interessieren, als was auf fünf Spalten im Lokalanzeiger gedruckt paßt? Und wenn er gar berühmt ist und viel genannt wird, was ist das? Ich muß geradezu lächeln, daran zu denken, wie oberflächlich das Interesse im Laufe der Jahre wird, das man Berühmtheiten zollt. Nein und noch einmal nein. Wer gern mag, daß ihm eine rote, warme, saftvolle, gequetschte, spritzende, sprühende und duftende Empfindung dargebracht wird, der werde so rasch wie möglich Schmierenschauspieler. Das bißchen finanzielle und ökonomische Elend, das mit diesem Berufszweig ja allerdings immer verbunden sein wird, ist zu ertragen. Ich mache gern noch auf ein paar Einzelheiten aufmerksam: Schauspieler Beck wird eines Nachts von einem unkultivierten Burschen einfach mir nichts dir nichts Hundsfott genannt. Das ist allerdings starker Schnupftabak. Beck stürzt vor, und beide, der

12 Mätressenboudoirs] Maitressenboudoirs SB

lümmelhafte Sohn des Uhrenfabrikanten und das zierliche Söhnchen der dramatischen Kunst packen einander am beiderseitigen Stehkragen, an den Haaren, beim Genick, am Schopf, bei den Nasen, an den Lippen und Ohren, unterm Knie, rund um die Leiber, um den Kampf |zweier erzürnter Gottheiten aufzuführen. Auch nicht denkbar in Reichsmetropolen, wo die Menschen anfangen, so windig gesittet zu werden und ihren Zorn immer in die Taschen stecken, wenn zu befürchten ist, daß er losbrennen will. Im Hôtel de Paris sind immerhin noch ganz andere Sachen möglich. Dort küßt man beispielsweise den Kellnerinnen die Hände, so fein sind sie, und plaudert englisch mit der Leiterin des Geschäfts am Bufett, so lange, bis einer kommt und einem von hinten her quer eins hinüberhaut, bis man genug hat. Und dann die Natur in Kleinstädten. Das ist nun geradezu die Wunderquelle, in der sich Karl Moor bis zum Strotzen gesund baden kann, denn überall lockt's ihn, in Schluchten zu gehen, in denen Wasserfälle schäumend und zischend und kühlend niederbrausen; über ebene, weite Felder bis an den Rand mächtig-hoher und grüner Eichenwälder; über Waldhügel hinüber, allwo er Blumen suchen und sie in seine Botanisierbüchse stecken kann, um sie zu Hause in ein Glas Wasser zu tun; auf breite, tausend Meter hohe Berge, entweder zu Fuß oder zu Roß, wenn er eins auftreiben kann, oder per Drahtseilbahn, zu der entzückend gelegenen |Weide mit ihrer Blumen- und Gräserpracht, bis er am Abend, erschöpft und erfüllt von schönen, müden Empfindungen, unter einer hundertjährigen Tanne in die Matte sinkt, um den herrlichen Sonnenuntergang zu betrachten. In Krächen und Schluchten liegt noch der winterliche Schnee, obgleich es schon toller, üppiger Frühling ist. Oder es lockt ihn, in eine leichte, schwankende Gondel zu steigen, die zu haben ist bei Frau Hügli, Schiffsvermieterin, dicht am Ufer des

12 Bufett] Buffet SB

27 Krächen] Krachen SB

Sees, und aufs schöne, spiegelglatte Wasser hinauszufahren, zwischen knirschenden Schilfgewächsen hindurch, bis er in der Mitte des Sees angelangt ist und, die Ruder fahren lassend, sieht, wie köstlich die Rebberge und Landhäuser und kleinen Jägerschlösser sich im tiefen Wasser naturgetreu widerspiegeln. Und so noch vieles, und zu allen Jahreszeiten, im Winter, Herbst, Sommer und Frühling. Die Natur ist bekanntlich in allen ihren Verkleidungen erfrischend und bezaubernd und immer des ganz und gar innigen Ansehens und Genusses wert. Geht in die Provinz, in Kleinstädte; dort habt ihr noch Hoffnung, daß man euch an euerm Benefiz-
10 abend einen Lorbeerkranz vor die Füße und Nase wirft, den ihr dankend aufheben und freudig nach Hause tragen könnt. Den schauspielenden Damen nicht minder als den Herren sind diese Städte zu empfehlen, auch sie werden sehr bald finden, daß ich nicht unrecht gehabt habe, ihnen anzuraten, es einmal wieder mit
15 der Provinz zu versuchen. Zu guter Letzt: Es wird gut gekocht an solchen Orten, und es muß ratsam erscheinen, bald einmal hinzugehen und diese vortreffliche Kost zu probieren. Schmackhaftes Essen ist nicht zu verachten.

Vign., Abb. 2e

Frau und Schauspieler

D 39

Mein Herr, ich bin gestern abend im Stadttheater gewesen und habe Sie als Prinzen Max in der „Hofgunst“ gesehen, und ich schreibe Ihnen jetzt. Ich bin, damit Sie es gleich im voraus wissen, 5 eine Frau von dreißig Jahren, etwas darüber, interessiert Sie das? Sie sind jung und hübsch, machen eine gute Figur und sind wohl schon viel von Frauen angeschwärmt worden. Apropos, rechnen Sie mich nicht zu den Frauen, die für Sie schwärmen, und doch, ich muß es Ihnen nur gleich gestehen, Sie gefallen mir, und ich sehe 10 mich genötigt, Ihnen zu sagen, warum. Dieser Brief wird vielleicht etwas zu lang werden, glauben Sie? Als ich Sie gestern spielen sah, ist es mir gleich vom ersten Moment an aufgefallen, wie unschuldig Sie sind; jedenfalls haben Sie viel Kindliches an sich, und Sie haben sich den ganzen Abend auf der Bühne so benommen, daß 15 ich mir sagte, ich würde Ihnen vielleicht einiges schreiben dürfen. Ich tu es ja jetzt; werde ich diesen Brief abschicken? Verzeihen Sie, oder so: Sie sollen stolz sein, daß man wegen Ihnen im Zweifel sein muß. Vielleicht schicke ich diese Worte nicht ab, dann wissen 20 Sie nichts und werden auch keinen Grund haben, in ein unschönes Gelächter auszubrechen. Machen Sie so etwas? Sehen Sie, ich vermute ein schönes, frisches, reines Herz in Ihnen, aber Sie sind vielleicht noch zu jung, um wissen zu können, daß das wichtig ist. Wo verkehren Sie, sagen Sie mir das, wenn Sie mir antworten, oder sagen Sie es mir mündlich, kommen Sie zu mir, morgen nachmit- 25 tag um fünf, ich erwarte Sie. Die meisten Menschen setzen ihren ganzen Ehrgeiz in die unedle Unmöglichkeit, einer Torheit fähig zu sein, sie lieben den Anstand des Benehmens nicht, obwohl das so scheint. Die Sitte liebt eines nur dann, wenn es sich um ihret-

D 40

Die Schaubühne, Jg. V, Bd. 1, Nr. 21, 27.5.1909, S. 596–598 [KWA II 3, S. 160–164].

willen einiger Gefahr unterziehen mag. Denn Gefahren erziehen, und ohne die beständige Lust mit sich zu tragen, auf lebendige Art über wichtige Dinge belehrt zu werden, ist man sittenlos. Ängstlichkeit scheint oft die wahre Sitte zu sein – welch eine träge Gedankenlosigkeit! Hören Sie mir noch zu, und tun Sie's auch
5
aufrichtig? Oder sind Sie einer der leider vielen Menschen, die glauben, alles, was ein wenig beschämend und anstrengend ist,
D 41 langweilig finden zu müssen? Spucken Sie auf |dieses Schreiben und zerreißen Sie es, wenn es Sie langweilt, aber nicht wahr, es reizt Sie, es kann Sie anregen, es ist nicht langweilig. Wie hübsch
10
Sie sind, mein Herr, mein Gott, und so jung, sicher kaum zwanzig. Ein bischen steif habe ich Sie gestern abend gefunden und Ihre schöne Stimme ein bischen geschraubt. Entschuldigen Sie es, daß ich so rede? Ich bin zehn Jahre älter als Sie, und es tut mir so wohl, mit einem Menschen reden zu dürfen, der jung genug ist, daß ich
15
mich als zehn Jahre älter ihm gegenüber fühlen darf. Sie haben in Ihrem Benehmen etwas, was Sie noch jünger erscheinen läßt, als man Sie, wenn man mit dem Verstand nachrechnet, schätzen muß; das ist das bischen Geschraubtheit. Gewöhnen Sie es sich, ich bitte Sie, noch nicht so rasch ab, es gefällt mir, es wäre schade
20
um dieses Stück, ich möchte sagen, natürlicher Unnatürlichkeit. Kinder sind so. Beleidige ich Sie? Ich bin so offen, nicht wahr, aber Sie wissen gar nicht, welche Freude für mich in der Einbildung liegt, die mir zuflüstert: er gestattet es, er liebt das. Wie Ihnen die Offiziersuniform gut gestanden hat, die engen Stiefel, der Rock,
25
D 42 der Kragen, das Beinkleid, ich bin entzückt gewesen, und was für prinzliche Manieren Sie gehabt haben, was für energische Bewegungen! Und wie Sie gesprochen haben: so ganz überflüssig heldenhaft, daß ich mich beinahe ein bischen vor mir, vor Ihnen, vor alle dem habe genießen müssen. So laut und wichtig haben Sie
30
im Salon Ihres oder Ihres Herrn Vaters Schlosses gesprochen. Wie

31 Schlosses] Schlosse *D* Schlosses *SB*

Ihre großen Augen manchmal hin und her rollten, als wenn Sie jemanden aus dem Zuschauerraum hätten aufessen wollen, und so nah waren Sie. Einmal zuckte es mir im Arm, ich wollte unwillkürlich die Hand ausstrecken, um Sie, wo Sie standen, anzurühren.

5 Ich sehe Sie so groß und laut vor mir. Werden Sie bei mir, wenn Sie morgen zu mir kommen, auch so gewichtig auftreten? In meinem Zimmer, müssen Sie wissen, ist alles so still und so einfach, ich habe noch nie einen Offizier empfangen, und es hat noch nie eine Szene bei mir gegeben. Wie werden Sie sich betragen? Aber

10 das ganze, hochaufgepflanzte, fahnenstangenhafte Wesen an Ihnen gefällt mir, es ist neu, frisch, gut, edel und rein für mich, ich möchte es kennen lernen, weil, wie ich es empfinde, etwas Unschuldiges und Ungebrochenes in ihm steckt. Zeigen Sie ^{les} mir, D 43 wie es ist, ich achte es im voraus und ich glaube, ich liebe es. Sie kennen keinen Hochmut mit diesem Ihrem ganzen scheinbar so hochmütigen Wesen, Sie sind keines Truges fähig, Sie sind zu jung dazu und ich zu erfahren, um mich in Ihnen täuschen zu können, und jetzt zweifle ich nicht mehr, daß ich diesen Brief an Sie abschicken werde, aber lassen Sie mich Ihnen noch einiges sagen.

15 Sie kommen jetzt also zu mir, es ist abgemacht. Putzen Sie dann zuerst Ihre Stiefel vor der Treppe ab, bevor Sie ins Haus treten, ich werde am Fenster stehen und Ihr Benehmen beobachten. Wie ich mich darauf freue, so dumm zu sein und das zu tun. Sie sehen, wie ich mich freue. Vielleicht sind Sie ein Unflätiger und werden mich

20 dafür strafen, daß ich es unternommen habe, Zutrauen zu mir in Ihnen zu erwecken. Wenn Sie so sind, so kommen Sie, machen Sie sich einen Spaß, strafen Sie mich, ich habe es ja verdient. Aber Sie sind jung, das ist ja das Gegenteil von unflätig, nicht wahr? Wie deutlich ich Ihre Augen vor mir sehe, und ich will Ihnen etwas

25 sagen: für gar so klug halte ich Sie nicht, aber für recht, für gerade, das kann mehr sein als klug. Bin ich ^{da} auf einem Holzweg? D 44 Gehören Sie zu den Raffinierten? Wenn das ist, muß ich in Zukunft allein und verlassen in der Stube sitzen, denn dann verstehe ich

die Menschen nicht mehr. Ich werde am Fenster stehen und Ihnen dann die Tür auf tun, Sie brauchen dann vielleicht gar nicht erst noch lange zu klingeln, und dann werden Sie mich sehen, so bald schon. Eigentlich wünschte ich – nein, ich will nicht so viel sagen. Lesen Sie noch? Ich bin ziemlich schön, ich muß Sie auch
5
darauf im voraus aufmerksam machen, damit Sie sich ein wenig Mühe geben und Ihr Bestes und Gebürstetstes anziehen. Was wollen Sie trinken? Sie werden es mir ungeniert sagen, ich habe Wein im Keller, das Mädchen wird heraufholen, aber vielleicht ist es am besten, wir trinken zuerst eine Tasse Tee, nicht? Wir werden allein
10
sein, mein Mann arbeitet zu dieser Zeit im Geschäft, aber fassen Sie das nicht als eine Aufforderung, unehrerbietig zu sein, auf, das muß Sie im Gegenteil schüchtern machen. So will ich Sie sehen, schüchtern und schön, sonst laufe ich dem Briefboten nach, der Ihnen diese Zeilen überbringen will, schreie ihn an, nenne ihn
15
D 45 einen Räuber und Mörder, begehe Ungeheuerlichkeiten und komme ins Gefängnis. Wie mich danach verlangt, Sie anzusehen, Sie in der Nähe zu haben; weil ich so mutig auf meiner guten Meinung von Ihnen beharre, spreche ich so, und wenn Sie nach all dem Gesagten kommen, so haben Sie Mut, und dann werden
20
die anderthalb Stunden, die wir miteinander verbringen, schön sein, und dann ist es überflüssig gewesen, zu zittern, wie ich jetzt tue, denn es ist dann keine solche Tollkühnheit gewesen, Sie zu mir eingeladen zu haben. Sie sind so schlank, ich werde Sie schon erkennen, wenn Sie noch unten auf der Straße vor der Gartentür
25
stehen werden. Was machen Sie jetzt? Was meinen Sie, soll ich jetzt aufhören zu schreiben? Sie werden lachen, wenn ich vor Sie hintrete und Ihnen vormache, wie Sie als Prinz Max dagestanden haben. Ich beschwöre Sie, verneigen Sie sich tief vor mir, wenn Sie mich erblicken, und seien Sie steif und benehmen Sie sich herkömml
30
lich, gestatten Sie sich keine freie Bewegung, ich warne Sie, und ich werde Ihnen dafür danken, daß Sie mir gehorcht haben, wie man Ihnen vielleicht nie in Ihrem Leben wieder danken wird.

Entwurf zu einem Vorspiel

D 46

Eine Bühne

Der Vorhang geht auf, man sieht in einen offenen Mund hinein, in eine rötlich beleuchtete Kehle hinunter, daraus hervor eine
5 große, breite Zunge leckt. Die Zähne, die den Bühnenmund umrahmen, sind spitz und blendend weiß, das Ganze sieht dem Rachen eines Ungetüms ähnlich, die Lippen sind wie ungeheure menschliche Lippen, die Zunge bewegt sich nach vorn, über die Rampe hinaus und berührt mit ihrer feurigen Spitze beinahe
10 die Köpfe der Zuschauer, dann geht sie wieder zurück, und ein anderes Mal tritt sie wieder vor, ein schlafendes schönangekleidetes Mädchen auf ihrer breiten, weichen Fläche dahertragend. Die golden-hellen Haare des Mädchens fließen wie eine Flüssigkeit von ihrem Kopf um ihr Kleid herum, in der Hand hält sie einen glitzernden Stern, ähnlich einem großen, weichen, sonnigen Schneeflocken. Auf dem Haar eingedrückt sitzt eine zierliche grüne Krone, ihr Mund lächelt im Schlaf, während sie so liegt, auf ihren Ellbogen gestützt, auf der Zunge wie in Bettkissen ruhend.
15 Auf einmal öffnet sie ihre Augen, und das sind Augen, wie man sie manchmal in Träumen sieht, wenn sie sich, von irgendeinem übernatürlichen Licht umflossen, zu den unsern herabneigen. Diese Augen haben einen wunderbar erfrischenden Glanz, und sie schauen jetzt so nach allen Seiten herum, wie es Kinderaugen tun, die fragend und suchend und schuldlos in die Welt blicken.
20 Aus der feurig-schwärzlichen Kehle klettert jetzt ein Mann hervor, angezogen mit fliegenden, scheinbar von einem halbtollen Schneider entworfenen Tüchern, die wie Fetzen seine massiven Glieder umgeben, schreitet auf der unter seinen Tritten zusam-

D 47

Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 1, Nr. 17, 25.4.1907, S. 428 [KWA II 3, S. 48–50].

menzuckenden Zunge nach vorn, zu dem Mädchen hin, beugt sich über sie und küßt sie. Im selben Augenblick sprühen aus dem Schlund Feuerflammen und Funken hervor, die über die beiden, ohne sie im mindesten ängstlich zu machen, herabregnen. Der schlanke Mann hebt die junge Dame in seinen Arm und trägt sie nach rückwärts, die große Zunge wirft sich, indem sie sich hoch aufbäumt, über das Paar, um es im Rachen krachend und hinabpolternd zu verschlingen. Der weiße Stern des Mädchens blitzt D 48 vorn bei den Zähnen, da schießen mit einem Male blaue, grüne, gelbe, hochrote, dunkelbläuliche und schimmernd weiße Sterne 10 in einem feurig-farbigen Sturzregenbogen aus der dunkeln Kehle hervor, Musik spielt dazu, und die Sterne zerspringen immer in der Luft ins Nichts, endlich bewegen sich die Lippen des großen Maules und sprechen das stille, aber deutlich und warm hörbare Wort: 15

Das Stück beginnt.

Vign., Abb. 2f

Vorhang.

Zwei kleine Märchen

D 49

I.

Es schneite in der Straße. Da kamen die Droschken und Autos vor-
gefahren, setzten ihren Inhalt ab und fuhren wieder von dannen.
5 Die Damen staken alle in Pelzen. An der Garderobe wimmelte es
von Leuten. In den Foyers gab es ein Grüßen, Anlächeln und ge-
genseitiges Händedrücker. Die Kerzen schimmerten, die Roben
rauschten, die Stiefelchen flüsterten und knarrten. Der Boden war
ganz glatt gewischt und Diener standen da und machten Hand-
10 bewegungen, bald so, bald anders. Die Herren waren in Fräcke
geschnürt, so ein Frack muß sitzen. Man verbeugte sich. Artigkei-
ten flogen wie Tauben von Mund zu Mund, die Frauen strahlten,
manche alte auch noch. Alles stand aufrecht bei den Sitzplätzen,
um Bekannte zu sehen, nur wenige saßen. Die Gesichter waren
15 so nahe beisammen, der Atem des einen berührte die Nasenflü-
gel des zunächst Stehenden. Die Kleider der Frauen dufteten, die
Scheitel der Herren waren glatt, die Augen blitzten, die Hände
sagten: Na, auch wieder, du? Wo denn solange gewesen? In der
ersten Reihe saßen die Kritiker wie Gläubige in einer hohen Kir-
20 che, so still, so andächtig. Der Vorhang bewegte sich ein bisschen,
da ertönte das Zeichen zum Anfang, wer sich räuspern zu müs-
sen glaubte, tat es rasch, und da saßen sie alle wie Kinder in der
Schulstube, gradausschauend, mäuschenstill, da erhob sich was
und spielte sich was.

D 50

Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 2, Nr. 39, 26.9.1907, S. 290 [KWA II 3, S. 97–99].

2.

Der Vorhang ging in die Höhe, alles war gespannt, was es geben würde, da trat ein Knabe auf, und der fing an zu tanzen. In einer Loge im ersten Rang saß die Königin, umringt von den Hofdamen. Der Tanz gefiel ihr so gut, daß sie sich entschloß, auf die Bühne zu gehen, um dem Knaben etwas Liebevollles zu sagen. Bald darauf erschien sie auf der Bühne, der Knabe schaute sie mit seinen jungen, schönen Augen an. Er lächelte. Da durchfuhr es die Königin wie ein Blitz, an dem Lächeln erkannte sie ihren eigenen Sohn, sie stürzte zu Boden. Was hast du, fragte der Knabe. Da erkannte sie ihn immer deutlicher, an der Stimme auch noch. Da war es mit ihrer königlichen Würde vorbei. Sie warf die Hoheit beiseite und schämte sich nicht, den Jungen fest an ihr Herz zu pressen. Ihre Brüste hoben und senkten sich, sie weinte vor Freude, du bist mein Sohn, sagte sie. Das Publikum klatschte Beifall, aber was wollte der Beifall? Das Glück dieser Frau war gewiß über allen Beifall erhaben, es würde auch ein Zischen haben ertragen können, der Kopf des Knaben wurde immer wieder genommen und an den wogenden Busen gedrückt. Sie küßte ihn, dann kamen die Hofdamen und erinnerten ihre Gebieterin an die Unschicklichkeit der Szene. Da lachte das Publikum, aber die Hofdamen streuten Verachtung auf die vielköpfige Plebs herab. Sie zuckten mit dem Mund, da zuckte der Vorhang und fiel herab.

Vign., Abb. 2g

Vier Späße

D 52

I.

Bei Wertheim, zu oberst, dort, wo man Kaffee trinkt, ist gegenwärtig etwas Köstliches zu sehen, nämlich der dramatische Dichter
5 Seltmann. Er hockt auf einem kleinen Rohrstuhl auf erhöhtem Gestell, allen Blicken eine leichte Zielscheibe, hämmert und nagelt und klopft in einem fort und schustert, wie es denen vorkommt, die ihn betrachten, Blankverse. Das kleine, viereckige Gestell ist mit dunkelgrünen Tannenzweigen geschmackvoll bekränzt. Der
10 Dichter ist anständig angezogen worden, Frack, Lackschuh und weiße Binde, das alles ist da, und keiner wird sich zu genieren haben, dem Mann seine Aufmerksamkeit zu schenken. Das Wunderbare aber ist der rostgelbe, herrliche Haarsturz, der sich von Seltmanns Kopf, über die Schulter weg, mächtig bis an den Fußboden niederwölbt. Er gleicht der Mähne eines Löwen. Wer ist Seltmann? Wird er uns von der Schmach befreien, unser Theater
15 etlichen Salpeterfabriken ausgeliefert zu wissen? Wird er das nationale Schauspiel schreiben? Wird er uns eines Tages als der Kerl erscheinen, nach dem wir uns jetzt alle wieder mal so blutwürgig
20 sehnen? Jedenfalls aber muß man der Leitung des Warenhauses Wertheim für die Ausstellung Seltmanns Dank wissen.

D 53

2.

Wie dem Theater allmählich die besten und gediegensten Kräfte dahinschwinden, geht zu unserm großen Leidwesen aus einer
25 Zuschrift hervor, die Frau Gertrud Eysoldt an uns adressiert hat.

SB: Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 1, Nr. 14, 4.4.1907, S. 361f. (unter dem Titel „Theaternachrichten“)[KWA II 3, S. 40–45].

17 Salpeterfabriken] Salpeterfabrikanten SB

Sie teilt uns mit, daß sie an der Kantstraße, Ecke Joachimsthaler Straße, nächstens einen Korsettladen eröffnen werde, um sich allda gänzlich als Geschäftsfrau zu etablieren. Welch sonderbarer Entschluß, und wie schade! Auch Schauspieler Kayßler will weg-
machen, und zwar, wie wir hören, aus der Empfindung heraus, daß es sich in die Zeitläufe besser schicke, hinter einem Schank-
tisch zu stehen, als Figurinen auf den Brettern zu spielen. Er soll
zum ersten Mai eine kleine Kneipe im Osten übernommen haben,
und er freut sich schon darauf, sagen einige, Bier einzuschenken,
Gläser zu putzen, Butterbrote zu streichen, Bücklinge zu servie-
ren und nachts die Besoffenen zur Bude herauszustiefelwischen.
D 54 Ein Jammer! Wir aber müssen aufs tiefste bedauern, zwei so sehr
bewunderte und wertgeschätzte Künstler ihrer Kunst untreu wer-
den zu sehen, und wir wollen hoffen, daß solches nicht Mode
werde.

5

10

15

3.

In den Kammerspielen ist noch kurz vor Toresschluß eine kleine Änderung getroffen worden. Die Direktion hat den Dramaturgen kleidsame hellblaue Fräcke übergeworfen, mit großen, silbernen Knöpfen dran. Wir halten das für hübsch, denn wir halten's für
richtig. Die Theaterdiener sind abgeschafft worden, und die Dra-
maturgen nehmen nun an den Spielabenden, also zu einer Zeit,
wo sie ja sowieso nichts zu tun haben, den Damen die Mäntel ab
und weisen den theaterbesuchenden Herrschaften die Plätze an.
Auch öffnen sie Türen und geben allerhand kleine, aber notwen-
dige Auskünfte. An den Beinen tragen sie jetzt lange, dicke, le-
dergelbe, kniehohe Getern, auch können sie einem schon ganz
ausgezeichnet, unter einer eleganten Verbeugung, Programme
darreichen und Guckgläser anbieten. In der Provinz würden sie
außerdem noch Zettel vertragen; dies ist aber hier in Berlin nicht
D 55 nötig. Kurz und gut, kein Kritiker wird nunmehr noch fragen
dürfen, was ein Dramaturg sei, und was er für Obliegenheiten zu

20

25

30

erfüllen habe. Sie tun jetzt ihr Äußerstes, und man wird sie in Zukunft in Ruhe lassen müssen.

4.

Um endlich einmal dem ewigen Gejammer und den beständigen
5 Vorwürfen, er gebe nur Ausstattungen, keine Stücke, energisch
auszuweichen, ist Direktor Reinhardt auf die Idee gekommen, zu-
künftig seine Stücke einfach vor weißer Wäsche spielen zu lassen.
Seine Dramaturgen haben natürlich das Geheimnis bereits aus-
plaudern müssen, und er wird erstaunt, wenn nicht entrüstet sein,
10 uns schon heut mit der Neuigkeit auftrompeten zu sehen. Weiße
Wäsche! Muß es denn gerade schneeweiße sein? Kann sie nicht
von irgendeiner unbekanntem Riesendame aus dem Panoptikum,
sagen wir, etwa anderthalb Tage lang getragen worden sein? Als-
dann würden die Dekorationsstücke einen sicherlich bezaubern-
15 den Schenkelduft ausströmen, was den Herren Kritikern nur gut
tun könnte, die dann vergäßen, wo sie säßen, und betäubt würden
in ihren schärfsten Sinnen. Ohne Spaß. Reinhardts Idee scheint
uns entwicklungsfähig, also glänzend. Auf den weißen Tüchern
20 Aktrizen außerordentlich farbig abheben. Ob Reinhardt das aber
auch am Hoftheater durchsetzen wird?

D 56

Vign., Abb. 2h

Tell in Prosa

Hohlweg bei Küßnacht

TELL (tritt zwischen den Büschen hervor): Durch diese hohle Gasse, glaube ich, muß er kommen. Wenn ich es recht überlege, führt kein anderer Weg nach Küßnacht. Hier muß es sein. Es ist vielleicht
 5 ein Wahnsinn, zu sagen: Hier muß es sein, aber die Tat, die ich vorhabe, bedarf des Wahnsinns. Diese Armbrust ist bis jetzt nur auf Tiere gerichtet gewesen, ich habe friedlich gelebt, ich habe gearbeitet, und wenn ich müde von der Anstrengung des Tages gewesen bin, habe ich mich schlafen gelegt. Wer hat ihm befohlen,
 10 mich zu stören, auf wessen Veranlassung hin hat er mich drücken müssen? Seine böse Stellung im Land hat es ihm eingegeben. (Er setzt sich auf einen Stein.) Tell läßt sich beleidigen, aber nicht am Hals würgen. Er ist Herr, er darf meiner spotten, aber er hat mich an Leib, Liebe und Gut angegriffen, er hat es zu weit getrieben.
 15 Heraus aus dem Köcher! (Er nimmt einen Pfeil heraus.) Der Entschluß ist gefaßt, das Schrecklichste ist getan, er ist schon erschossen durch den Gedanken. Wie aber? Warum lege ich mich in den
 D 58 Hinterhalt? Wäre es nicht besser, vor ihn hinzutreten und ihn vor den Augen seiner Knechte vom Pferd herunterzuschlagen? Nein,
 20 ich will ihn als das ahnungslose Wild betrachten, mich als den Jäger, das ist sicherer. (Er spannt den Bogen.) Mit der friedlichen Welt ist es nun vorbei, ich habe auf das Haupt meines Kindes zielen müssen, so ziele ich jetzt auf die Brust des Wüterichs. Es ist mir, als hätte ich es bereits getan und könnte nach Hause ziehen;
 25 was im Geist schon geschehen ist, tun die Hände hinterher nur noch mechanisch, ich kann den Entschluß verzögern, aber nicht

brechen, das müßte Gott tun. Was höre ich. (Er horcht.) Kommt er schon? Hat er es eilig? Ist er so ahnungslos? Das ist das Eigentümliche an diesen Herren, daß sie ruhigen Herzens Jammervolles begehen können. (Er zittert.) Wenn ich jetzt den Schuß verfehle,
5 so muß ich hinabspringen und das verfehlte Ziel zerreißen. Tell, nimm dich zusammen, die kleinste Ungeschicklichkeit macht dich zum wilden Tier. (Hornruf hinter der Szene.) Wie frech er durch die Länder, die er erniedrigt, blasen läßt. Er meint, herrisch zu sein, aber er ist nur ohne Ahnung. Er ist so sorglos wie ein tanzendes Kind. Hundertfacher Räuber und Mörder. Er tötet, wenn er tänzelt. Ein Ungeheuer muß in der Ahnungslosigkeit sterben. (Er macht sich zum Schuß bereit.) Jetzt bin ich ruhig. Ich würde beten, wenn ich weniger ruhig wäre. Ruhige wie ich erledigen Pflichten. (Der Landvogt mit Gefolge auf Pferden. Prachtvoller
10 Auftritt. Tell schießt.) Du kennst den Schützen. Frei ist das Land von dir. (Ab.)

D 59

Vign., Abb. 21

Berühmter Auftritt

Gräfliches Zimmer. Der alte Moor ist gegangen.

FRANZ (allein): Du mein Gott, wie plump ich gewesen bin. Ich geniere mich ordentlich. Ich habe ihm die Schurkerei wie ein
 5 übelduftendes Fressen aufgetischt, und er hat es bereitwillig eingenommen. Sei's. Wie müde ich mich fühle, mich so schmutzig
 benommen zu haben. Ich hatte kaum recht die Absicht, zu töten, da gelang's mir schon. Ich habe, glaube ich, nur eine vorläufige
 Probe anstellen wollen, und da ist das widerwärtige Meisterwerk schon fertig. Meinetwegen. Alter Schafskopf. Was sind das für
 10 lieblose Töne? (Er besieht sich im Spiegel.) Wie hübsch ich aussehe. Eine vollkommen ruhige Miene. (Er lächelt.) Und dieses Lächeln. Wie unboshaft. Ich hätte nicht so rohe Mittel brauchen
 ins Werk zu setzen, Schrecken zu verbreiten. Aber das ist es: das Unfeine überzeugt am raschesten. Ich bin um eine Erfahrung reicher.
 15 Wie faul ich bin. (Er streckt sich auf einem Ruhebett aus.) Ich würde indischen Tabak rauchen, wenn ich gerade welchen hätte. Ich bin ein bischen angeödet von all dem Vorgefallenen.
 D 61 Ich habe zu schmierig gellogen, und es ist mir zu brutal geglaubt worden. Das entkräftet. Mag's. Was soll ich jetzt tun? Heda, Hermann!
 20 (Hermann tritt auf.) Geh wieder. Es war ein Traum, dich zu rufen. Ich hasse Träume. (Hermann ab.) Ich will der Amalie einen erneuten Liebesantrag machen. Ich glaube, ich habe Lust, beschimpft zu werden. O, die Herrlichkeit der Beleidigung. Mich
 so zu verkennen, das grenzt an Irrsinn. Ich habe ein zu zart entwickeltes Empfindungsvermögen, und ich langweile mich ein we-
 25

SB: Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 2, Nr. 51, 19.12.1907, S. 599 [KWA II 3, S. 115f.].

6 fühle,] fühle; SB

nig. Mich langweilt das Natürliche. Mich entsetzt der Gedanke,
ich könnte Erfolg in der Welt haben. (Amalie tritt auf.) Ich habe
soeben gelogen, ich habe deinen Karl verdächtigt. Ich bitte dich,
eile, sonst geschieht ein Unglück. Der alte Moor ist daran, ihn zu
5 verdammen. Aber ich lüge. Dieses offene Bekenntnis ist die Kapri-
ze eines Nichtswürdigen. (Amalie geht verächtlich lächelnd ab.)
Sie glaubt es. Und so taucht langsam hervor, Ungeheuerlichkei-
ten. Breite dich aus, Schauder. Furchtbarkeiten, tretet heran, amü-
siert mich. (Er springt auf.) Ich habe der geordneten Natur jetzt
10 einen Fußtritt versetzt. Sie wird nie wieder gesunden. Ich zitterte,
aber vor Weh. Wenn es nicht möglich ist, |zart zu sein, so ist es
erlaubt, zum Tier zu werden. (Er gähnt.) Ich glaube unerschütter-
lich fest an den Segen des Furchtbaren. Ich will die Güte zur Welt
hinauspeitschen. (Er sieht ein Band am Boden.) Ich will sie zur
15 Hure machen, dafür, daß ich ihr nicht habe begreiflich machen
können, daß ich edlen und großen Herzens bin. Los. Vorwärts.
Hermann! (Hermann erscheint. Mach' mich betrunken. Ich muß
schlemmen. Ich muß die Höllenkräfte, die in mir donnern, künst-
lich ersticken. Ich bilde mir sonst ein, ich sei Gott und vernichte
20 das Weltall. (Geht ab.)

D 62

Vign., Abb. 2]

Wenn man sagt, er sei ritterlich vom Scheitel bis zur Fußzehe, so ist das noch lange keine Porträtskizze. Sein Gesicht ist nicht gerade schön. Fast gar keine Nase. Die Nase ist in den Gesichtsball eingedrückt, als wäre sie in irgendeiner Stunde von einem un- 5
 barmherzigen Schwerthieb zur Hälfte abrasiert worden. Ich sage absichtlich: wegrasiert. Die Nichtachtung des Schicklichen paßt zu dieser Manneserscheinung. Percy haßt die treffenden Worte, die Grazie, die Parfüms. Die Zeichnung seines Mundes drückt Wehmut und Zorn zugleich aus, aber in seine großen Augen 10
 scheint sich das Entzücken von hundert blauen Himmeln ein für allemal verliebt zu haben. Wenn der Mann diese Augen schließt, erwarten die Umstehenden etwas Furchtbares, die Gegend zuckt zusammen, die Welt wird finster. Die Gestalt ist eher klein als groß, eher unscheinbar als imponierend. Die Rüstung ist einfach, 15
 aber die Haltung ergibt das unsichtbar-sichtbare Bild des Könighlichen. Die Lippen sind unbeweglich, sie lächeln wunderselten, und wenn sie es einmal tun, so schießt Hohn zum Gesicht heraus. 20
 Spott bedeutet bei Percy, infolge der Rauheit, die ihn beherrscht, die Spitze der Gutmütigkeit. Wen er verspottet, den liebt er, und er kann lieben. Sein Körper macht nicht die geringste überflüssige Bewegung. Er haßt das Schöne, er bemüht sich, eckig aufzutreten. Was an ihm schön erscheint, ist unbewußt. Wenn er wüßte, wie hübsch er ist, zerrisse er sein eigenes goldenes Wesen, ja, er würde sich selber ins Gesicht spucken. Aber dazu müßte er einen Spie- 25
 gel haben, und diesen Gebrauchsgegenstand kennt er gar nicht. Was er liebt, verachtet er, was er bevorzugt, findet er langweilig, wovon er träumt, das ist lebensgefährlich. Wo das Leben nicht

Die Schaubühne, Jg. IV, Bd. 1, Nr. 8, 20.2.1908, S. 208f. [KWA II 3, S. 126–129].

auf dem Spiel steht, mag er nicht leben. Nie ist ein Ehemann von seiner Gattin so geliebt worden und nie mit mehr Ursache. Percy kennt gar keine Tapferkeit. Man kennt nur, was man studiert. Percys Kühnheit ist Percy angeboren, er kann nichts dafür, daß er
5 ein Held ist. Seine Leibfarbe ist grau, sein Schmuck grün, der Federbusch rot. Einer seiner Diener stülpt ihm den Helm auf den Kopf, gleichviel welchen; Percy ist geschmacklos. Er ist zu voll von Ahnung, als daß er in solchen Dingen eine Wahl treffen könnte. Er ist zu frech zu irgendwelcher Bekleidungsfrage und zu zartfüh- D 65
10 lend zur Farbenlehre. Seiner Frau ist er Gott, er weiß das, und das plagt ihn, wenn er frühstückt. Die Zärtlichkeit, die er empfindet, sobald er sein Weib nur anschaut, will ihn „jedesmal kaput machen“. Hoffentlich sind das seine eigenen Worte. Er macht dann Witze, sagt Adieu und reitet zum Teufel. Die Manieren des Rit-
15 tertums sind ihm viel zu fade, er benimmt sich wie ein heutiger einfacher Arbeiter. Die Musik liebt er wie nicht gescheit. Wenn sie ihm, abends, nach der Schlacht, wenn er sich ermüdet an einen Baum anlehnt, ertönt, will ihm das Herz, von Tränen getragen, wegschwimmen. Er, der am Tag eine stattliche Sammlung von ab-
20 gehauenen Armen, Beinen, Köpfen und Händen auf die blutiggefärbte Wiese zusammengejähzort hat, versteht es, unmittelbar nach Vollendung des schrecklichen Werkes, aus der Natur schöne und sonderbare Stimmungen zu ziehen und sich denselben, wenn auch nur für kurze Zeit, hinzugeben. Seine Stimme, wenn
25 sie genug geschrien und trompetengeblasen hat, will sich zur Abwechslung auch mal die Wonne des Erzitterns gönnen. !Zur Religion steht er sich, na! Lieber nicht aussprechen. Ich glaube, sie ist ihm mehr als gleichgültig. Sie ist ihm eine Krähe oder sonst was, genug, er bedarf ihrer nicht. Er hat Hölle und Himmel auf Er-
30 den. Ideale hat er keine, nicht einmal Ehrgefühl; es reißt ihn zum Wagnis hin, zufällig ist das gerade sein Ideal, er tobt und erwirbt Ehre. Er träumt davon, den Prinzen von Wales kampfunfähig zu machen, dann zu lachen und den Überwundenen zu küssen. Bis

dahin tötet er, was ihm unter das Schwert läuft, von da an würde er möglicherweise ein gesitteter Mensch werden, aber wahrscheinlich auch dann nicht, sein Trotz würde es ihm kaum gestatten. Er stirbt als Junge, aber man hat, wenn man ihn röcheln und sterben sieht, das Gefühl, ein Riese hauche da seinen Atem aus.

Vign., Abb. 2k

5

Gebirgshallen

D 67

Kennen Sie die Gebirgshallen unter den Linden? Vielleicht probieren Sie einmal einen Gang dorthin. Der Eintritt kostet nur dreißig Pfennige. Wenn Sie die Kassiererin auch Brot oder Wurst
5 essen sehen, so müssen Sie nicht degoutiert umkehren, sondern sogleich bedenken, daß es Abendbrot ist, welches da verzehrt wird. Die Natur fordert überall ihre Rechte. Wo Natur ist, da ist Bedeutung. Und nun werden Sie eintreten, ins Gebirge. Und da wird Ihnen eine große Figur, eine Art Rübezahl, begegnen, es ist
10 der Wirt des Lokals, und Sie werden gut tun, ihm durch Hutlüften zu salutieren. Er sieht das gern, und er wird Ihnen artig für Ihre Höflichkeit danken, dadurch, daß er sich halb vom Stuhl, auf dem er sitzt, hochhebt. In der Seele geschmeichelt, treten Sie näher an den Gletscher heran, es ist dies die Bühne, eine geologische, geographische und architektonische Merkwürdigkeit. Sowie Sie sich
15 gesetzt haben, bekommen Sie Trinkofferten von einer vielleicht leidlich hübschen Kellnerin. Man muß vorlieb nehmen mit dem, was da ist. Es strotzt auch an Kammerspielabenden vielleicht nicht
einmal von fraulichen Finessen. Geben Sie acht, daß sich nicht all-
20 zu viele geschlagen und geworfen volle Apfelweingläser um Ihre Zahlperson herum gruppieren. Die Mädchen machen sich zu gern an solche Herren ran, die Mitleid mit ihnen haben. Mitleid ist unschicklich bei Kunstgenüssen. Haben Sie jetzt auf diese Tänzerin acht gegeben? Kleist hat auch jahrelang auf Anerkennung
25 lauern müssen. Klatschen Sie nur tapfer in die Hände, auch wenn es Ihnen beinahe mißfallen hat. Wo haben Sie Ihren Bergstock?

D 68

*SB: Die Schaubühne, Jg. IV, Bd. 1, Nr. 6, 6.2.1908, S. 161 (unter dem Titel „Reklame“)
[KWA II 3, S. 123–125].*

10 ihm] ihn SB

Zu Hause gelassen? Das nächste Mal müssen Sie wohl oder übel sportmäßig ausgerüstet im Gebirge erscheinen, für alle Fälle. Besser ist besser. Was trippelt da für eine reizende Sennhütten-Prinzessin auf Sie zu? Das ist die Kleine. Die will ein geschmettert Volles für fünfzig Pfennig von Ihnen. Werden Sie diesen Lippen, diesen Augen, dieser süßen, dummen Bitte widerstehen können? Sie wären zu beklagen, wenn Sie das könnten. Nun öffnet sich Ihnen wieder der Bühnen-Gletscherspalt, und eine dänische Liedersängerin wirft Sie mit Tönen und Anmutsschneeflocken an. Sie nehmen gerade einen Schluck von Ihrer kuhwarmen Gebirgsmilch. Der Wirt macht die aufpassende Rausschmeißrunde durch das Lokal. Er sorgt für den Anstand und für das gute Betragen. Gehen Sie doch mal hin, ich kann Ihnen sagen, na! Vielleicht treffen Sie dort auch mich wieder einmal an. Ich aber werde Sie gar nicht kennen, ich pflege dort, von Zaubereien gebannt, stillzusitzen. Ich lösche dort meine Dürste, Melodien wiegen mich ein, ich träume.

D 69

Vign., Abb. 21

Auf Knien!

D 70

Wo sind die schönen Zeiten hin,
da es noch Kavalier gab?

Kann es eine reizendere Liebhaberrolle geben als den jungen
5 Römer Ventidius? Sonst können etwa Liebhaber auf die Nerven
fallen, anlangweilen, anöden, dieser da in keinem Moment. Der
Elegant aus dem alten Rom vermeidet es, überflüssige Worte zu
machen, und doch fließt ihm die Rede nur so sturzweise, nicht
nur glas-, sondern literflaschenweise zum Mund heraus.

10 Vergib, erlauchte Frau, dem Freund des Hauses –

Glänzend versteht er es, Frauen den Hof zu machen. Er ist eher
eine liebe, als eine bedeutende Erscheinung, ein reizender
Quatschkopf, ein Gelegenheitsarbeiter, der in Schwung kommt,
wo's was zu erschnappen gibt. Seine gute Erziehung macht ihn
15 poetisch, er ist durch und durch Großstadtplanze, er würde mit-
leidig lächeln, wenn man ihm zumuten wollte, tief zu empfinden.

Wie selig bin ich, Königin –

Seine Sprache atmet Aufrichtigkeit, und das ist er auch, er ist
D 71 aufrichtig, denn er ist jung, aber er ist zugleich ein Italiener, was
heißt will: ein Abkömmling von Leuten, die das Talent hatten,
20 die Welt zu unterjochen. Er ist herrisch und zugleich graziös, was
aber ist Anmut anderes als Demut? Unser junger Mann mit der
flehenden Bitte auf der Lippe ist ein Lügner, ein Unterdrücker aus
Gewohnheit, daher interessiert er so lebhaft.

Die Schaubühne, Jg. IV, Bd. 1, Nr. 19, 7.5.1908, S. 498 [KWA II 3, S. 130–132].

Nicht eh'r, Vergötterte, als bis du meiner Brust –

Wie eitel er ist. Augenblickserfolgsmensch, was er ist, verwundet es ihn tief, sich glauben machen zu sollen, daß man ihn entbehren kann. Daß man ihn verächtlich finden kann, das kann er unter keinen Umständen glauben. Der Glaube an Siege war die Religion der Römer. 5

Und müßt' ich so in Anbetung gestreckt –

Hier wird er zornig. Wenn er jetzt nicht entzückt, ist er lächerlich. Der Schauspieler, der ihn spielt, muß Tränen gutgespielten Schmerzes zur Verfügung haben. Außerdem muß er zu knien gelernt haben. „Leidenschaftlich“ wird hier, laut Kleistscher Textanmerkung gekniet. Wie aber benimmt sich der Schauspieler bei Mondschein? 10

Dies ist der stille Park, von Bergen eingeschlossen –

Eine Minute später wird er von Bären zerrissen. Jetzt hat er die Pflicht, eines elenden Todes zu sterben. 15

Vign., Abb. 2d

Wurm, Haussekretär des Präsidenten. Welch eine merkwürdige Figur. Dieser großartig angelegte Schleicher. In seiner Seele hat einstmaliges jugendliches Feuer gebrannt. Man muß sich einen Wurm als jung denken. Damals hat er noch weinen, beben, beten und hell auflachen können. Es ist möglich, daß er sogar Gedichte geschrieben hat, und jetzt! Er möchte gern etwas ganz Großes sein, er hat Phantasie, und er ist in den Bezirken des Hohem und Guten wie zu Hause. Aber er hat es zu nichts Hohem und Fertigem gebracht, zu nichts Befehlshaberischem. Da er sich vor unfeinen, ja scheußlichen Gewalten bücken muß, hat er sich auf die betörende Grausamkeit verlegt, das zeigt unanfechtbar deutlich an, daß er die Hoheit des Schönen und Guten schauerlich empfindet. Er wäre ein guter Kerl, wenn ihm ein schöner Mund zulächeln wollte. Da schleicht er nun, wie so ein vollendeter Schleicher, das vollkommene Bild eines lebentötenden und -vergiftenden Schurken, und hat doch eine krankhafte Sehnsucht nach dem Lieblichen. Wie wünscht er, gut und rechtschaffen und wohlwollend zu sein. Schon allein seine Klugheit wünscht das. O, er weiß in allen Herzenssachen so trefflich Bescheid, er kennt die Welt, und er weiß, daß er das beste Weltgeschäft verpaßt hat: Zündende Wärme und Liebe. Und da geht er nun hin, eines Abends, es fängt schon zu dunkeln an, zu Luise, die er anbetet, und will nun um sie werben, obschon er von der Nutzlosigkeit seiner Absichten überzeugt ist. Und nun beginnt diese furchtbare Folterung der liebenden Seelen. Unzweifelhaft ist Wurm ein Schurke, es macht ihm Spaß, zu quälen, aber ebenso gewiß tut er sich weh, er liebt, und das ist sehr wichtig. Denn nun tut sich vor unsern Au-

D 74

gen da eine wahre Seelenschmerzhölle auf, es regnet in dieser herrlichen Abendszene Qualen. Das Luisen-Zimmer ist gleichsam tapeziert mit Bildern der unnennbarsten Pein. Rache und Zärtlichkeit, körperliche Lust und Bosheit, Schurkerei und herrische Standhaftigkeit, wie wimmelt das kraß durcheinander. Wurm ist 5
Weltmann, er besitzt die solide Bildung eines Mannes mit guten Beziehungen, er ist genau informiert über die Charaktereigenschaften des Heldenmädchens. Er bewundert sie ohnegleichen in dem Moment, wo sie sich seinen entsetzlichen Plänen überliefert. 10
Er fühlt die grenzenlose Verachtung, welcher er sich aussetzt, er hält das aus, ja, er übersteigt noch die Grenze, er zwingt sich zuletzt noch zu Widerlichkeiten. Er steht unbedingt groß da, er ist Held. Inwiefern Ferdinand Kavalier ist, kann er stolz sein, durch so kühne Intrigen zu fallen.

Vign., Abb. 2b

Es ist mir, als sähe ich ihn vor mir, den Prinzen von Homburg. Er ist in das Kostüm seiner Zeit gesteckt worden, und nun bildet er sich etwas ein auf die Farben, die er trägt, ein scheinbar so eitler Fritze ist er. Übrigens ist er ein Talent, er kann reden, und das ist wieder-
 5 um etwas, worauf er sich etwas einbildet. Er hat hohe, glänzend gewichste Stiefel an den gespreizten Beinen und, Donnerwetter, ritterliche Handschuhe an den Händen, das hat nicht jeder, ein einfacher Bourgeois zum Beispiel kann das nicht haben. Auf dem
 10 Kopf hat er eine Perücke, sein Schnurbart ist fabelhaft geringelt, das allein bürgt für den künstlerischen Erfolg. Er braucht jetzt nur noch ärgerlich mit seinem Soldatenbein auf den Boden zu stampfen, um alle übelwollenden Kritiken wegzufegen, er tut's, und von diesem Augenblick an ist dieser Herr Prinz von Homburg ein
 15 gottbegnadeter Künstler. Übrigens hat er seine Rolle auswendig gelernt, reiner Überfluß, sich die Stellen gemerkt, wo sein ganzes prinzlich homburgisches Wesen zum Durchbruch kommen soll, absoluter Mangel an Kunstunbewußtheit. Er braucht nichts zu
 20 können, ja, es ist sogar gut, wenn er nichts kann, der echte Schauspieler ist nicht fürs Lernen, denn er hat's von der Geburt her. Das ist es ja, was diesen hohen Beruf von den übrigen Erdenberufen rühmlich unterscheidet: Man stiefelt einfach in Stiefeln hervor, rasselt mit dem Degen, macht eine Geste und heimst Beifall ein. Das sind keine so einfachen Menschen, die sagen können:

D 77

25 Nun denn auf deiner Kugel, Ungeheures –

So etwas kann ein Arzt, ein Techniker, ein Journalist, ein Buchbinder oder ein Bergebesteiger nicht sagen, hat ja auch, Gott

Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 2, Nr. 37, 12.9.1907, S. 238–239 [KWA II 3, S. 91–93].

soll mich strafen, keine Veranlassung dazu. Prinz von Homburgs Augen rollen schrecklich, er spricht die Verse mehr mit seinem Augenrollen als mit seinen Lippen. Übrigens spricht er die Verse schlecht, das beweist, daß er ein guter Mensch ist, daß er Seele, Frau und Kind hat, Charakter hat, und es beweist auch, ja, jetzt merke ich es endlich, daß er tief, tief über seine Rolle nachgedacht hat. Dieser Prinz von Homburg ist von einer bezaubernden Naturburschenhaftigkeit, wenn es gilt, zu sagen: 5

Pah, eines Schuftes Fassung, keines Prinzen.
Ich denk' mir eine andre Wendung aus. 10

D 78 | Diese Worte brüllt er womöglich. Und jetzt gewärtigt er Beifall, aber über den Bürger, dessen Beifall er will, fühlt er sich adlig erhaben. Nun, er ist von Adel, er besitzt Güter am Rhein:

Da will ich bauen, will ich niederreißen.

Du liebe Zeit, er geht eben ganz in der Rolle auf. Talent hat der Schuster gehabt, der ihm die Kanonenstiefel angemessen hat, nicht er, das heißt, ja, Talent schon, aber alles das geht ja den einfach geborenen Bürger nichts an. 15

Vign., Abb. 2m

Ich bereite mich gegenwärtig darauf vor, Schauspieler zu werden. Mein erstes Auftreten auf den Brettern ist nur noch die übliche Frage der Zeit. Momentan lerne ich Rollen auswendig. Den ganzen Tag, trotz des herrlichsten Wetters, sitze oder stehe ich
5 aufrecht in meiner Bude und deklamiere in allen Tonarten. Ich bin vollständig vom Theaterteufel verschlungen. Meine Nachbarschaft bringe ich durch mein Brüllen zur Verzweiflung. Was soll aus mir werden? Aber das hat so kommen müssen. Ich erblicke
10 in dem Mimenberuf die höchste und reinste Menschaufgabe, und ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Ich werde fürs erste in das Heldenfach eintreten, später wird es sich dann zeigen, ob ich der Mann dazu bin, in Charakterrollen hinüberzuspringen. Ich bin, was meine ganze Naturanlage betrifft, einer der süßlichsten
15 Kerls in Europa, meine Lippen sind Zuckerfabriken, und mein Benehmen ist ein total schokoladenes. Dagegen gibt es in mir und an mir eine Art Männlichkeitston, der reine Fels. Ich kann plötzlich, wenn ich es für gut finde, Stein sein, oder Holz; das wird den Liebhabern, die ich spielen werde, notwendigerweise
20 zu statten kommen. Von meiner Figur, die eine sehr altbackene ist, wird Erschütterung ausgehen, meine Augen werden faszinieren, mein Betragen wird blenden, denn es besteht aus lauter Glühstrümpfen. Ich habe einen etwas krummen Rücken nebst einem kleinern Buckel. Diese Verunstaltung meines Körpers wird
25 hinreißen, denn ich gedenke sie vergessen zu machen durch die plastische Darstellung meiner zahlreichen innern Vollkommenheiten. Man wird etwas Häßliches und zugleich etwas Schönes sehen, und das Schöne wird den Sieg davontragen. Mein Kopf ist

D 80

Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 2, Nr. 41, 10.10.1907, S. 348 [KWA II 3, S. 100–102].

mächtig groß, meine Lippen sind dick wie starke Folianten, meine Hände gleichen den Füßen von Elefanten, und dazu besitze ich eine furchtbar modulationsfähige Stimme. Wenn jener melancholische Königssohn sagen konnte, er habe Dolche geredet, so darf ich behaupten, und zwar füglich, ich rede und schwatze 5
Schwerter. Schon als Junge bin ich einmal im dramatischen Verein „Edelweiß“ aufgetreten, nämlich als Hausknecht, ich spielte schlecht, denn ich fühlte mich zu Höherem berufen. Nunmehr ist die Sache ja für mich entschieden. Nächste Woche findet mein 10
D 81 Debüt statt, das Stück heißt: „Du lachst dich kaput“. Hoffentlich erscheinen nun die billettlösenden Herrschaften recht zahlreich, wenn nicht, dann eben nicht, umbringen wird mich die Gleichgültigkeit eines verständnislosen Publikums niemals.

Vign., Abb. 2f

Das Theater war voll besetzt. Das Zeichen zum Beginn der Vorstellung ertönte. Der Vorhang ging in die Höhe. Nein, vorher tönte schon das Orchester mit seiner Ouvertüre, und jetzt erst ging der
5 Vorhang in die Höhe, und Don Juan, der Verführer der Frauen, trat auf, und gar nicht lange dauerte es, und so zog er seinen Degen und rannte ihn dem schwächlichen Gegner in den Leib. Dies war der arme alte Vater, worauf nun, unter einem überaus melodischen Geschrei, das einem das Herz zerriß, die Tochter herbeeilte,
10 um am Leichnam des Erschlagenen niederzustürzen. Hierauf sang die verzweifelte Frau ein so schönes, in die höchsten Schmerzen steigendes Klagelied, daß den Hörern die Tränen in die Augen treten mußten. Und so wogte der Inhalt der Oper auf und ab, und Lichter schossen aus der Finsternis blendend hervor, und Geister
15 tauchten, zum Entsetzen derer, die sie sahen, auf, und Augen wurden naß, und frevelhafte Worte wurden ausgesprochen, wobei die Musik bald zu tönen aufhörte und bald wieder mit Gesang und Klang von neuem einsetzte, um jedes Ohr zu bezaubern. Die
20 Ohren, die das alles hörten, wurden von der Musik verwundet, um gleich darauf wieder, nur von einem neuen Strom von Musik, geheilt und erlöst zu werden. So wechselten der Tod mit dem Leben, die Erschöpfung mit der Erquickung, die Verwundung mit der Gesundung ab, und Bilder taten sich vor den Augen der Zuschauer auf, die sie, so sagten sie sich, nie wieder würden vergessen
25 können. Die wunderbare Musik tröstete und beengte alle Seelen, betörte und beglückte alle Herzen. Und der schöne, edle, volltönende Gesang glich dem glücklichen Kind, das getragen und gehoben wird von den Armen der vielleicht noch viel glücklicheren

Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 1, Nr. 13, 28.3.1912, S. 372 [KWA II 3, S. 183–186].

Mutter. Und so strömte und loderte es gleich einer überanmut-
vollen, schreckenerregenden Feuersbrunst, und gleich einem in
sich selber tosenden und in die Schlucht hinabstürzenden und
brüllenden wilden Wasserfall. Dann wieder war es ein stilles, kaum
hörbares Seufzen. Einige Zeit lang glich es einem süßen, liebe- 5
vollen Anmutgeriesel oder wohltuendem Schneegestöber. Dann
schien es zu sein, als regne es leise auf Dächer herab, worauf wie-
der ein gereizter gewaltiger Löwe zu brüllen schien, so daß Furcht
D 84 und Schönheits|empfinden miteinander kämpften. Und immer
war es getaucht in silberne, milde Mondesgroßartigkeit, daß man 10
meinte, nicht ein Mensch, sondern ein himmlischer, erdenun-
abhängiger Engel müsse das alles erfunden und gemacht haben.
Man dachte überhaupt, weil das Ganze eine so schöne Schöpfung
war, nicht an eine Schöpfung, denn man hatte zu viel mit dem
Bewußtsein des Genusses zu tun. Jagdhörner, Waldhörner klangen 15
zwischen den Flöten, Klarinetten und elegischen Geigen,
daß ganze rauschende, uralte Eichen-, Buchen- und Tannenwäl-
der sich vor der Seele und vor dem musikdurchschauenden Auge
auftaten. Und dann, was war dann? Dann, und so kam ja die herrli- 20
che, gnaden- und tonüberströmte Verzeihungsszene, wo die lieb-
liche Zerline ihren Gatten um Verzeihung des Fehltrittes bittet,
die gewährt wurde unter einem unsagbar schönen Gesang, wobei
sie beide singen, die Verzeihliche sowohl wie der liebe gute Ver-
zeihende. So versöhnten und verziehen sie sich, und man wußte 25
gar nicht mehr, wo man war vor lauter Schwelgen und Träumen
in wehmütvoll-empfindungsvollen Rätseln. In den Logen und
D 85 Parketten schauten sich Gatte und Gattin, Bruder und Schwester,
Freund und Freundin, Sohn und Vater, Tochter und Mutter in
die Augen und nickten mit den gedankenvollen Köpfen. In einer
Loge, wie in einem Lusthaus oder wie in einem Tempel, saß eine 30
schöne Frau mit großen, schwarzen, leidenschaftsdurchglühten
Augen, die sich nicht verwinden konnte, eine Bewegung zu ma-
chen, als wolle und müsse sie an den sterblich schönen und süßen

Tönen kranken und sterben, um im Schönheitsgenuß zu endigen. Und so vielleicht noch allerlei andere, weniger bedeutsame Personen. Oskar, der finstere Oskar, der Held der Epoche, in der er lebte, lehnte an einer goldenen Säule, und er mußte schaudern
5 vor den Gewinnsüchtigkeiten und Schlechtigkeiten des Lebens, das er führte, da er so himmlisch Schönes und Wohl lautendes hörte. Doch er verzog keine Miene seines harten Gesichtes, und er rührte kein Glied seines schlanken, wie aus schmiegsamem Eisen gebauten Körpers. „Komm auf mein Schloß, mein Leben“ – so
10 sang der verwilderte Kerl mit dem rabenschwarzen Bart im Wüstlingsgesicht. Doch wir scheinen vergessen zu haben, zu sagen, wie eine Dame, ganz in schwarz gekleidet, mit nicht endenwollendem Gram- und Schmerzgesang aus dem Hintergrund der Welt an das
15 Licht hervortrat. Zuletzt, als alles nichts half bei dem Verworfenen und Verderblichen, öffnete sich feurig rot der Höllenschlund und verschlang den unverbesserlichen Bösewicht mit Gepolter, Gekrach und Geknatter. Die Musik spielte noch einige nachtragende Töne, und auf einmal war alles mäuschenstill, der Vorhang fiel nieder, und das Publikum ging nach Hause. An diesem Abend
20 machte Oskar die Bekanntschaft der schönen Gräfin von Erlach, die die Männer liebte, um sie zu vernichten. In der Folge wußte er sich aber den schrecklichen Einflüssen dieser Frau zu entziehen, wozu ihm die näher mit den Dingen Vertrauten gratulierten.

D 86

Vign., Abb. 2c

Graf und Gräfin sitzen beim Frühstück. In der Tür erscheint der Diener und überreicht seiner gnädigen Herrschaft einen anscheinend gewichtigen Brief, den der Graf erbricht und liest.

Inhalt des Briefes: „Sehr geehrter, oder, wenn Sie lieber wollen, hochwohlgeborener, nicht genug zu rühmender, guter Herr, hören Sie, Ihnen ist eine Erbschaft zugefallen von rund zweihunderttausend Mark. Staunen Sie und seien Sie glücklich. Sie können das Geld persönlich, sobald es Ihnen beliebt, in Empfang nehmen.“

Der Graf setzt seine Frau von dem Glück, das ihm in den Schoß gefallen ist, in Kenntnis, und die Gräfin, die einige Ähnlichkeit mit einer Kellnerin hat, umarmt den höchst unwahrscheinlichen Grafen. Die beiden Leute begeben sich weg, lassen aber den Brief auf dem Tisch liegen. Der Kammerdiener kommt und liest, unter einem teuflischen Mienenspiel, den Brief. Er weiß, was er zu tun hat, der Schurke.

„Bier, wurstbelegte Brötchen, Schokolade, Salzstangen, Apfelsinen gefällig, meine Herrschaften!“ ruft jetzt in der Zwischenpause der Kellner.

Der Graf und der Kammerdiener, das ungetreue Scheusal, als welches er sich nach und nach entwickelt, haben sich aufs Meer-schiff begeben, und jetzt sind sie in der Kajüte. Der Diener zieht seinem Herrn die Stiefel aus, und letzterer legt sich schlafen. Wie unvorsichtig das ist, soll sich alsbald zeigen, denn nun entpuppt sich der Schurke, und ein mörderischer Kammerdiener gießt seinem Gebieter eine sinnberaubende Flüssigkeit in den Mund, den er gewaltsam aufreißt. Im Nu sind dem Herrn Hände und Füße

Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 1, Nr. 21, 25.5.1912, S. 606 [KWA II 3, S. 196–198].

gefesselt, und im nächsten Augenblick hat der Räuber den Geldbrief an sich gerissen, und der arme Herr wird in den Koffer geworfen, worauf der Deckel zugeklappt wird.

5 „Bier, Brause, Nußstangen, Schokolade, belegte Brötchen gefällig, meine Herrschaften“, ruft wieder das Ungeheuer von Kellner. Einige der anwesenden Vorortherrschaften genehmigen eine kleine Erfrischung.

10 Nun prunkt der verräterische Diener in den Anzügen des vergewaltigten Grafen, der in dem Amerikakoffer schmachtet. Dämonisch sieht er aus, der unvergleichliche Spitzbube.

Es rollen noch weitere Bilder auf. Zuletzt endet alles gut. Der Diener wird von Detektivfäusten gepackt, und der Graf kehrt mit seinen zweimalhunderttausend Mark glücklich, obgleich unwahrscheinlich, wieder nach Hause.

15 Nun folgt ein Klavierstück mit erneuertem „Bier gefällig, meine Herrschaften“.

D 89

Vign., Abb. 2h

Wanda

Als ganz junger Mensch schon, zu der Zeit, da ich Volksbank-
lehrling war, fühlte ich mich auf das entschiedenste als Drama-
tiker geboren. Was für einen wackern Schaffensdrang und -mut
ich entwickelte, mag daraus hervorgehen, daß ich oben in einer 5
staubigen Dachstube an einem Stehpult stand, das meinem äl-
tern Bruder, der Student war und der ebenfalls in großen Linien
drauflos dramatisierte, von einer Verehrerin und Gönnerin zum
Geschenk gemacht worden war. Mein Bruder wälzte sich an einem 10
historischen Stoff herum, der den Titel trug: „Der Bürgermeister
von Zürich“. Ich aber, indem ich mich in das Polentum verliebte,
hatte mich in den polnischen Freiheitskampf geworfen, und der
Gegenstand meiner leidenschaftlichen dichterischen Bestrebun-
gen hieß: „Wanda, die Polenfürstin“. O Gott, wie schwelgte ich 15
am Genuß dieses hochherzigen Heldenkindes. Andererseits aber
träumten wir beide, mein produktiver Bruder und ich, der ich
mir nicht minder produktiv erschien, von rauschendem Applaus,
von Lorbeerkränzen und von mehr-, ja, vielleicht hundertfach
D 91 wiederholten Aufführungen, hervorgerufen durch allseitiges 20
stürmisches Verlangen, unsre bezaubernden Werke immer von
neuem wieder zu sehen. Es war im Sommer, und in der Dich-
terdachkammer herrschte eine versengende, brütende Hitze,
und den beiden jungen hoffnungsvollen Theatralikern lief der
Schweiß von den erfinderischen und schöngeistigen Stirnen her-
unter. Meine Polen schienen das Leben, das doch so amüsam sein 25
kann, nicht sonderlich hochzuschätzen, sondern sie warfen es, er-
füllt, wie sie waren, von glühender Vaterlandsliebe, weg, als taue
es keinen Pfifferling, oder als taue es nur angesichts des Todes

Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 2, Nr. 30/31, 1.8.1912, S. 105 [KWA II 3, S. 199–201].

etwas. Ich erschrecke heute, wo aus mir ein Genüßling und Lüst-
ling geworden ist, der die Teller leckt und den üppigen Frauen
bereitwilligst den Hof macht, über den vormaligen dramatischen
Heldenmut, womit ich umging, als sei ich nicht meiner lieben
5 Mutter, sondern einer Löwin Sohn, bestimmt für die Schlacht und
für den grausigen Kanonendonner. „Wanda“ ist indessen nie als
Buch erschienen, und ebensowenig habe ich erfahren, daß dieses
herrliche Stück je seine Aufführung erlebte.

Meine bescheidene Wenigkeit war im elterlichen Hause, als kleiner Junge, der noch unglaublich grün und noch ziemlich naß hinter den Ohren war, der bevorzugte Inszeneur, Theaterspieler, Dramaturg, Regisseur und Geschichtenmacher meiner jüngern Schwester, der ich eine Zeitlang immer Geschichten, nicht etwa nur erzählen, nein, machen mußte, wessen ich mich heute glücklicherweise noch deutlich erinnere, da ich sonst diesen interessanten Aufsatz ja gar nicht schreiben könnte. Fanny, so, meine ich, hieß die entsetzliche kindliche Tyrannin, die gebieterisch von mir verlangte, ich solle ein dichterisches Genie sein, um sie mit Vorgängen zu erbauen und mit Geschichten zu unterhalten, wobei sie mir stets, und das war das Schreckliche, drohte, zu Mama zu gehen und mich als Bösewicht zu verklagen, wenn ich mich von Zeit zu Zeit eines so ermüdenden und geistig so aufreibenden Geschäftes, wie das edle Dramatisieren ist, ein wenig entziehen wollte. Stundenlang dauerte das Theater; und die Geschichten, die ich machte und in Szene setzte, wollten schon, aber durften nicht enden, da sonst mein gestrenges Publikum, ^{das heißt:} meine liebe Schwester, indem sie eine mir nur zu wohlbekannt zürnende Miene aufsetzte, sogleich sagte: „Du scheinst heute keine besondere Lust zu haben, mir eine Geschichte zu machen, an welcher ich mich ergötzen könnte. Ich rate dir, habe nur Lust, sonst geh ich zu Mama und sage ihr, daß du mich immer ärgerst, und dann bekommst du Prügel, das weißt du. Nimm nur deine Phantasie mit aller Kraft zusammen und gib mir stets nur das Beste von deinem Können. Ich weiß, daß du kannst, wenn du willst, und ich will keinerlei Entschuldigungen anhören, wie die, daß dir

SB: Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 1, Nr. 20, 16.5.1912, S. 577 [KWA II 3, S. 193–195].

der Geist erlahme. Umsonst sind alle deine Bemühungen, die du machst, um dich deiner Aufgabe, einer Aufgabe, zu deren Lösung du verpflichtet bist, zu entziehen. Du mußt, du mußt spielen. Sonst werde ich erbärmlich zu weinen anfangen, was Mama haßt, und was das für unausbleibliche peinliche Folgen für dich hat, das kann dir dein Geschichtenmacherkopf erzählen, den schon so mancher Schlag von Mamas Hand getroffen hat.“ So oder ähnlich redete eine schauerhafte Unterdrückerin zum erbarmungswürdigen, armseligen Gedrückten, Gepreßten, Verkauften und Unterdrückten. Machte ich meine Sache gut und war Schwesterchen zufrieden mit der Kunst, die ich ausübte, so belohnte ein reizendes, gnädiges, wenngleich etwas höhnisches Lächeln den Angstschweiß, mit dem ich gekämpft hatte. Wenn ich aber der Tyrannin trotzte und mich den schwesterlichen Befehlen nicht fügen wollte, so kam es heran, das Ungeheure, und ich erhielt Hiebe auf meinen phantasielosen Schädel, eine Maßregel, die ich natürlicherweise im höchsten Grade verabscheute. Und da mir Mamas Zorn stets mindestens ebenso weh tat wie die Ohrfeige, die sie mir versetzte, so suchte ich im allgemeinen meines geehrten Publikums Gunst zu erwerben und Mißfallen zu vermeiden, und bald kam ja dann die Zeit, wo die lästige Geschichtenmacherei und dramatische Kunst überhaupt aufhörte.

D 94

Vign., Abb. 2e

Ein großstädtischer Hof, vom Mond beleuchtet. Mitten im Hof eine eiserne Kiste. Eine Partie Gesang von innen her in den Zuschauerraum tönend. Ein Löwe an einer Kette angebunden. Ein
 5
 10
 15
 20
 25
 30
 35
 40
 45
 50
 55
 60
 65
 70
 75
 80
 85
 90
 95
 100
 105
 110
 115
 120
 125
 130
 135
 140
 145
 150
 155
 160
 165
 170
 175
 180
 185
 190
 195
 200
 205
 210
 215
 220
 225
 230
 235
 240
 245
 250
 255
 260
 265
 270
 275
 280
 285
 290
 295
 300
 305
 310
 315
 320
 325
 330
 335
 340
 345
 350
 355
 360
 365
 370
 375
 380
 385
 390
 395
 400
 405
 410
 415
 420
 425
 430
 435
 440
 445
 450
 455
 460
 465
 470
 475
 480
 485
 490
 495
 500
 505
 510
 515
 520
 525
 530
 535
 540
 545
 550
 555
 560
 565
 570
 575
 580
 585
 590
 595
 600
 605
 610
 615
 620
 625
 630
 635
 640
 645
 650
 655
 660
 665
 670
 675
 680
 685
 690
 695
 700
 705
 710
 715
 720
 725
 730
 735
 740
 745
 750
 755
 760
 765
 770
 775
 780
 785
 790
 795
 800
 805
 810
 815
 820
 825
 830
 835
 840
 845
 850
 855
 860
 865
 870
 875
 880
 885
 890
 895
 900
 905
 910
 915
 920
 925
 930
 935
 940
 945
 950
 955
 960
 965
 970
 975
 980
 985
 990
 995

SB: Die Schaubühne, Jg. V, Bd. 1, Nr. 19, 13.5.1909, S. 535f. [KWA II 3, S. 156–159].

gefangen? Laß sehen. Wirklich, auch das Schwert am Boden rührt sich in keiner Weise, aber es lebt, denn es gibt jetzt einen kurzen Ton von sich, es seufzt. Was ist das für ein Zeitalter, das Künstlerinnen zu Löwen wirft, neben eine klirrende Kette, vor ein seufzendes Schwert, an die Seite von Leuten, die die sonderbare Laune haben, in eisernen Kasten zu wohnen? Plötzlich stürzt der Mond von seiner unermeßlichen Höhe in den Hof hinab, der Frau vor die Füße. Diese setzt den Fuß auf die blasse, schimmernde Kugel und bewegt sich solchermaßen |rund um die Kiste herum. Da zer- D 97
teilt und zerlegt sich der Mond in ein weites Gewand, oder in eine Art Teppich, oder in eine Schicht weißlichen Nebel, die Häuser, die den Hof bilden, verschwinden, blendend weiße Alpengipfel steigen aus dem Abgrund der Bühne langsam in die Höhe, der Nebel legt sich den Alpen zu Füßen, ein rötlicher Stern schießt aus der bläulich-schwärzlichen Luft herab in die Haartracht der S 15
Sängerin. Dieser Schmuck ist blendend, aber in diesem Moment entsteigt der Kiste eine hohe, dunkelgrüne Tanne, und der Mann steht, mit einer prachtvollen Rüstung bedeckt, unter den Ästen dieser Tanne, aber noch mehr: da, wo ein Löwe an der Kette geris- S 20
sen hat, steht jetzt ein zierlicher Tempel von altgriechischer Bauart. Das Schwert hat, wie es scheint, Bewegung gefunden, denn es befindet sich wunderbarerweise jetzt in den Händen des Mannes, und dieser Mann! Worte wagen sich nicht an die Beschreibung seiner kräftestrotzenden Erscheinung heran. Er singt, oder irgend S 25
etwas um ihn herum scheint zu erbeben unter Klängen. Hinter den Bergen läuten die Glocken. Ein ferner, blauer See spiegelt sich in der Luft über den Häuptern der Darsteller formvollendet, aber |verkleinert ab. Dem Bühnenboden entspringen Gräser, D 98
Kräuter und Blumen, wir befinden uns, glauben wir, auf der üppigen Matte eines breiten Vorberges. Da kommt auch noch eine S 30
Kuh mit bim bam und bum bum und weidet friedlich. Ein Sum-

25 etwas] was SB

men umhüllt alles. Aber wo ist die Sonne. Ei, unter dem Sonnigen
vergißt man eben die Gegenwart der Sonne. Aber plötzlich legt
sich eine schwarze, ungeheuerlich große Hand breitfingrig über
das alles und erdrückt es. Hinab! donnert eine höllische Stimme,
und wieder taucht der schwärzliche Hof auf, der Löwe brüllt, 5
die Zeit steht etwas abseits von dem Gebrüll an einen Pfahl angelehnt,
unerkenntlich und totenstill, der Kopf des Mannes ragt
zur Kiste heraus, er murmelt jetzt etwas, und der künstlerische
Schmerz singt wieder zum Fenster hinaus. Dazwischen hört man
das ferne, ferne Gezwitzchen eines Vogels, wobei man an den See 10
denken muß, der in der losen Luft gehangen ist. Das Schwert
schlägt dumpf zu Boden. Und nun sinkt der Gesang der Frau zu
der anfänglichen Gesangschule herab, der Mann duckt sich eilig
und verschwindet vollständig in seiner eisernen oder gußeisernen
D 99 Umgebung. Die dunkle Gestalt raucht eine Zigarette, als wollte 15
sie sagen: das ist mein Kennzeichen. Sie gibt dadurch tatsächlich
dem Bild eine andre Wendung, denn nach einer momentanen
Dunkelheit blicken die Zuschauer in ein modern ausgestattetes
Kaffeekhaus, worin einzelne Leute gierig Zeitungen lesen. Sie
tippen mit den Fingern auf Gedrucktes, lächeln fein und farblos 20
dazu und rufen dann: Bitte zahlen, Ober! Der Löwe spaziert
männlich herein, hinter ihm die vermeintliche Prinzessin, auch der
Mann kommt, eine „interessante Erscheinung“, dann das hübsch
frisierte Schwert, dann der blauäugige See in ganz neuem Anzug,
und bestellen alle hintereinander eine Tasse Kaffee und schwatzen 25
miteinander.

Vign., Abb. 2g

Stelle dir, lieber Leser, vor, wie schön, wie zauberhaft das ist, wenn eine Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin durch ihr Können und durch die Wirkung desselben ein ganzes Theaterpublikum zu stürmischem Jubel hinreißt, daß alle Hände in Bewegung gesetzt werden und der schönste Beifall durch das Haus braust. Stelle dir vor, daß du selber mit hingerissen seiest, der Glanzleistung deine Huldigung darzubringen. Von der umdunkelten, dichtbevölkerten Galerie herab hallen, Hagelschauern ähnlich, Beifallskundgebungen herab, und gleich dem rieselnden Regen regnet es Blumen über die Köpfe der Leute auf die Bühne, von denen einige von der Künstlerin aufgehoben und, glücklich lächelnd, an die Lippen gedrückt werden. Die beglückte, vom Beifall wie von einer Wolke in die Höhe gehobene Künstlerin wirft dem Publikum, als wenn es ein kleines, liebes, artiges Kind sei, Kußhand und Dankesgeste zu, und das große und doch kleine Kind freut sich über diese süße Gebärde, wie eben nur immer Kinder wieder sich freuen können. Das Rauschen bricht bald in Toben aus, welches sich wieder ein wenig zur Ruhe legt, um gleich darauf von neuem wieder auszubrechen. Stelle dir die goldene, wenn nicht diamantene Jubelstimmung vor, die wie ein sichtbarer göttlicher Nebelhauch den Raum erfüllt. Kränze werden geworfen, Buketts; und ein schwärmerischer Baron ist vielleicht da, der ganz dicht am Rand der Bühne steht, den Schwärmerkopf bei der Künstlerin kleinen, kostbaren Füßen. Nun, und dieser adlige Begeisterungsfähige legt vielleicht dem umschwärmten und umjubelten Kinde eine Tausendmarknote unter das bestrickende Füßchen. „Du Einfaltspinsel, der du bist, behalte du doch deine Reichtümer.“ Mit

D 101

Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 2, Nr. 40, 3.10.1912, S. 322 [KWA II 3, S. 208–210].

solchem Wort bückt sich das Mädchen, nimmt die Banknote und wirft sie verächtlich lächelnd dem Geber wieder zurück, den die Scham beinahe erdrückt. Stelle dir das und andres recht lebhaft vor, unter anderm die Klänge des Orchesters, lieber Leser, und du wirst gestehen müssen, daß eine Ovation etwas Herrliches ist. Die Wangen glühen, die Augen leuchten, die Herzen zittern, und die Seelen fliegen in süßer Freiheit, als Duft, im Zuschauerraum umher, und immer wieder muß der Vorhangmann fleißig den Vorhang hinaufziehen und herunterfallen lassen, und immer wieder muß sie hervortreten, die Frau, die es verstanden hat, das ganze Haus im Sturm für sich zu gewinnen. Endlich tritt Stille ein, und das Stück kann zu Ende gespielt werden.

Vign., Abb. 2a

Guten Tag, Riesin!

D 103

Es ist einem, als schüttle da eine Riesin ihre Locken und strecke ein Bein zum Bett heraus, wenn man am frühen Morgen, noch ehe die Elektrischen fahren, von irgendeiner Pflicht angetrieben, in die Weltstadt hineingeht. Kalt und weiß liegen die Straßen wie
5 ausgestreckte Menschenarme da; man läuft, reibt sich die Hände und sieht, wie zu den Toren und Türen der Häuser Menschen heraustreten, als speie ein ungeduldiges Ungeheuer seinen warmen, flammenden Speichel aus. Augen begegnen dir, wenn du so
10 dahergehst, Mädchen- und Männeraugen, trübe und frohmütige; Beine laufen hinter und vor dir, und du selber beinelst auch, was du nur kannst und schaust mit deinen eigenen Augen, mit denselben Blicken, wie alle blicken. Und die Brüste tragen alle irgendein verschlafenes Geheimnis, und in den Köpfen allen spukt
15 irgendein wehmütiger oder anspornender Gedanke. Herrlich, herrlich. Da ist es also kalter, halb sonniger, halb trüber Morgen, viele, viele Menschen liegen noch in ihren Betten, Schwärmer, die die Nacht und den halben Morgen durchgelebt und -geabenteuert haben, Vornehme, zu deren Lebensgewohnheiten es ge-
20 hört, spät aufzustehen, faule Hunde, die zwanzigmal erwachen, gähnen und wieder einschnarchen, Greise und Kranke, die sich überhaupt nicht mehr, oder nur mühsam erheben können, Frauen, die geliebt haben, Künstler, die sich sagen: a was, quatsch, früh aufstehen, Kinder von reichen, schönen Eltern, fabelhaft
25 gepflegte und behütete Wesen, die in ihren eigenen Stuben, hinter schneeweißen Fensterumhängen, das Mündchen offen, märchenhaft träumend, bis neun, zehn oder elf Uhr schlafen. Was zu solch früher Morgenstunde auf den wild ineinander verschlun-

D 104

Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 5, Mai 1907, S. 639f. [KWA II 1, S. 6–10].

genen Straßen gramselt und ameiselt, das sind, wenn nicht Dekorationsmaler, so doch vielleicht Tapezierer, Adressenschreiber, kleine, lausichte Agenten, Menschen auch, die einen frühen Eisenbahnzug nach Wien, München, Paris oder Hamburg erreichen wollen, kleine Menschen in der Regel, Mädchen von allen möglichen Erwerbszweigen, Erwerbende also. Einer, der dem Rummel zusieht, muß das notwendigerweise einzig finden. Er geht dann so und meint beinahe, auch rennen, atempusten und seine Arme hin und her schwenken zu müssen; das Treiben und Emsigtun ist ja so ansteckend, wie etwa ein schönes Lächeln ansteckend sein kann. Nein, nicht so. Der frühe Morgen ist noch etwas ganz anderes. Er schleudert aus Kneipen etwa noch ein paar schmierig gekleidete Nachtgestalten mit ekelhaft rotbemalten Gesichtern auf die blendend-staubig-weiße Straße hinaus, wo sie eine gute Weile, den Hakenstock an der Schulter tragend, blödsinnig stehen bleiben, um Vorübergehende anzuöden. Wie ihnen die trunkene Nacht zu den schmutzigen Augen hinausblendet! Weiter, weiter. Bei Besoffenen hält sich das blauäugige Wunder, der frühe Morgen, nicht auf. Er hat tausend schimmernde Fäden, womit er dich weiterzieht, er schiebt dich von hinten und lockt und lächelt dich von vorne an, du siehst hinauf, wo ein weißlich verschleierter Himmel ein paar zerrissene Stücke Blau hervorläßt; hinter dich, um einem Menschen, der dich interessiert, nachzuschauen, neben dich, an ein reiches Portal, hinter dem ein fürstliches Palais verdrossen und vornehm emporragt. Statuen winken dir aus Gärten und Parkanlagen entgegen; immer gehst du und hast flüchtige Blicke für alles, für Bewegliches und Feststehendes, für Droschken, die träge fortrumpeln, für die Elektrische, die jetzt zu fahren beginnt, von der herab Menschaugen dich ansehen, für den stupiden Helm eines Schutzmannes, für einen Menschen mit zerrissenen Schuhen und Hosen, für einen zweifellos ehemals Gutsituierteren, der im Pelzmantel und Zylinder die Straße fegt, für alles, wie du selber für alles ein flüchtiges

Augenmerk bist. Das ist das Wunder der Stadt, daß eines jeden
Haltung und Benehmen untertaucht in all diesen tausend Arten,
daß das Betrachten ein flüchtiges, das Urteil ein schnelles und das
Vergessen ein selbstverständliches ist. Vorüber. Was ist vorüber?
5 Eine Fassade aus der Empirezeit? Wo? Da hinten? Ob sich da ei-
ner wohl entschließen kann, sich nochmals umzudrehen, um der
alten Baukunst einen Extrablick zu schenken? I woher. Weiter,
weiter. Die Brust dehnt sich, die Riesin Weltstadt hat jetzt in aller
üppigen Gemächlichkeit ihr schimmernd-durchsonntes Hemd
10 angezogen. So eine Riesin kleidet sich eben ein bißchen langsam
an; dafür aber duftet und dampft und pocht und läutet jede ihrer
schönen, großen Bewegungen. Droschken mit Amerikakoffern
obenauf poltern und radebrechen vorbei, du gehst jetzt im Park;
die stillen Kanäle sind noch mit grauem Eis bedeckt, die Matten
15 frieren dich an, die schlanken, dünnen, kahlen Bäume jagen dich
mit ihrem zitternd-frölichen Aussehen flugs weiter; Karren wer-
den geschoben, zwei herrschaftliche Fuhrwerke aus der Remise
irgendeines Menschen von offiziellem Gepräge, jedes zwei Kut-
scher und einen Lakaien tragend, jagen vorüber; immer ist etwas,
20 und jedesmal ist das Etwas, wenn man es näher betrachten will,
verschwunden. Natürlich hast du eine Unmenge Gedanken wäh-
rend deines einstündigen Marsches, du bist Dichter und kannst
dazu ruhig deine Hände in den Taschen deines hoffentlich an-
ständigen Überziehers behalten, du bist Maler und hast vielleicht
25 bereits während deines Morgenspazierganges fünf Bilder fix und
fertig gemacht. Du bist Aristokrat, Held, Löwenbändiger, Sozia-
list, Afrikaforscher, Tänzer, Turner oder Kneipenwirt gewesen,
hast flüchtig geträumt, eben jetzt dem Kaiser vorgestellt worden
zu sein. Er ist vom Thron herniedergestiegen und hat dich in ein
30 halbstündiges, vertrauliches Gespräch, an welchem sich auch die
Frau Kaiserin dürfte beteiligt haben, gezogen. Du bist in Gedan-
ken Stadtbahn gefahren, hast Dernburg seinen Lorbeerkranz
vom Haupte gelassen, geheiratet und dich in einer Ortschaft in

D 107

D 108

der Schweiz heimisch niedergelassen, ein bühnenfähiges Drama geschaffen – lustig, lustig, weiter, he da, was? Sollte das? Ja, da ist dir dein Kollege Kitsch begegnet, und da seid ihr zusammen nach Hause gegangen und habt Schokolade getrunken.

Vign., Abb. 2d

Ein Helles bitte! Der Biereingießer kennt mich schon seit geraumer Zeit. Ich schaue das gefüllte Glas einen Moment an, nehme es mit zwei Fingern an seinem Henkel und trage es nachlässig zu einem der runden Tische, die mit Gabeln, Messern, Brötchen, Essig und Öl versehen sind. Ich stelle das nässende Glas ordnungsgemäß auf den Filzuntersatz und überlege, ob ich mir etwas zu essen holen soll, oder nicht. Der Eßgedanke treibt mich zu dem blauweiß gestreiften Schnittwaren-Fräulein. Von dieser Dame lasse ich mir eine Auswahl Belegtes auf einem Teller verabreichen, derart bereichert trabe ich ordentlich träge an meinen Platz zurück. Ich gebrauche weder Gabel noch Messer, nur das Senflöffelchen, mit dem ich meine Schnitten braun anstreiche, worauf ich dieselben gemütvoll in den Mund hineinschiebe, daß es die Seelenruhe selber ist, die mir jetzt unter Umständen zuschauen darf. Bitte, noch ein Helles. Bei Aschinger gewöhnt man sich rasch einen Eß- und Trink-Vertraulichkeitston an, man spricht dort nach einiger Zeit fast nur noch wie Waßmann im deutschen Theater. Mit dem zweiten oder dritten Glas Hellem in der Faust treibt's einen dann gewöhnlich an, allerlei Beobachtungen zu machen. Man will gern recht exakt notiert haben, wie die Berliner essen. Sie stehen dabei, aber sie nehmen sich ganz nett Zeit dazu. Es ist ein Märchen, zu glauben, in Berlin haste, zische oder trabe man nur. Man versteht hier geradezu drollig, Zeit dahinfließen zu lassen, man ist eben auch Mensch. Es ist eine innige Freude, zu sehen, wie hier nach Wurstbrötchen und italienischen Salaten geangelt

D 110

NRs: Die neue Rundschau, Jg. XVIII, H. 12, Dezember 1907, S. 1535–1536 [KWA II 1, S. 22–25].

wird. Die Gelder werden meistens aus Westentaschen hervorgezogen, es handelt sich ja doch beinahe regelmäßig nur um einen Groschen. Jetzt habe ich mir eine Zigarette gedreht und nehme am Selbstbrenner, der unter grünem Glas steckt, Feuer. Wie gut ich dieses Glas kenne und die Messingkette zum Anziehen. Immer wimmelt es ein und aus von eßlustigen und satten Menschen. Die Unbefriedigten finden rasch an der Bierquelle und am warmen Wurstturm Befriedigung, und die Satten springen wieder an die Geschäftsluft hinaus, gewöhnlich eine Mappe unter dem Arm, einen Brief in der Tasche, einen Auftrag im Gehirn, einen festen Plan im Schädel, eine Uhr in der offenen Hand, die sagt, daß es jetzt Zeit ist. Im runden Turm in der Mitte des Gemaches thront eine junge Königin, es ist die Beherrscherin der Würste und des Kartoffelsalates, sie langweilt sich ein wenig in ihrer köcherlichen Umgebung. Eine feine Dame tritt ein und spießt ein Kaviarbrötchen an zwei Fingern auf, sofort mache ich mich ihr bemerkbar, aber so, als ob mir das Bemerkwerden Wurst wäre. Ich habe inzwischen Zeit gefunden, mich an einem neuen Hellen festzuhalten. Die feine Frau geniert sich ein bischen, in die Kaviarherrlichkeit hineinzubeißen, ich bilde mir natürlich sogleich ein, das sei ich und kein anderer, wegen dem sie ihrer Zubeißesinne nicht so ganz völlig mächtig wäre. Man täuscht sich so leicht und so gern. Draußen auf dem Platz ist ein Lärm, den man eigentlich gar nicht hört, ein Durcheinander von Wagen, Menschen, Autos, Zeitungsverkäufern, Elektrischen, Handwagen und Fahrrädern, das man eigentlich auch gar nicht mal sieht. Es ist beinahe unpassend, zu denken, man wolle das hören und sehen, man ist doch kein Zugereister. Die elegant-geschweifte Taille, die soeben noch Brot geknuspert hat, verläßt jetzt Aschinger. Wie lange habe eigentlich denn ich im Sinn, dazubleiben? Die Bierburschen haben momentan ein wenig Ruhe, aber nicht lange, denn es wälzt sich

1 aus] zu NRs

wieder von draußen herein und wirft sich durstig an die sprudelnde Quelle. Menschen, die essen, betrachten andere, die ebenfalls mit den Zähnen arbeiten. Wenn einer den Mund gerade voll hat, so sehen zu gleicher Zeit seine Augen einen, der mit Hereinschieben betätigt ist, an. Und die Leute lachen nicht einmal, auch ich nicht. Seit ich in Berlin bin, habe ich mir abgewöhnt, das Menschheitliche lächerlich zu finden. Übrigens lasse ich mir in diesem Augenblick selber ein neues Eßzauberstück geben, es ist dies ein Brotbrett mit einer schlafenden Sardine darauf, sie liegt auf einem Butterlaken, dies gewährt einen so reizenden Anblick, daß ich das ganze Schauspiel beinahe auf einen Ruck in den offenen Drehbühnen-Rachen hinunterwerfe. Ist so etwas lächerlich? Keineswegs. Nun also. Was an mir nicht lächerlich ist, kann es an den andern noch weniger sein, denn man hat die Pflicht, andere unter allen Umständen höher zu achten, als sich selber, eine Weltanschauung, die zu dem Ernst, mit dem ich jetzt an den ruckweisen Untergang meines Sardinennachtlagers denke, prächtig paßt. Einige von den Menschen, die mich umgeben, unterhalten sich essend. Die Gewichtigkeit, mit der sie solches tun, ist ansprechend. Wenn man schon dabei ist, etwas zu unternehmen, unternehme man es würdig und sachlich. Würde und Selbstbewußtsein wirken behaglich, auf mich wenigstens, und deshalb stehe ich so gern in irgendeinem von unsern Aschingerhäusern, wo die Menschen zu gleicher Zeit trinken, essen, reden und denken. Wie viele Geschäfte sind hier schon eronnen worden. Und das Schönste ist: man kann stundenlang am Fleck stehen, das verletzt niemanden, das findet kein einziger von all denen, die kommen und gehen, auffällig. Wer hier an der Bescheidenheit Geschmack findet, der kann auskommen, er kann leben, es hindert ihn niemand. Wer keine gar so besondere Herzlichkeit beansprucht, der darf ein Herz haben, man erlaubt ihm das.

D 113

Vign., Abb. 2k

21 Selbstbewußtsein] Selbstbewußtheit NRs

Ein Wochenmarkt ist etwas Helles, Lebendiges, Reichliches und Lustiges. Durch die breite, sonst so stille Straße ziehen sich zwei lange, von Lücken unterbrochene Reihen Warenstände, belegt und behängt mit allem, was Haushaltungen und Familien tagtäglich nötig haben. Die Sonne, die sonst hier herum herrisch und träge liegen kann, hat heute zu springen und zu blitzen, sozusagen zu fuchteln, denn jedes bewegliche Ding, das hier herumrührt, jeder Gegenstand, jeder Hut, jede Schürze, jeder Topf, jede Wurst, alles will angeblendet sein. Würste in Sonnenschein gebadet sehen prächtig aus. Das Fleisch prahlt und prunkt von den Haken, an denen es hängt, stolz und purpurrot herunter. Das Gemüse grünt und lacht, Apfelsinen scherzen in prachtvoll gelben Mengen, Fische schwimmen in breiten wassergefüllten Kübeln. Man steht so, und dann tut man einen Schritt. Man tut. Es kommt so genau nicht darauf an, ob der geplante, probierte und ausgeführte Schritt wirklich ein wahrhaftiger Schritt ist.

D 115 Dieses fröhliche, einfache Leben, wie es bescheiden anzieht, wie es einen kleinbürgerlich und häuslich anlacht. Dazu ist der Himmel von einem allererstklassigen Blau. Erstklassig! Man will sich nicht zu dem Wort „süß“ versteigen. Wo man Poesie empfindet, bedarf's keinerlei poetischer Anwandlungen. „Drei Abbelsinen for'n Jroschen.“ Wie oft, Mann, hast du das eigentlich schon bald mal gesagt? Welche Auswahl prächtiger, dicker Weiber. Unfeine Menschenfiguren mahnen so recht an die Erde, an das Landweben und -leben, den Gott selbst, der sicher auch keinen gar so übertrieben schönen Leib hat. Gott ist das Gegenteil von

NRs: *Die neue Rundschau*, Jg. XIX, H. 12, Dezember 1908, S. 1854f. [KWA II 1, S. 37–40].

Rodin. Wie entzückend ist das: an etwas Bäurischem ein wenig, wenn auch nur für einen „Jroschen“ Geschmack empfinden zu dürfen. Frische Eier, Landschinken, Land- und Stadtleberwürste! Ich muß es voraussagen: ich stehe und taugenichtse gern in der Nähe von lockenden Eßwaren umher. Wieder erinnert's an lebhaft Vergängliche, und das Lebendige ist mir lieber als das Unsterbliche. Hier sind Blumen, dort Kachelgeschirre, nebenan Käse, Schweizer, Tilsiter, Holländer, Harzer, und entsprechender Geruch dazu. Wenn man nun in die Ferne schaut, so wimmelt es von Landschaftsmalereien, schaut man zur Erde, so entdeckt man Schalen von Äpfeln und Nüssen, Fleischabfälle, Papierreste, halbe und ganze Weltblätter, einen Hosenkнопf, ein Strumpfband. Blickt man hoch auf, so ist es ein Himmel, blickt man gerade vor sich, so ist es ein Durchschnittsmenschengesicht, von Durchschnittstagen und -nächten redet man nicht, von einer Durchschnittsnatur auch nicht. Ist denn nicht das Durchschnittliche das Festeste und Beste? Ich bedanke mich für Genietage und -wochen, oder für einen außergewöhnlichen Herrgott. Das Bewegliche ist stets das Gerechteste. – Und wie zierlich können einen Bauernweiber angucken. Mit welch seltsamen leisen Gebärden sich hin und her drehen. Der Markt läßt immer ein Stück Landahnung im Stadtviertel zurück, gleichsam, um es aus seinem monotonen Hochmut aufzurütteln. Wie hübsch ist das, daß alle diese Kaufgegenstände in der freien, frischen Luft liegen. Jungens kaufen sich warme Würste, sie lassen sich dieselben der ganzen saftigen Länge nach an- und abstreichen, damit sie sie gleich kunstgerecht verzehren können. Essen paßt so gut unter den blauen, hohen Himmel. Wie reizend sehen mir da die üppigen Blumenkohlbüschel aus. Ich vergleiche sie (nicht ganz gern) mit weiblichen straffen Brüsten. Der Vergleich ist impertinent, wenn er nicht klappt. Wieviel Frauen da um einen herum sind. Aber der Markt geht, sehe ich, zu Ende. Die Zeit des Abrüstens ist da.

Obst wird in Körbe zusammengescharrt. Bücklinge und Sprotten werden eingepackt, Buden abgeschlagen. Das Gewimmel hat sich verzogen. Nach kurzer Zeit wird die Straße wieder ihr vorheriges Aussehen zurückerwischt haben. Adieu Farben. Adieu vielerlei. Adieu Gesprenkel von Lauten, Düften, Bewegungen, Schritten und Lichtern. Übrigens habe ich ein Pfund Wallnüsse eingehandelt. So kann ich nun nach Hause traben, in meine Wi-wi- und Wä-wä-Kindergeschrei-Wohnung. Ich esse so ziemlich alles gern, aber wenn ich Nuß esse, bin ich direkt glücklich.

Vign., Abb. 21

O, in Gesellschaft zu gehen, das ist gar nicht so ohne. Man zieht sich so hübsch an, wie es einem die Verhältnisse, in denen man vegetiert, gestatten, und begibt sich an Ort und Stelle. Der Diener
5 öffnet die gastliche Pforte. Gastliche Pforte? Ein etwas feuilletoni-
stischer Ausdruck, aber ich liebe es, mich im Stil kleiner Tagesware
zu bewegen. Ich gebe mit so viel Manier, als ich kann, Hut und
Mantel ab, streiche mein ohnehin glattes Haar vor dem Spiegel
noch ein wenig glätter, trete ein, stürze mich dicht vor die Herrin
10 des Hauses, möchte ihr die Hand gleich küssen, gebe indessen
diesen Gedanken auf und begnüge mich damit, eine vollende-
te (?) Verbeugung vor ihr zu machen. Vollendet oder nicht, vom
geselligen Zug hingerissen, entfalte ich jetzt eine Menge Schwung
und übe mich in den Tönen und Sitten, die zu den Lichtern und
15 Blumen am besten zu passen scheinen. „Zum Essen, Kinder“, ruft
die Hausfrau aus. Schon will ich rennen, ich erinnere mich aber
rasch, daß man so etwas nicht tun soll, und ich zwinge mich zu
einer langsamen, ruhigen, stolzen, bescheidenen, gelassenen,
gelduldigen, lächelnden, flüsternden und schicklichen Gangart. D 119
20 Es geht vortrefflich. Entzückend sieht mir da wieder einmal die
Tafel aus. Man setzt sich, mit und ohne Dame. Ich prüfe das Ar-
rangement und nenne es im stillen ein schönes. Wäre noch schö-
ner, wenn einer wie ich irgend was an der Dekoration auszusetzen
hätte. Gottlob, ich bin bescheiden, ich danke, indem ich jetzt
25 zugreife, zugable und messere und löffle und esse. Wunderbar
schmecken einem gesunden Menschen solch zartsinnig zuberei-
tete Speisen, und das Besteck, wie es glänzt, die Gläser, wie sie bei-
nahe duften, die Blumen, wie sie freundlich grüßen und lispeln.

Die neue Rundschau, Jg. XIX, H. 3, März 1908, S. 463f. [KWA II 1, S. 29–32].

Und jetzt lispelt auch schon meinerseits eine ziemlich ungenierte Unterhaltung. Nimmt mich bald einmal selber wunder, wo und wie ich's hernehme, dieses Weltbetragen, derart Essen zum Mund führen, und dazwischen parlieren zu können. Wie doch die Gesichter purpurn anlaufen, je mehr Speisen und Weine dahergetragen werden. Schon könnte man satt sein, wenn man wollte, aber man will nicht, und zwar in erster Linie aus Schicklichkeitsgründen. Man hat weiter zu danken und weiter zu essen. Appetitlosigkeit ist eine Sünde an so reichbesetzten Tischen. Ich gieße immer mehr flüssige und leuchtende Laune in die allezeit, wie es scheint, durstige Kehle hinunter. Wie das anhumort. Jetzt schenkt der Diener auch noch aus dicken Flaschen schäumende Begeisterung ein, in Gläser, breitgeformte, in denen das holde Wasser wie in schönen Seebecken ruhen und glänzen kann. Und nun prosten alle, Damen und Herren, einander zu, ich mache es nach, ich geborner Nachahmer. Aber stützt sich denn nicht alles, was in der Gesellschaft taktvoll und lieblich ist, auf die fortlaufende Nachahmung? Nachahmer sind in der Regel glückliche Kerls, so ich. Ich bin in der Tat ganz glücklich, schicklich und unauffällig sein zu dürfen. Und jetzt erhebt sich der leichte Witz, die Zunge wird lose, das lachende Wort will jedesmal an die sorglose, süße Ungezogenheit streifen. Es lebe, es lebe! Wie dumm! Aber das Schöne und Reiche ist immer ein ganz klein wenig dumm. Es gibt Menschen, die plötzlich lachen müssen beim Küssen. Das Glück ist ein Kind, das „heute“ wieder gottlob einmal nicht zur Schule zu gehen braucht. Immer wieder wird eingeschenkt, und das wie von unsichtbarer Geisterhand Eingegossene wird hinuntergeschüttet. Ich schütte geradezu unedel hinunter. Aber die silbernen Flügel hübschen Anstandes rauschen um mich und zwicken mich öfters mahnend an die Wangen. Hinwiederum verpflichten die Weine und die Schönheit der Frauen zu leisen, feinen Unverschämtheiten. Die Verzeihung dazu ist der Kirschkuchen, der jetzt galant serviert wird. O, ich freue mich über das alles, ich Proletarier, was ich bin.

Mein Gesicht ist ein wahres, hochrotes Eßgesicht, aber essen Aristokraten etwa nicht auch? Es ist dumm, allzufein sein zu wollen. Die Eß- und Trinklust hat vielleicht einen ganz aparten feinen Ton des Umganges. Das Wohlbefinden bewegt sich möglicherweise
5 noch am zartesten. Das sage ich so. Was? Auch noch Käse? Und noch Obst und jetzt noch einmal einen See voll Sekt? Und nun steht man auf, um vorsichtig nach Zigarren angeln zu gehen. Man spaziert durch die Räume. Welche Weltsicherheit. In reizenden kleinen Nischen setzt man sich ungezwungen und eng neben die
10 Damen nieder. Alsdann, um es nicht ganz zu verlernen, schritthüpft man zu den Likörtischen, um sich in Wolken von Genüssen von neuem einzuhüllen. Der Herr des Hauses scheint fröhlich. Das genügt, um sich wie sonnenbeschieden vorzukommen. Lässig und witzig redet man zum weiblichen Geschlecht, wenn man
15 kann. Immer zündet man sich neue Zigarettenstangen an. Das Vergnügen, einen neuen Menschen kennen zu lernen, tippt einen an die Stirne, kurz, es ist ein beständiges, gutes, dummes, behagliches Lachen um einen herum. Nichts kann mehr aufregend sein. Gewöhnt an das Schwelgen, bewegt man sich mit einer behäbigen
20 Sicherheit und mit dem Mindestmaß an Formen im Glanz und im Menschenkranz einher, daß man leise und glücklich staunen muß, es im Leben so weit gebracht zu haben. Spät sagt man gute Nacht, und dem Diener drückt man mit Gewicht sein in mancherlei Beziehung redlich verdientes Trinkgeld in die Hand.

D 122

Vign., Abb. 2i

Oben ist ein schmaler Streifen Himmel, unten der glatte, schwärzliche, gleichsam von Schicksalen polierte Boden. Die Häuser zu beiden Seiten ragen kühn, zierlich und phantastisch in die architektonische Höhe. Die Luft bebt und erschrickt von Weltleben. 5
 Bis zu den Dächern hinauf und über die Dächer noch hinaus schweben und kleben Reklamen. Große Buchstaben fallen in die Augen. Und immer gehen hier Menschen. Noch nie, seit sie ist, hat in dieser Straße das Leben aufgehört zu leben. Hier ist das Herz, die unaufhörlich atmende Brust des großstädtischen Lebens. Hier atmet es hoch auf und tief nieder, als wenn das Leben selber über seinem Schritt und Tritt unangenehm beengt wäre. Hier ist die Quelle, der Bach, der Fluß, der Strom und das Meer der Bewegungen. Niemals sterben hier die Bewegungen und die Erregungen ganz aus, und wenn das Leben am oberen Ende der Straße beinahe aufhören will, so fängt es am untern Ende von neuem an. Arbeit und Vergnügen, Laster und guter Trieb, Streben und Müßiggang, Edelsinn und Niedertracht, Liebe und Haß, 10
 D 124 feuriges und höhnisches Wesen, Buntheit und Einfachheit, Armut und Reichtum schimmern, glitzern, blöden, träumen, eilen und stolpern hier wild und zugleich ohnmächtig durcheinander. 15
 Eine Fessel ohnegleichen bändigt und sänftigt hier die Leidenschaften, und Verlockungen ohne Zahl führen zugleich in die begehrliehen Versuchungen, derart, daß die Entsagung mit dem Rockärmel den Rücken der befriedigten Begierde streifen, daß die Unersättlichkeit mit den lodernden Augen in den weisen Frieden der Augen des Durch-sich-selbst-gesättigten schauen muß. Hier klaffen Abgründe, hier herrschen und gebieten bis zum offenen 20
 25

NRs: *Die neue Rundschau*, Jg. XX, H. 8, August 1909, S. 1231f. [KWA II 1, S. 45–48].

Unanstand, durch den sich kein vernünftiger Mensch verletzen
 läßt, Gegensätze, die unbeschreiblich sind. Wagen fahren immer
 an Menschenleibern, -köpfen und -händen dicht vorüber,
 und auf den Verdecken und im hohlen Innern der Wagen sitzen,
 5 dicht aneinandergedreht und geknechtet, Menschen, die aus ir-
 gendwelchen Gründen hier drinnen sitzen, hier oben sitzen, sich
 drängen und pressen und fahren lassen. Für jede Dummheit gibt
 es hier unsagbar rasch rechtfertigende, gute, kluge Gründe. Jede
 Torheit ist hier durch die offenbare Schwierigkeit des Lebens ge-
 10 adelt und geheiligt. Jede ¹Bewegung hat Sinn, jeder Ton hat hier
 praktische Ursache, und aus jedem Lächeln, jeder Geste, jedem
 Wort strahlt eine sonderbar anmutige Gesetztheit und Korrekt-
 heit billigend hervor. Hier billigt man alles, weil jeder einzelne,
 15 ohne Zaudern alles, was er hört und sieht, billigen muß. Zu Miß-
 billigungen scheint niemand Lust, zu Abneigungen niemand Zeit
 und zu Unlust niemand ein Recht zu haben, denn hier, und das ist
 das Großartige, fühlen sich alle allen aufleichte, vorwärtshelfende
 Manier, gleichsam säuberlich, verpflichtet. Jeder Bettler, Gauner,
 20 Unhold usw. ist hier Mitmensch und muß einstweilen, weil alles
 schiebt, stößt und drängt, als etwas Mithinzugehöriges geduldet
 werden. Ah, hier ist die Heimat der Nichtswürdigen, der Kleinen,
 nein, der ganz Kleinen, der irgendwo und wann schon einmal Ent-
 ehrten, hier, hier herrscht Duldung, und zwar deshalb, weil sich
 25 niemand mit Ungeduld und Unfrieden aufhalten und abgeben
 will. Hier wird im Sonnenschein friedlich spaziert, wie auf einer
 entlegenen stillen Bergesmatte, und im Laternenschimmer ele-
 gant gebummelt wie in einem Feenmärchen voller ¹Zauberkünste
 30 auf den Trottoirs unaufhaltbar und unaufhörlich ist, gleich einem

16 Abneigungen] Abneinungen *D*

18 alle allen] alle *D* alle allen *NR*

dickflüssigen, schimmernden, vielbedeutenden Wasser, und herrlich ist, wie hier die Qualen gemeistert, die Wunden verschwiegen, die Träume gefesselt, die Brünste gebändigt, die Freuden unterdrückt und die Begierden gemäßigt werden, weil alles Rücksicht, Rücksicht und nochmals liebende und achtende Rücksicht 5 nehmen muß. Wo der Mensch so nah am Menschen ist, da erhält der Begriff Nebenmensch eine tatsächlich geübte, begriffene und rasch verstandene Bedeutung, und es darf da niemandem mehr einfallen, überlaut zu lachen, übereifrig sich seinen persönlichen Bedrängnissen hinzugeben oder überhastig Geschäfte machen zu 10 wollen, und doch, welch eine hinreißende betörende Hast ist in all der scheinbaren Gedrängtheit und Besonnenheit. Die Sonne scheint hier in einer Stunde auf unzählige Köpfe, der Regen netzt und näßt hier einen Boden, der gesalbt ist gleichsam von Lustspielen und Tragödien, und abends, ah, wenn es beginnt zu dunkeln und wenn die Lichter angezündet werden, tut sich ein Vorhang 15 langsam auf, um in ein Stück lüppig voll immer derselben Gewohnheiten, Lüsternheiten und Begebenheiten schauen zu lassen. Die Sirene Vergnügen fängt dann an in himmlisch lockenden und anmutenden Tönen zu singen, und Seelen werden dann 20 zerrissen von den vibrierenden Wünschen und Nichtbefriedigungen, und ein Geldauswerfen beginnt dann, wie es der bescheidene kluge Begriff nicht kennt, wie es sich kaum eine dichterische Phantasie mühselig vorstellen kann. Ein wollüstig auf und nieder atmender Körpertraum sinkt dann auf die Straße herab, und alles 25 läuft, läuft und läuft diesem vorherrschenden Traum mit ungewissen Schritten nach.

Vign., Abb. 2m

Es scheint hier jedermann zu wissen, was sich schickt, und das erzeugt eine gewisse Kälte, und es scheint ferner, daß hier jedermann sich durch sich selbst behauptet, und dies ruft die Un-
 5 gestörtheit hervor, die der Neuling hier bewundert. Die Armut scheint hinausgeschoben in die Viertel, die an die offenen Felder streifen oder nach innen ins Düstere und Dunkel der Hinterhäuser gedrängt, die von den herrschaftlichen Vorderhäusern verdeckt werden wie von mächtigen Körpern. Es scheint, als habe hier die
 10 Menschheit aufgehört zu seufzen und angefangen, ihres Lebens und Daseins endgültig froh zu sein. Doch der Schein trügt, und die Pracht und Eleganz sind nur ein Traum. Aber auch das Elend ist vielleicht nur eine Einbildung. Was die Eleganz des Westens von Berlin betrifft, so scheint sie ausgezeichnet durch Lebhaftigkeit und zugleich ein wenig verdorben durch die Unmöglich-
 15 keit, sie ruhig zu entfalten. Es steckt hier übrigens alles in einer fortlaufenden Entfaltung und Veränderung. Die Männer sind ebenso bescheiden wie unritterlich, und man kann sehr glücklich darüber sein, denn die Ritterlichkeit ist stets zu drei Vierteln un-
 20 passend. Die Galanterie ist etwas außerordentlich Dummes und Vorlautes. Es gibt hier demnach wenig gefühlvolle Auftritte, und wo sich irgendein feinsinniges Abenteuer entspinnt, merkt man es gar nicht, das ist doch immerhin sehr fein. Die Herrenwelt ist heute eine Geschäftswelt, und wer Geld verdienen muß, hat kei-
 25 ne oder wenig Zeit, sich auffallend schön zu benehmen. Daher eine gewisse rauhe abfertigende Tonart. Im allgemeinen gibt es viel Amüsantes im Westen; die Lächerlichkeiten leben so reizend und hübsch, wie man es sich nur träumen kann, weiter. Da ist die

D 129

NRs: *Die neue Rundschau*, Jg. XXI, H. 10, Oktober 1910, S. 1479f. [KWA II 1, S. 59–62].

Emporkömmling, eine Gewaltsdame, naiv wie ein kleines Kind. Ich persönlich schätze sie sehr, weil sie so üppig und zugleich so drollig ist. Da ist die „Kleine vom Kurfürstendamm“. Sie gleicht einer Gemse, und es ist viel Braves und Liebes an ihr. Da ist der Lebegreis. Es spazieren nur noch sehr wenige Exemplare dieses Kalibers in der Welt, die zu leben weiß, herum. Die Sorte ist im Aussterben begriffen, und ich finde, daß das sehr schade ist. Ich sah neulich einen solchen Herrn, er kam mir wie eine Erscheinung aus verschwundenen Zeiten vor. Da haben wir wieder etwas anderes, den reichgewordenen ländlichen Ansiedler. Er hat sich noch nicht abgewöhnt, Augen zu machen, wie wenn er über sich selbst und über das Glück, in dem er sitzt, staune. Er benimmt sich viel zu sittsam, so, als fürchte er, zu offenbaren, woher er stamme. Da haben wir wieder die ganz, ganz gestrenge Gnädige aus der Bismarckzeit. Ich bin ein Bewunderer von strengen Gesichtern und von ins Wesen des Menschen übergegangenen guten Manieren. Mich rührt ja überhaupt das Alte, sowohl an Bauten wie an Menschengestalten; deswegen erquickt mich aber das Frische, Neue und Junge nicht weniger; und jung ist's hier, und gesund scheint mir der Westen zu sein. Sollte eine gewisse Portion Gesundheit eine gewisse Portion Schönheit verdrängen? Mitnichten. Das Lebhaftige ist zuletzt das Schönste. Nun ja, vielleicht wedle und scharwenzle und schmeichle ich jetzt ein bißchen; wie z. B. durch folgenden Satz: Die hiesigen Frauen sind schön und anmutig! Die Gärten sind sauber, die Architektur ist vielleicht ein wenig drastisch, was kann das mich kümmern. Es ist heute ja jedermann überzeugt, daß wir Stümper sind im Großen, stilvollen und Monumentalen und wahrscheinlich deshalb, weil in uns zu sehr der Wunsch lebt, Stil, Größe und Monumentalität zu besitzen oder zu erzeugen. Wünsche sind schlimme Dinge. Unser Zeitalter ist entschieden das Zeitalter der Empfindlichkeit und Rechtlichkeit, und das ist doch sehr hübsch von uns. Wir haben Fürsorgeanstalten, Krankenhäuser, Säuglingsheime, und ich bilde mir gerne ein,

das sei doch auch etwas. Wozu alles wollen? Man denke an die Schauer der alten Fritzen-Kriege und an sein – Sanssouci. Wir haben wenig Gegensätze; das beweist, daß wir uns danach sehnen, ein gutes Gewissen zu haben. Aber wie schwenke ich da nur
5 ab. Darf man das? Es gibt einen sogenannten alten Westen, einen neueren Westen (rund um die Gedächtniskirche) und einen ganz neuen Westen. Der mittlere ist vielleicht der netteste. Ganz bestimmt trifft man in der Tauenzienstraße die höchste und meiste Eleganz an; der Kurfürstendamm ist reizend mit seinen Bäumen
10 und seinen Kaleschen. Ich sehe mich mit großem Bedauern schon an den Rahmen meines Aufsatzes anstoßen, in der fatalen Überzeugung, daß ich vieles, was ich unbedingt habe sagen wollen, gar nicht gesagt habe.

Ballonfahrt

Die drei Menschen, der Kapitän, ein Herr und ein junges Mädchen, steigen in den Korb ein, die befestigenden Stricke werden losgeknöpft, und das seltsame Haus fliegt langsam, als ob es sich erst noch auf irgend etwas besänne, in die Höhe; gute Reise!, rufen die versammelten Menschen von unten her, hüte- und tасhentuchschwenkend, nach. Es ist zehn Uhr abends im Sommer. Der Kapitän zieht eine Landkarte zu einer Tasche heraus und bittet den Herrn, sich mit Kartenlesen beschäftigen zu wollen. Man kann lesen und vergleichen, alles Sichtbare ist hell. Es hat alles eine beinahe bräunliche Helle. Die schöne Mondnacht scheint den prachtvollen Ballon in unsichtbare Arme zu nehmen, sanft und still fliegt der rundliche Körper zur Höhe, und nun wird er, kaum, daß man es bemerkt, von feinen Winden nördlich getrieben. Der kartenstudierende Herr wirft von Zeit zu Zeit auf Anleitung des Führers eine Hand voll Ballast in die Tiefe hinunter. Es befinden sich fünf Säcke voll Sand an Bord, und es muß sparsam damit umgegangen werden. Wie schön ist die runde, blasse, dunkle Tiefe. Das liebe, bedeutsame Mondlicht macht die Flüsse silbern kenntlich. Man sieht Häuser da unten, so klein, dem unschuldigen Spielzeug ähnlich. Die Wälder scheinen dunkle, uralte Lieder zu singen, aber dieser Gesang mutet eher wie eine edle, stumme Wissenschaft an. Das Bild der Erde sieht den Zügen eines schlafenden, großen Mannes ähnlich, wenigstens träumt so das jugendliche Mädchen, es läßt seine bezaubernde Hand träge über den Rand des Korbes herabhängen. Einer Kaprice zufolge ist der Kopf des Kavaliers mit einem ritterlichen Federhut bedeckt, im übrigen ist er modern gekleidet. Wie still die Erde ist. Man sieht

NRs: *Die neue Rundschau*, Jg. XIX, H. 9, September 1908, S. 1391f. [KWA II 1, S. 33–36].

alles deutlich, die einzelnen Menschen in den Dorfgassen, die Kirchspitzen, den Knecht, wie er, vom langen Tagwerk ermüdet, schwerfällig über den Hof schreitet, die geisterhafte, vorbeisau- sende Eisenbahn, die blendendweiße lange Landstraße. Bekanntes
5 und unbekanntes Menschenleid scheint von unten heraufzumurmeln. Die Einsamkeit verlornen Gegenden hat ihren besondern Ton, und man meint, dieses Besondere, dieses Unverständliche verstehen, ja sogar sehen zu sollen. Wundervoll blendet jetzt die drei Menschen der herrlich gefärbte und beleuchtete Lauf
10 der Elbe an. Der nächtliche Strom entreißt dem Mädchen einen leisen Sehnsuchtsschrei. An was mag sie denken? Sie nimmt von einem Bukett, das sie mitgenommen hat, eine dunkle, prangende Rose und wirft sie ins glitzernde Wasser. Wie ihre Augen traurig dabei blitzen. Es ist, als wenn die junge Frau jetzt qualvollen Lebenskampf hinuntergeworfen hätte, für immer. Es ist ein großer
15 Schmerz, von einer Qual Abschied nehmen zu müssen. Und wie lautlos die ganze Welt ist. In der Ferne glitzern die Lichter eines Hauptortes, der Kapitän nennt sachkundig den Namen der Stadt. Schöne, verlockende Tiefe! Man hat schon unzählige Stücke Wälder und Felder hinter sich, es ist jetzt Mitternacht. Jetzt schleicht auf der festen Erde irgendwo ein beutelauernder Dieb, Einbruch geschieht, und alle diese Menschen in ihren Betten da unten, dieser große Schlaf, geschlafen von Millionen. Eine ganze Erde träumt jetzt, und ein Volk ruht von Mühsalen aus. Das Mädchen
25 lächelt. Und wie es warm ist, es ist, als säße man in einer heimat- anmutenden Stube, bei Mutter, Tante, Schwester, Bruder, oder bei dem Geliebten, bei der friedlichen Lampe und läse in |einer schönen, aber etwas eintönigen, langen, langen Geschichte. Das Mäd- chen will einschlafen, sie ist jetzt etwas ermüdet vom Schauen.
30 Die beiden im Korb stehenden Männer blicken schweigend aber fest in die Nacht hinaus. Merkwürdige weiße, gleichsam blank ge-

putzte Ebenen wechseln mit Gärten und kleinen Buschwildnissen ab. Man sieht in Gegenden hinunter, in die einen der Fuß nie, nie hintrüge, weil man in gewissen, ja, in den meisten Gegenden nie etwas Zweckvolles zu suchen hat. Wie groß und wie unbekannt uns die Erde ist!, denkt der federhutbedeckte Herr. Ja, das eigene 5 Vaterland wird hier oben, Blicke hinunterwerfend, endlich zum Teil verständlich. Man empfindet, wie unerforscht und wie kraftvoll es ist. Zwei Provinzen sind durchwandert, als es beginnt zu tagen. Unten in den Siedelungen erwacht schon wieder das menschliche Leben. „Wie heißt dieser Ort?“ schreit der Führer hinunter. 10 Eine helle Jungenstimme antwortet. Und immer noch schauen die drei Menschen; auch das Mädchen ist jetzt wieder erwacht. Es zeigen sich jetzt Farben, und die Dinge werden bestimmter. Man sieht Seen in ihren zeichnerischen Umrissen, wundervoll D 136 zwischen Wäldern verborgen, man erblickt Ruinen alter Festun- 15 gen zwischen altem Laubwerk hochaufragend; Hügel erheben sich fast spurlos, Schwäne sieht man weißlich im Gewässer zittern, und Stimmen des menschlichen Lebens werden sympathisch laut, und man fliegt immer weiter, und endlich zeigt sich die herrliche Sonne, und von diesem stolzen Gestirn angezogen schießt der Ballon 20 in zauberische, schwindelerregende Höhe. Das Mädchen stößt einen Schreckensschrei aus. Die Männer lachen.

Vign., Abb. 2h

Tiergarten

D 137

Vom Zoologischen Garten her tönt Regimentsmusik. Man geht so, ganz gemächlich. Ist es denn nicht Sonntag? Wie warm es ist. Jedermann scheint erstaunt darüber zu sein, daß es jetzt, wie auf
5 Zauberschlag, so leicht, so hell, so warm ist. Wärme allein gibt schon Farbe. Die Umwelt ist wie ein Lächeln, und es wird einem ganz weiblich zumut. Wie gern möchte ich jetzt (beinahe) ein Kind auf dem Arm tragen und treubesorgtes Dienstmädchen spielen. Wie stimmt der beginnende, herzbetörende Frühling
10 zärtlich. Ich könnte, bilde ich mir ein, geradezu Mutter sein. Im Frühling, so scheint es, werden Männer und Mannestaten plötzlich so überflüssig, so dumm. Nur keine Tat jetzt. Horchen, bleiben, am Fleck stehen. Göttlich durch ganz weniges berührt sein. In dieses wonnensüße kindheitartige Grün schauen. Ach, ist doch
15 Berlin und sein Tiergarten jetzt schön. Es wimmelt von Menschen. Die Menschen sind starke, bewegliche Flecke im zarten, verlornten Sonnenschimmer. Oben ist der lichtblaue Himmel, der wie ein Traum das untenliegende Grün berührt. Die Leute gehen leicht und bequem, so, als fürchteten sie, in Marschierschritt und in
20 grobes Gebärden zu verfallen. Es soll Leute geben, die nie daran denken, oder die sich zieren, sich am Sonntag auf eine Tiergartenbank zu setzen. Wie doch solche Leute sich des reizendsten Vergnügens berauben. Ich selbst finde das Sonntagspublikum in seiner offensichtlichen harmlosen Sonntagslust bedeutender
25 als alles Kairo- und Rivierareisen. Da wird das Harte gefällig, das Starre lieblich, und alle Linien und Gewöhnlichkeiten gehen traumhaft ineinander über. Unnennbar zart ist solch ein allgemeines Spazieren. Die Spaziergänger verlieren sich bald einzeln,

D 138

NRs: Die neue Rundschau, Jg. XXII, H. 6, Juni 1911, S. 886–888 [KWA II 1, S. 73–76].

bald in anmutigen dichten Gruppen oder Haufen zwischen den
Bäumen, die hoch oben noch luftig-kahl sind, und zwischen dem
niedrigen Gesträuch, das ein Hauch von jungem, süßem Grün
ist. Es zittert und bebt in der weichen Luft von Knospen, die zu
singen, zu tanzen, zu schweben scheinen. Das ganze Tiergarten-
bild ist wie ein gemaltes Bild, dann wie ein Traum, dann wie ein
weitschweifiger angenehmer Kuß. Überall ist leichte, verständliche
Lockung zum lange Hinschauen. Auf einer Bank am Schiff-
fahrtskanal |sitzen zwei Ammen im schneeweißen imposanten
Kopfputz, weißer Schürze und knallroten Röcken. Indem man
geht, ist man befriedigt; indem man sitzt, ist man ganz ruhig und
schaut gelassen in die Augen der vorübergehenden Gestalten.
Diese sind Kinder, an Leinen geführte Hunde, Soldaten mit dem
Mädel im Arm, schöne Frauen, kokette Damen, alleinstehende,
-tretende und -gehende Herren, ganze Familien, schüchterne Lie-
bespaare. Schleier wehen, grüne und blaue und gelbliche. Dunkle
und helle Kleider wechseln ab. Die Herren tragen meistens die
unvermeidlichen trockenen halbhohen steifen Hügelhüte auf
den Kegelköpfen. Man möchte lachen und zugleich ernst sein.
Es ist alles zugleich lustig und heilig, und man ist sehr ernst da-
bei, wie alle. Alle zeigen denselben schicklichen leichten Ernst.
Ist nicht so auch der Himmel, der auch so ein Gesicht macht,
als spreche er: „Wie wunderbar ist mir?“ Jetzt huschen, freundli-
chen Schemen ähnlich, windähnliche Schatten durch die Bäume,
über die hellen weißen Wege, wohin? Man weiß es nicht. Kaum
sieht man es, so zart ist es. Maler machen auf solche Delikates-
sen aufmerksam. In einiger sanfter Entfernung rollen rotträgige
|Droschken durch das milde grüne Gewebe, als gleite ein rotes
Band durch ein Stück zartes Frauenhaar. Alles atmet Fraulich-
keit, alles ist Helle und Milde, alles ist so weit, so durchsichtig,
so rund, nach allen Seiten dreht man den Sonntagskopf, um die
Sonntagswelt hübsch zu genießen. Menschen machen das Gan-
ze eigentlich. Ohne die Menschen würde man die Schönheit des

Tiergartens nicht sehen, nicht merken, nicht empfinden. Wie das Publikum ist? Na, gemischt, alles durcheinander, Elegantes und Einfaches, Stolz und Demütiges, Fröhliches und Besorgtes. Ich selbst sorge mit meiner eigenen Person ebenfalls für Buntheit und

5 trage mit zur Gemischtheit bei. Ich bin gemischt genug. Doch wo ist der Traum? Laß uns ihn doch noch rasch einmal betrachten. Auf einer rundgebogenen Brücke stehen viele Leute. Man steht selbst da, lehnt sich leicht und voll guter Manier an das Geländer und schaut hinab in das zärtlich-bläulich glimmende, warme

10 Wasser, wo Boote und Kähne, menschenbesetzt und fähnchengeschmückt, leise, wie von guten Ahnungen gezogen, umherfahren. Die Schiffe und Gondeln schimmern in der Sonne. Da bricht ein Stück dunkles Samtgrün aus der Lichtheit hervor, es ist eine Bluse. Enten mit farbigen Köpfen schaukeln auf dem Gekräusel und

15 Gezitter des Wassers, das manchmal schimmert wie Bronze oder wie Emaille. Herrlich ist es, wie das Feld des Wassers so eng und so klein ist und doch so vollbesetzt mit gleitenden Lustkähnen und Freudenfarben-Hüten. Überall, wohin man blickt, glänzt und bricht der Damenhut mit rot, blau und andern Augengenüssen

20 aus dem Gebüsch hervor. Wie ist alles so einfach. Wohin geht man jetzt? In ein Kaffeehaus? Wirklich? Ist man jetzt so barbarisch? Jawohl, man tut's. Was tut man nicht alles? Wie schön ist es, zu tun, was ein anderer ebenfalls tut. Wie ist er nur schön, der Tiergarten. Welcher Einwohner von Berlin liebte ihn nicht?

D 141

Vign., Abb. 2]

Die kleine Berlinerin

Heute hat mir Papa eine Ohrfeige gegeben, natürlich eine echt väterliche, eine zärtliche. Ich gebrauchte die Redensart: „Vater, du hast wohl einen Knall.“ Das war allerdings ein wenig unvorsichtig. „Damen sollen sich einer gewählten Sprache bedienen“, sagt unsere Deutschlehrerin. Sie ist entsetzlich. Aber Papa will nicht haben, daß ich diese Person lächerlich finde, und vielleicht hat er recht. Man geht schließlich zur Schule, um einen gewissen Lerneifer und einen gewissen Respekt an den Tag zu legen. Übrigens ist es billig und unedel, an den Mitmenschen Komisches zu entdecken und darüber zu lachen. Junge Damen sollen sich an das Feine und Edle gewöhnen, das sehe ich sehr gut ein. Man verlangt keine Arbeit von mir, man wird nie eine solche von mir fordern, dafür aber wird man vornehmes Wesen bei mir voraussetzen. Werde ich im späteren Leben irgendwelchen Beruf ausüben? Nicht doch. Ich werde eine junge feine Frau sein, ich werde mich verheiraten. Es ist möglich, daß ich meinen Mann quälen werde.

D 143 Doch das wäre fürchterlich. Man verachtet sich immer selbst, sobald man einen andern glaubt verachten zu sollen. Ich bin zwölf Jahre alt. Ich muß geistig sehr entwickelt sein, sonst würde ich niemals an so etwas denken. Werde ich Kinder haben? Und wie wird das zugehen? Wenn mein zukünftiger Mann kein verachtungswürdiger Mensch sein wird, dann, ja dann, das glaube ich bestimmt, werde ich ein Kind haben. Dann werde ich dieses Kind erziehen. Aber ich bedarf ja selber noch der Erziehung. Wie man nur so dummes Zeug denken kann.

NRs: *Die neue Rundschau*, Jg. XX, H. 9, September 1909, S. 1356–1361 [KWA II 1, S. 49–58].

Berlin ist die schönste, die bildungsreichste Stadt der Welt. Ich wäre abscheulich, wenn ich hiervon nicht felsenfest überzeugt wäre. Lebt nicht hier der Kaiser? Würde er hier zu wohnen nötig haben, wenn es ihm hier nicht am besten gefiele? Neulich sah ich
5 Kronprinzens im offenen Wagen. Sie sind entzückend. Der Kronprinz sieht wie ein junger, heiterer Gott aus, und wie schön erschien mir die hohe Frau an seiner Seite. Sie war ganz in duftende Pelze gehüllt. Es schien Blüten aus dem blauen Himmel auf das Paar herabzuregnen. Der Tiergarten ist herrlich. Ich gehe beinahe
10 jeden Tag mit unserem Fräulein, der Erzieherin, darin spazieren. Man kann stundenlang, auf geraden und krummen Wegen, unter dem Grün gehen. Auch Vater, der sich doch eigentlich nicht zu begeistern brauchte, begeistert sich für den Tiergarten. Vater ist ein gebildeter Mensch. Ich glaube, er liebt mich rasend. Schrecklich,
15 wenn er dies läse, aber ich werde das Geschriebene zerreißen. Im Grunde schickt es sich ja gar nicht, zugleich noch so dumm und so unreif zu sein wie ich und schon ein Tagebuch führen zu wollen. Aber manchmal langweilt man sich ein wenig, und dann läßt man sich sehr leicht zu Unpassendem hinreißen. Das Fräulein ist sehr nett. Nun ja, im allgemeinen. Sie ist treu, und sie liebt mich. Außerdem hat sie wirklichen Respekt vor Papa, das ist die Hauptsache. Sie ist dünn von Figur. Unsere frühere Erzieherin war dick wie ein Frosch. Sie schien immer zu platzen. Sie war Engländerin. Sie ist gewiß auch heute noch eine Engländerin, aber sie
20 ging uns von dem Augenblick an, wo sie sich Frechheiten erlaubte, nichts mehr an. Vater hat sie fortgejagt.

Wir beide, Papa und ich, werden bald reisen. Es ist jetzt ja die Zeit, wo honette Leute einfach reisen müssen. Ist der nicht verdächtig, der zu solch einer grünenden und blühenden Zeit nicht
30 reist? Papa zieht an den Meeresstrand, und er wird dort offenbar tagelang im Sand liegen und sich von der Sommersonne dunkelbraun braten lassen. Er sieht im September immer am gesündesten aus. Seinem Gesicht steht die Blässe der Abgespanntheit

nicht gut. Übrigens liebe ich persönlich das Sonnverbrannte im Gesicht eines Mannes. Es ist dann, wie wenn er aus dem Krieg käme. Sind das nicht echte Kinderdummheiten? Ja, gewiß bin ich noch ein Kind. Was mich angeht, so reise ich nach dem Süden. Zuerst ein wenig nach München, dann nach Venedig, wo ein Mensch wohnt, der mir unsagbar nah steht, Mama. Meine Eltern leben aus Ursachen, deren Tiefe ich nicht zu verstehen, also nicht zu würdigen imstande bin, getrennt. Ich lebe die meiste Zeit bei Vati. Aber Mama hat natürlich auch das Recht, mich wenigstens für eine Zeitlang zu besitzen. Ich freue mich mächtig auf die bevorstehende Reise. Ich reise gern, und ich glaube, daß fast alle Menschen gern reisen. Man steigt ein, der Zug fährt ab, und nun geht es ins Weite. Man sitzt und wird in ungewisse Ferne getragen. Wie gut ich es doch eigentlich habe. Weiß ich, was Not, was D 146 Armut ist? Keine Spur. Ich finde, es ist auch gar nicht notwendig, daß ich so nichtswürdige Erfahrungen mache. Aber die armen Kinder dauern mich. Ich würde zum Fenster hinausspringen in solchen Verhältnissen. 5 10 15

Ich und Papa wohnen im vornehmsten Viertel. Viertel, die still, peinlich sauber und von einer gewissen Ältere sind, sind vornehm. Das ganz Neue? Ich möchte nicht in einem ganz neuen Haus wohnen. Am Neuen ist stets irgend etwas nicht ganz in Ordnung. Man sieht fast gar keine armen Leute, z. B. Arbeiter, in unserer Gegend, wo die Häuser ihre Gärten haben. Es wohnen Fabrikbesitzer, Bankiers und reiche Leute, deren Beruf der Reichtum ist, in unserer Nähe. Nun, da muß also Papa zum mindesten sehr wohlhabend sein. Arme und ärmere Leute können hier herum einfach gar nicht wohnen, weil die Räumlichkeiten viel zu teuer sind. Papa sagt, die Klasse, in welcher das Elend herrscht, lebe im Norden der Stadt. Welch eine Stadt. Was ist das: der Norden? Ich kenne D 146 Moskau besser als den Norden unserer Stadt. Von Moskau, Peters- 20 25 30

13 in] in die NRs

burg, Wladiwostok und aus Yokohama sind mir zahlreiche An- D 147
sichtspostkarten geschickt worden. Ich kenne den belgischen und
holländischen Strand, ich kenne das Engadin mit seinen himmel-
hohen Bergen und grünen Matten, aber die eigene Stadt? Berlin
5 ist vielleicht vielen, vielen Menschen, die es bewohnen, ein Rätsel.
Papa unterstützt die Kunst und die Künstler. Es ist Handel, was er
treibt. Nun, Fürsten treiben ebenfalls oft Handel, und dann sind
die Geschäfte Papas von einer absoluten Vornehmheit. Er kauft
und verkauft Gemälde. Es hängen sehr schöne Gemälde in unse-
10 rer Wohnung. Die Sache mit Vaters Geschäften, glaube ich, ist so:
die Künstler verstehen in der Regel nichts von Geschäften, oder
sie dürfen aus irgendwelchen Gründen nichts davon verstehen.
Oder es ist so: die Welt ist groß und kaltherzig. Die Welt denkt
nie an die Existenz von Künstlern. Da tritt nun mein Vater auf, der
15 Weltmanieren besitzt und allerhand bedeutungsreiche Beziehun-
gen hat und macht diese im Grunde vielleicht ganz kunstunbe-
dürftige Welt auf die Kunst und auf die Künstler, die darben, auf
schickliche und kluge Art aufmerksam. Papa verachtet oft seine
Käufer. Aber er verachtet oft auch die Künstler. Es kommt da ganz
20 darauf an.

Nein, ich möchte nirgends anderswo fest wohnen als in Ber- D 148
lin. Leben die Kinder der Kleinstädte, solcher Städte, die ganz alt
und morsch sind, schöner? Gewiß gibt's dort manches, was es bei
uns nicht gibt. Romantik? Ich glaube, ich irre mich nicht, wenn
25 ich etwas, was nur noch halb lebt, für romantisch halte. Das De-
fekte, Zerbröckelte, Kranke, z. B. eine uralte Stadtmauer. Das, was
zu nichts nützt, was auf geheimnisvolle Art schön ist, das ist ro-
mantisch. Ich träume gern von derartigen Dingen, und wie ich
empfinde, genügt es, davon zu träumen. Schließlich ist das Ro-
30 mantischste, was es gibt, das Herz, und jeder fühlende Mensch
trägt alte Städte, die von uralten Mauern umschlossen sind, in
sich. Unser Berlin platzt bald überhaupt von Neuheit. Vater sagt,
alles historisch Denkwürdige werde hier verschwinden, das alte

Berlin kenne kein Mensch mehr. Vater weiß alles oder wenigstens fast alles. Nun, davon profitiert natürlich seine Tochter. Ja, kleine, mitten in der Landschaft gelegene Städte mögen schon auch schön sein. Es wird da reizende verborgene Schlupfwinkel zum Spielen geben, Höhlen, in die man hineinkriechen kann, Wiesen, Felder und nur ein paar Schritte weit entfernt der Wald. Solche Ortschaften sind ganz wie von Grün umkränzt, aber Berlin hat einen Eispalast, wo die Menschen mitten im heißesten Sommer Schlittschuh fahren. Berlin ist allen übrigen deutschen Städten eben einmal voran, in allen Dingen. Es ist die sauberste, modernste Stadt der Welt. Wer sagt das? Nun, natürlich Papa. Wie gut er eigentlich ist. Ja, ich kann viel von ihm lernen. Unsere Berliner Straßen haben alles Schmutzige und Holprige überwunden. Sie sind so glatt wie Eisflächen, und sie schimmern wie peinlich polierte Fußböden. Gegenwärtig sieht man einzelne Menschen Rollschuh laufen. Wer weiß, vielleicht werde ich das auch eines Tages tun, wenn es nicht vorher schon wieder außer Mode geraten ist. Es gibt hier Moden, die kaum Zeit haben, recht aufzutreten. Voriges Jahr haben alle Kinder, auch viele Erwachsene, Diabolo gespielt. Nun, dieses Spiel ist aus der Mode, man mag es nicht mehr spielen. So wechselt alles ab. Berlin gibt immer den Ton an. Es ist niemand zur Nachahmung verpflichtet, und doch ist die Frau Nachahmung die große und erhabene Gebieterin dieses Lebens. Jedermann ahmt nach.

Papa kann reizend sein, er ist eigentlich immer nett, aber zuweilen wird er wütend, über was, das kann man nicht wissen, und dann ist er häßlich. Ja, ich merke es an ihm, wie die heimliche Wut, wie der Mißmut den Menschen häßlich macht. Ist Papa nicht gut aufgelegt, so fühle ich mich unwillkürlich als geprügelter Hund; und deshalb sollte Papa vermeiden, seiner Umgebung, auch wenn sie nur aus einer Tochter besteht, seine Unpäßlichkeit und seine innere Unzufriedenheit zu zeigen. Väter begehen da, gerade da, Sünden. Das empfinde ich lebhaft. Aber wer hat keine

Schwächen, keine, gar keine Fehler? Wer ist ohne Sünde? Eltern, die es nicht für nötig erachten, ihren Kindern ihre persönlichen Stürme vorzuenthalten, würdigen dieselben im Nu zu Sklaven herab. Böse Stimmungen soll ein Vater im stillen besiegen (aber
5 wie schwer ist das!) oder er soll sie zu fremden Leuten tragen. Eine Tochter ist eine junge Dame, und in jedem gebildeten Erzeuger soll ein Kavalier lebendig sein. Ich sage ausdrücklich: ich befinde mich bei Vater überhaupt wie im Paradies, und wenn ich
10 Mängel an ihm entdecke, so ist es die ohne Zweifel von ihm auf mich übergegangene, also seine, nicht meine Klugheit, die ihn D 151 scharf beobachtet. Papa mag nur füglich seinen Zorn an Leuten auslassen, die von ihm in gewisser Beziehung abhängig sind. Es umflattern ihn genug solche Leute.

Ich habe meine eigene Stube, meine Möbel, meinen Luxus,
15 meine Bücher usw. Gott, ich bin eigentlich sehr reich ausgestattet. Bin ich Papa dankbar dafür? Welch eine geschmacklose Frage. Ich bin ihm gehorsam, und dann bin ich doch sein Besitz, und er darf schließlich doch stolz auf mich sein. Ich mache ihm Gedanken, ich bin seine häusliche Sorge, er darf mich anschnauzen, und ich
20 sehe es immer als eine Art von feinsinniger Pflicht an, ihn auszulachen, wenn er mich anschnauzt. Papa schnauzt gern an, er hat Humor und ist zugleich temperamentvoll. Weihnachten überhäuft er mich mit Geschenken. Übrigens sind meine Möbel von einem gewiß nicht unberühmten Künstler entworfen. Papa verkehrt
25 fast nur mit Leuten, die irgendeinen Namen haben. Er verkehrt mit Namen. Steckt in solch einem Namen etwa auch noch ein Mensch, um so besser. Wie gräßlich muß es sein, zu wissen, daß man berühmt ist und zu fühlen, daß man das gar nicht verdient. D 152
30 Ich stelle mir viele solcher Berühmtheiten vor. Ist solch ein Ruhm nicht wie eine unheilbare Krankheit? Wie ich mich nur ausdrücke. Meine Möbel sind weiß lackiert und von einer kunstverständigen Hand mit Blumen und Früchten bemalt. Die sehen reizend aus, und der sie bemalt hat, ist ein ausgezeichnete Mensch, der von

Vater sehr geschätzt wird. Wen Vater schätzt, der soll sich aber auch geschmeichelt fühlen. Ich meine, es bedeutet etwas, wenn Papa wohlwollend zu jemandem ist, und diejenigen, die das nicht empfinden und tun, als wenn es ihnen pipe sei, die schaden sich natürlich. Die blicken zu wenig hell in die Welt. Ich halte meinen Vater für einen durchaus seltenen Menschen; daß er in der Welt Einfluß ausübt, liegt klar auf der Hand. – Viele meiner Bücher langweilen mich. Nun, dann sind es eben nicht die rechten, wie z. B. sogenannte Bücher für „das Kind“. Solche Bücher sind eine Unverschämtheit. Wie? Man erküht sich, Kindern Bücher zum Lesen zu geben, die nicht über ihren Horizont hinausgehen? Zu Kindern soll man nicht kindlich reden, das ist kindisch. Ich, die ich doch auch ein Kind bin, hasse das Kindische.

D 153 Wann werde ich aufhören, mich mit Spielsachen abzugeben? Nein, Spielsachen sind süß, und ich spiele mit der Puppe noch lang, das weiß ich, aber ich spiele bewußt. Ich weiß, daß es dumm ist, aber wie schön ist das Dumme und Nutzlose. So, denke ich mir, empfinden Künstlernaturen. Zu uns, d. h. zu Papa, kommen öfters verschiedene jüngere Künstler essen. Nun, sie werden eingeladen, und dann erscheinen sie. Oft schreibe die Einladungen ich, oft das Fräulein, und es herrscht dann eine große, amüsante Munterkeit an unserm Eßtisch, der natürlich, ohne zu prahlen oder geflissentlich zu prunken, wie der gedeckte Tisch eines feinen Hauses aussieht. Papa umgibt sich scheinbar sehr gern mit jungen Leuten, mit Leuten, die jünger sind als er, und doch ist er eigentlich immer der Lebhafteste und Jüngste. Man hört die meiste Zeit ihn reden; die übrigen horchen, oder sie erlauben sich kleine Bemerkungen, was oft sehr drollig ist. Vater überragt sie alle an Bildung und Schwung der Weltauffassung, und alle diese Leute lernen von ihm, das sehe ich deutlich. Oft muß ich lachen bei Tisch, dann kriege ich eine sanfte oder unsanfte Zurechtweisung. Ja, und nach dem Essen wird bei uns gefaulenzt. Papa legt sich aufs Ledersofa und fängt an zu schnarchen, was eigentlich

recht schlechter Ton ist. Aber in Papas Benehmen bin ich verliebt. Mir gefällt auch seine aufrichtige Schnarcherei. Will man, oder kann man denn immer Unterhaltung machen?

Vater gibt sicher viel Geld aus. Er hat Einnahmen und Ausgaben, er lebt, er erzielt Gewinne, und er läßt leben. Er sieht sogar ein wenig nach Vergeudung und Verschwendung aus. Er ist stets in Bewegung. Ganz offenbar gehört er zu den Menschen, für die es ein Genuß, ja eine Notwendigkeit ist, immer irgend etwas zu riskieren. Es ist bei uns viel von Erfolg und Mißerfolg die Rede. Wer bei uns ißt und mit uns verkehrt, der hat irgendwelche kleinere oder größere Erfolge in der Welt erzielt. Was ist Welt? Ein Gerücht, ein Gerede? Mein Vater steht jedenfalls mitten drin, in diesem Gerede. Vielleicht dirigiert er es sogar bis zu gewissen Grenzen. Papas Ziel ist auf alle Fälle, Macht auszuüben. Er sucht sich und diejenigen, für die er sich interessiert, zu entfalten, zu behaupten. Sein Grundsatz ist: für wen ich mich nicht interessiere, der schadet sich. Infolge dieser Auffassung ist Papa immer von seinem gesunden Menschenwert durchdrungen und kann fest und sicher auftreten, und das schickt sich. Wer sich keine Bedeutung zumutet, dem macht es nichts, Schlechtigkeiten zu verüben. Wie rede ich? Habe ich das von Vater?

Genieße ich eine gute Erziehung? Ich verzichte darauf, das zu bezweifeln. Man erzieht mich, wie eine Großstädterin erzogen werden soll, mit Vertraulichkeit und zugleich mit einer gewissen gemessenen Strenge, die mir erlaubt und zugleich gebietet, mich an Takt zu gewöhnen. Der Mann, der mich heiraten wird, muß reich sein oder er muß begründete Aussichten auf einen festen Wohlstand besitzen. Arm? Ich kann nicht arm sein. Mir und Geschöpfen, die mir gleichen, ist es unmöglich, pekuniäre Not zu leiden. Das sind Dummheiten. Im übrigen werde ich ganz bestimmt die Einfachheit der Lebensführung bevorzugen. Ich mag äußern Prunk nicht leiden. Die Schlichtheit muß ein Luxus sein. Schimmern muß es von Propperkeit in jeder Beziehung, und sol-

D 155

che bis ins Letzte geforderte Lebensreinlichkeit kostet Geld. Die
Annehmlichkeiten sind teuer. Wie energisch ich da rede. Ist das
D 156 nicht ein bißchen unvorsichtig? Werde ich lieben? Was ist Liebe?
Was für Seltsamkeiten und Herrlichkeiten müssen mir noch be-
vorstehen, da ich mir noch so unwissend vorkomme in Dingen, 5
für deren Kenntnis ich noch zu jung bin. Was werde ich erleben?

Vign., Abb. 2a

Er sah keine Zukunft mehr vor sich, und die Vergangenheit glich, wie sehr er sich auch bemühte, sie erklärlich zu finden, etwas Unverständlichem. Die Rechtfertigungen zerstoben, und das Gefühl der Wollust schien immer mehr zu verschwinden. Reisen und Wanderungen, ehemals seine geheimnisvolle Freude, waren ihm seltsam zuwider geworden; er fürchtete sich, einen Schritt zu tun, und er erbehte wie vor etwas Ungeheuerlichem vor dem Wechsel des Aufenthaltsortes. Er war weder ehrlich heimatlos noch auch redlich und natürlich irgendwo in der Welt zu Hause. Er hätte so gern ein Orgelmann oder ein Bettler oder ein Krüppel sein mögen, damit er Ursache hätte, um das Mitleid und um das Almosen der Menschen zu flehen, aber noch inbrünstiger wünschte er zu sterben. Er war nicht tot und doch tot, nicht bettelarm und doch solch ein Bettler, aber er bettelte nicht, er trug sich auch jetzt noch elegant, machte auch jetzt noch, ähnlich einer langweiligen Maschine, seine Verbeugungen und machte Phrasen und entrüstete und entsetzte sich darüber. Wie qualvoll kam ihm sein eigenes Leben vor, wie lügenhaft seine Seele, wie tot sein elender Körper, wie fremd die Welt, wie leer die Bewegungen, Dinge und Geschehnisse, die ihn umgaben. Er hätte sich in einen Abgrund hinunterstürzen mögen, er hätte einen Glasberg hinanklimmen mögen, er hätte sich auf die Folter spannen lassen mögen, und mit Wollust würde er sich als ein Ketzer haben mögen langsam verbrennen lassen. Die Natur glich einer Gemäldeausstellung, durch deren Räumlichkeiten er mit geschlossenen Augen wanderte, ohne sich gelockt zu fühlen, die Augen zu öffnen, da er doch alles mit den Augen schon längst durchschaut hatte. Es war ihm, als sähe er den

Die neue Rundschau, Jg. XXI, H. 11, November 1910, S. 1578–1580 [KWA II 1, S. 63–68].

Menschen durch die Körper mitten durch die elendiglichen Eingeweide, es war ihm, als höre er sie denken und wissen, als sähe er sie Irrtümer und Albernheiten begehen, als könne er es einatmen, wie unzuverlässig, dumm, feig und treulos sie seien, und es war ihm zu guter Letzt, als sei er selber das Unzuverlässigste, Lüsternde und Treuloseste, was es gebe auf der Erde, und er hätte laut aufschreien, laut um Hilfe rufen, in die Knie sinken und laut weinen, tage-, wochenlang schluchzen mögen. Dessen aber war er nicht fähig, er war leer, hart und frostig, und vor der Härte, die ihn erfüllte, schauderte es ihn. Wo waren die Schmelzungen, die Bezauberungen, die er empfand, wo die Liebe, die ihn beseligte, die Güte, die ihn durchglühte, das endlose meergleiche Vertrauen, an das er glaubte, der Gott, der ihn durchentzückte, das Leben, das er umarmte, die Wonnen und die Verherrlichungen, die ihn umarmten, die Wälder, die er durchwandert, das Grün, das sein Auge erfrischte, der Himmel, in dessen Anblick er sich verloren? Er wußte es nicht, so wenig wie er noch wußte, was er sollte und wohinaus es mit ihm mußte. O, seine Person. Abreißen von seinem Wesen, das noch immer gut war, hätte er sie mögen. Die eine Hälfte des Selbst töten, damit die andere nicht zugrunde gehe, damit der Mensch nicht zugrunde gehe, damit der Gott in ihm nicht völlig sich verlöre. Es war ihm alles noch schön und doch zugleich so furchtbar, noch so lieb und gut und doch so zerrissen, und nächtlich war alles, und wüst und er selber war seine eigene Wüste. Oftmals, beim Anhören eines Tones meinte er zurücksterben zu können in die vorigen heißen, empfindungsvollen Sicherheiten, in die bewegliche reiche warme Stärke von früher. Wie gespießt auf einen Eisberggipfel kam er sich vor, schrecklich, schrecklich. — —

Beim Gehen schwankte er wie ein Fiebernder oder wie ein Betrunkener, und er hatte das Gefühl, als müßten die Häuser über ihn umstürzen. Die Gärten, so gepflegt sie auch sein mochten, schienen ihm traurig und unordentlich dazuliegen, er glaubte an

keinen Stolz, an keine Ehre, an kein Vergnügen, an keinen wahren, echten Jammer und an keine wahre, echte Freude mehr. Wie ein Kartenhaus erschien ihm das bisher feste üppige Weltgebäude: nur ein Hauch, ein Schritt, eine leichte Rührung oder Bewegung, und es bricht in dünne papierne Platten zusammen. Wie
5 dumm, und wie fürchterlich – –

In die Gesellschaft der Menschen wagte er nicht zu gehen, aus panikartiger Furcht, man könnte merken, wie schlimm, wie trostlos es mit ihm stand; zu Freunden zu gehen und sich auszusprechen: dieser bloße Gedanke peinigte ihn aufs ärgste. Kleist war
10 unzugänglich, ein elender grandioser Glücklicher, aus dem kein Wort mehr herauszubringen war. Der glich einem Maulwurf, einem Lebendigbegrabenen. Die an^dern waren ihm so schrecklich, so greulich zuversichtlich, und die Frauen? Brentano lächelte. Es
15 war ein Gemisch von Kinderlächeln und Teufelslächeln. Und er machte eine abwehrende furchtsame Handbewegung. Und dann seine vielen, vielen Erinnerungen, wie sie ihn töteten, wie sie ihn marterten. Die Abende voller Melodien, die Morgen mit dem Blau und Tau, die heißen, tollen, schwülen, wunderbaren Mittags-
20 stunden, der Winter, den er über alles liebte, der Herbst – – nur nicht denken. Es soll alles auseinandergehen, wie gelbe Blätter. Nichts soll stehen, nichts soll einen Wert haben, nichts, nichts soll bleiben.

Ein Mädchen aus guten Kreisen, das ebenso klar-vernünftig
25 wie schön dachte, sagte ihm eines Tages folgendes: „Brentano, sagen Sie, fürchten Sie sich denn nicht vor sich selber, so ohne einen höheren Wert und so ohne Inhalt Ihr Leben dahinzuleben? Mußte es mit einem Menschen, den man lieben, ehren und bewundern möchte, so weit kommen, daß man ihn beinahe ver-
30 abscheuen möchte? Kann ein Mensch, der so viel und so schön fühlt, zugleich so gefühlsarm sein, kann es Sie denn wirklich immer, immer wieder hinreißen, sich zu zerstreuen und Ihre Kräfte zu zersplittern? Fangen, fesseln Sie sich doch. Sie sagen, daß Sie
D 162

mich lieben? Und daß Sie durch mich glücklich und wahr und aufrichtig würden? Ich aber, o des Grauens, Brentano, kann nicht glauben an das, was Sie sagen. Sie sind ein Unmensch, Sie sind ein lieber Mensch, und doch ein Unmensch, Sie sollten sich hassen, und ich weiß, daß Sie das tun, ich weiß, daß Sie sich hassen. Sonst verschwendete ich kein so warmes Wort an Sie. Bitte, verlassen Sie mich.“ 5

Er geht und kommt wieder, er schüttet ihr sein Herz aus, er fühlt etwas Wunderbares in ihrer Nähe in sich aufquellen, er spricht ihr immer wieder von seiner Verlassenheit und von seiner Liebe, sie aber bleibt stark und starr und erklärt ihm, daß sie seine Freundin sei, daß es aber dabei bleibe, und daß sie nie seine Frau werden kann noch will noch darf und ersucht ihn, aufzuhören zu hoffen, daß das je geschehen könne. Er verzweifelt, sie aber glaubt nicht an die Tiefe und an die Wahrhaftigkeit seiner Verzweiflung. Sie bittet ihn eines Abends in einer Gesellschaft von sehr vielen feinen und angesehenen Leuten, er möchte ein paar seiner schönen Gedichte vortragen, er tut es und erntet großen Beifall. Jedermann ist entzückt über den Wohllaut und über die überquellende Lebendigkeit dieser Poesien. 10
D 163 15 20

Ein Jahr oder auch zwei Jahre vergehen. Er mag nicht mehr leben, und so entschließt er sich denn, sich selber gleichsam das Leben, das ihm lästig ist, zu nehmen, und er begibt sich dorthin, wo er weiß, daß sich eine tiefe Höhle befindet. Freilich schaudert er davor zurück, hinunterzugehen, aber er besinnt sich mit einer Art von Entzücken, daß er nichts mehr zu hoffen hat, und daß es für ihn keinen Besitz und keine Sehnsucht, etwas zu besitzen, mehr gibt, und er tritt durch das finstere große Tor und steigt Stufe um Stufe hinunter, immer tiefer, ihm ist nach den ersten Schritten, als wandere er schon tagelang, und kommt endlich unten, ganz zu unterst, in der stillen kühlen tiefverborgenen Gruft an. Eine Lampe brennt hier, und Brentano klopft an eine Türe. Hier muß er lange, lange warten, bis endlich, nach so langer, 25 30

langer Zeit des Harrens und Bangens, ihm der Bescheid und der grausige Befehl erteilt wird, einzutreten, und er tritt mit einer Schüchternheit, die ihn an seine Kindheit erinnert, ein, und da steht er vor einem Mann, und dieser Mann, dessen Gesicht mit
5 einer Maske verhüllt ist, ersucht ihn schroff, ihm zu folgen. „Du willst ein Diener der katholischen Kirche werden? Hier durch geht es.“ So spricht die düstere Gestalt. Und von da an weiß man nichts mehr von Brentano.

D 164

Vign., Abb. 2f

Stendhal erzählt in seinem schönen Buch von der Liebe eine ebenso einfache wie schauervolle und tragische Geschichte, die von einer Gräfin und von einem jungen Pagen handelt, die sich lieben, weil sie ein süßes Gefallen aneinander finden. Der Graf ist eine finstere, schrecknisversprechende Figur. Die Liebesgeschichte spielt in Südfrankreich. Ich stelle mir Südfrankreich reich an mittelalterlichen Burgen, Kastellen und Schlössern vor, und die Luft träumt und lispelt dort von holder, heimlicher, schwermütiger Liebe. Es ist ziemlich lange her, daß ich die Geschichte gelesen habe, die in einem sonderbaren altmodischen naiven Französisch geschrieben ist, welches rau und lieblich zugleich klingt. Auch die Sitten müssen damals rau und dennoch schön gewesen sein. Da sehen sie sich also an, die Frau und der Edelknabe, und so gewöhnen sich ihre Augen aneinander. Sie lächeln, wenn sich ihre Blicke begegnen, und doch kennen beide wohl die grausame barbarische Gefahr, in die sie sich begeben, wenn sie glücklich sind im gegenseitigen Wohlgefallen. Der junge Mann singt so schön, da bittet sie ihn, etwas zu singen, und er tut es, er greift zum Instrument, das er mit Grazie zu handhaben weiß, und singt ein Liebeslied dazu, und sie lauscht ihm, sie lauscht seinen Tönen. Ihr Gatte ist ein Liebhaber der Jagd und der wilden Raufereien. Händel und Krieg interessieren ihn mehr als die Lippen der Frau, die der milden wonnigen Mainacht an Schönheit gleicht. So begegnen sich denn eines Tages, zu gegebener Stunde, die Lippen des jungen Edelknechtes und der schönen Frau, und das Ergebnis dieser reizenden Begegnung ist ein langer, heißer, wilder, süßer, herrlicher Kuß, an dessen Wonne die beiden zu sterben wün-

Rblde: Die Rheinlande, Jg. XII, H. 10, Oktober 1912, S. 358 [KWA II 2].

schen. Das Gesicht der Gräfin ist mit einer heiligen, entsetzlichen Blässe bedeckt, und in ihren großen dunklen Augen flammt und lodert ein verzehrendes Feuer, das mit dem Himmel und mit der Hölle verwandt ist. Doch sie lächelt ein seliges, übergluckliches
5 Lächeln, das einer duftenden, träumerischen Blüte gleicht. Zu bedenken ist, daß diese Frau, indem sie am Kusse hängt, zum Tode entschlossen ist, da der Graf, ihr Gemahl, ein schrecklicher Mann ist, von dem sie weiß, daß er tötet, wenn er in Zorn gerät. Auf wie hohe Art liebt sie, wenn sie liebt, wo sie weiß, daß die Liebe ihr
10 das Leben kostet, wenn es auskommt, was nicht auskommen soll, was aber so leicht auskommen kann. Auch das Leben des Geliebten hängt an einem Haar, wo er sich dem Vergnügen des Kusses hingibt, woraus notwendig folgt, daß es ein Vergnügen hoher Art ist, das er kostet. Der Liebende und die Liebende sind beide gleich
15 kühn, gleich entschlossen zum Äußersten, aber sie genießen dafür auch das Höchste. Sie erleben den Gipfel des Lebens, da sie spielen mit ihrem Leben, und nur so ist es möglich, den Gipfel zu erreichen. Wo das Leben nie in Gefahr ist, gibt es nie eine Beseligung eben dieses Lebens.

D 167

Vign., Abb. 2b

Eigentlich kann man nicht sagen, daß Kotzebue Unvergängliches geschaffen hat, obgleich man doch seinen kotzebutzlichen katzlichen Namen auch heute noch hin und wieder nennt. Es ist mit Berühmtheiten, vielmehr Unsterblichkeiten, wie Kotzebue eine ist, ein seltsames Ding. Ich persönlich, das heißt: still für mich, stelle mir vor, daß Kotzebue entsetzlich gewesen ist. Er bestand nicht aus Knochen und anliegendem zähen oder weichlichem Fleisch, nein, er war Asche. So blies man zum Beispiel: und weg war Kotzebue. Kotzebue hat einer stets dankbaren und freundlich-anhänglichen Nachwelt seine massiven, sämtlichen, gepreßten, gedruckten, in Kalbsleder gebundenen, gekotzten und gebutzten Werke hinterlassen, und dennoch, so darf man sich wohl erdreisten, zu sagen, wird er kaum noch je wieder gelesen. Die ihn lesen, müssen erblassen, und die ihn nicht lesen, scheinen nicht viel zu verlieren, indem sie ihn ignorieren. Immerhin ist er ein Biedermann. Sein Gesicht war ganz verkrochen und verborgen in einem ungeheuerlich großen und kühnen Rockkragen. Einen Hals hatte Kotzebue gar nicht. Seine ¹Nase war lang, und was seine Augen betrifft, so glotzten sie. Er hat zahlreiche Lustspiele geschrieben, die mit glänzendem Kassensturzerfolg während der Zeit, da Kleist verzweifelte, aufgeführt worden sind. Im allgemeinen, das muß man ihm lassen, hat er saubere Arbeit geliefert. Wenn man in Kotzebues Nähe trat, so kutzelte und kotzelte es ganz bedenklich, und diejenigen Mitmenschen und Zeitgenossen, die mit ihm zu tun hatten, schämten sich unwillkürlich, daß sie lebten. So und nicht

SB: *Die Schaubühne*, Jg. VIII, Bd. 2, Nr. 39, 26.9.1912, S. 293 [KWA II 3, S. 205–207].

3 katzlichen] katzligen SB

8 weichlichem] weichlichen SB

anders war es rund um Kotzebue, der denn auch, wie wir hoffen,
zu den Heroen der deutschen Geisteswelt gerechnet werden darf,
wie so mancher andere, der ein ebenso seltsamer Kotzebukauz
war wie er. Wenn ich nicht ganz vom Irrtum befangen bin, war
5 er in Weimar tätig. Wo er aber erzogen worden ist, und wer ihm
sein bischen Bildung eingepfht hat, das wissen die Götter. Die
Götter wissen alles. Die Großherzigen, die Gütigen! Sie wissen
sogar über einen Kotzebue Bescheid. Kotzebue hat die Götter in
jeder Beziehung beleidigt, und zwar durch nichts andres als ein-
10 zig und allein schon dadurch, daß er sich einbildete, er habe die
Pflicht, sich für was Bedeutendes zu halten. Ein dummer Mensch,
der Sand hieß, glaubte in seiner Blindheit, die Welt von Kotzebue
befreien zu sollen und schoß ihm eine Kugel durch den Schädel.
So endete Kotzebue.

D 170

Vign., Abb. 2d

Büchners Flucht

In der und der geheimnisvollen Nacht, durchzuckt von der häßlichen und entsetzlichen Furcht, durch die Häscher der Polizei arretiert zu werden, entwischte Georg Büchner, der hellblitzende jugendliche Stern am Himmel der deutschen Dichtkunst, den Roheiten, Dummheiten und Gewalttätigkeiten des politischen Gaukelspiels. In der nervösen Eile, die ihn beseelte, um schleunigst fortzukommen, steckte er das Manuskript von „Dantons Tod“ in die Tasche seines weitschweifigen, kühn geschnittenen Studentenrockes, aus welcher es weißlich hervorblitzte. Sturm und Drang fluteten, einem breiten königlichen Strom ähnlich, durch seine Seele; und eine vorher nie gekannte und geahnte Freude bemächtigte sich seines Wesens, als er, indem er mit raschen und großen Schritten auf der mondbegänzten Landstraße dahinschritt, das weite Land offen vor sich daliegen sah, das die Mitternacht mit ihren großherzigen, wollüstigen Armen umarmte. Deutschland lag sinnlich und natürlich vor ihm, und es fielen dem edlen Jüngling unwillkürlich einige alte schöne Volkslieder ein, deren Wortlaut und Melodie er laut vor sich hersang, als sei er ein unbefangener, munterer Schneider- oder Schustergeselle, befindlich auf nächtlicher Handwerkswanderung. Von Zeit zu Zeit griff er mit der schlanken feinen Hand nach dem dramatischen, nachmals berühmt gewordenen Kunstwerk in der Tasche, um sich zu überzeugen, daß es noch da sei. Und es war noch da, und ein fröhliches, lustsprudelndes Gewaltiges überkam und überrieselte ihn, daß er sich in der Freiheit befand, eben da er in das Kerker-

SB: Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 2, Nr. 34/35, 29.8.1912, S. 174 [KWA II 3, S. 202–204].

16 wollüstigen] wohlüstigen *SB*

loch des Tyrannen hatte wandern sollen. Schwarze, große, wildzerrissene Wolken verdeckten oft den Mond, als wollten sie ihn einkern, oder als wollten sie ihn erdrosseln, aber stets wieder trat er, gleich einem schönen Kind mit neugierigen Augen, aus
5 der Umfinsterung an die Hoheit und an die Freiheit hervor, Strahlen auf die stille Welt niederwerfend. Büchner hätte sich vor lauter wilder, süßer Flüchtlingslust auf die Knie an die Erde werfen und zu Gott beten mögen, doch er tat das in seinen Gedanken ab, und so schnell er laufen konnte, lief er vorwärts, hinter sich das erlebte
10 Gewaltige und vor sich das unbekannte, noch unerlebte Gewaltige, das ihm zu erleben bevorstand. So lief er, und Wind wehte ihm in das schöne Gesicht.

Wenn jemals jemand, so kalkuliere ich, Talent besessen hat, so war
 es die berühmte Birch-Pfeiffer. Sie hat in dem idyllisch gelegenen
 Zürich gewohnt und nannte sich Gräfin. Dick und zugleich ge-
 wissermaßen schlank von Figur, war sie eine imponierende, ja, 5
 man darf sagen, berückende und bezaubernde Erscheinung. Alles
 huldigte ihr, alles und jedes kniete vor ihr nieder. Sie hat sowohl
 als Mensch wie als Dichterin die üppigsten Erfolge errungen. Sie
 erschwang sich, indem sie ihre breiten Röcke raffte, mit einem
 prachtvollen Schwung die Bühne, und von da an beherrschte sie 10
 sie. Sie war eine Begnadete, und sie selbst teilte in Hülle und Fülle
 Gnaden, Genüsse und Entzückungen aus. Noch heute, nach so
 vielen Jahren, werden ihre Bonbons, das heißt: Stücke gegeben.
 Sie hat so süß und so liebreizend gedichtet, daß alle diejenigen 15
 Leute, die ins Theater liefen, um sich ihr Stück anzusehen, vor
 Rührung und Seelenbeklemmung weinen mußten. Sie hat einer
 liebelehzenden Welt das Rührstück, das stets auch zugleich Zug-
 stück war, vor die Nase geworfen, und die gerührte und erschüt-
 D 174 terte Welt dankte ihr, indem sie sie hochhob und im Triumph
 auf der Achsel herumführte. Eins ihrer am häufigsten gegebenen 20
 Stücke heißt: Das Lorle oder Dorf und Stadt, Schauspiel in fünf
 Ab- und Aufzügen. Während ein Büchner, der zu gleicher Zeit
 lebte wie die Birch-Pfeiffer, so gut wie verschollen und unbekannt
 blieb, schrie man nach ihr, und wenn sie vor dem Vorhang, breit
 und groß, wie sie war, erschien, so wollte der Jubel kein Ende 25
 nehmen. Noch einige Merkwürdigkeiten, die die große Frau an sich
 hatte, wollen wir uns erlauben zum besten zu geben: O, daß wir
 stürben am Andenken an die Unvergleichliche und Unvergeß-

Die Schaubühne, Jg. VIII, Bd. 1, Nr. 12, 21.3.1912, S. 337 [KWA II 3, S. 180–182].

liche. Die Süße, sie hatte einen so starken Busen, daß, wer sie zu Gesicht bekam, umfiel, als wäre er von einer Kanonenkugel getroffen worden. Gleich einem beweglichen Hektoliterfaß stürmte sie daher, und ihre Adlernase konnte niemand anschauen, ohne
5 aufs tiefste von dem edlen Anblick betroffen zu sein. Sie trug, so heißt es in den Annalen, mit Vorliebe grellgelbe Strümpfe mit getrocknet-schwarzen Strumpfbändern. Ihre Taille war mächtig, und ihr Rücken stemmte sich hinten hoch zu Berg, als wenn er zersprengen wollte. Ihre gewitterdunklen Augen blickten stets
10 strafend, und ihr Mund war zugebissen. So, das sind einige der markantesten Züge. Es bliebe noch manches zu sagen – aber wir wollen lieber schweigen und ... ehren!

D 175

Vign., Abb. 21

Sesenheim. Stube

FRIEDERIKE: Warum sind Sie traurig, lieber Herr Lenz? Machen Sie doch eine muntere Miene. Sehen Sie: ich bin so fröhlich. Kann ich denn etwas dafür, daß ich guter Laune bin? Nehmen Sie mir das übel? Nehmen Sie mir übel, daß ich nicht trüb und mißgestimmt sein mag? Wie kommt mir nur heute die Welt so schön vor. Ihnen nicht? 5

LENZ: Ich kann es nicht mehr aushalten. Ich muß hinaus. Schnell. Sie sind glücklich, Sie sind göttlich. Um so elender bin ich. Wenn ich Sie so schön sehe, muß ich Sie beim Kopf nehmen und küssen, und das wollen Sie nicht, das werden Sie nie wollen, nie wünschen. Wir sind nicht für einander. Ich bin für nichts auf der Welt. 10

FRIEDERIKE: Warum nur gleich so den ganzen Mut sinken lassen. Sie können mir recht weh tun. Sie könnten mir eine wahre Lust schenken, wenn Sie sich ein wenig wohlbefinden wollten, aber das wollen Sie nicht. 15

LENZ: Ich kann nicht.

D 177 | FRIEDERIKE: Ja, gehen Sie. Gehen Sie hinaus. Lassen Sie mich. Es ist besser. 20

LENZ: Wissen Sie, wie ich Sie liebe? Wie ich Sie vergöttere?

FRIEDERIKE: Das hätten Sie nicht nötig gehabt zu sagen. Hier kommt Goethe. Weiß Gott, es nimmt mich, es reißt mich, wie ich diesen lieben Menschen sehe. 25

Friederikens Kammer. Dämmerung

LENZ: Leise, leise. Daß nur ja kein Mensch mich sieht. Wie bin ich abscheulich. Aber es ist besser, abscheulich und häßlich sein als so trostlos. Mag denn ein Elender auch seine Freude haben.
5 Warum muß einem Menschen gar nichts, gar nichts und einem andern alles, was es Schönes gibt, gegönnt sein? Lieber verworfen sein als gar nichts sein. O Natur. Wie himmlisch bist du. Selbst denen, die dich entstellen, wirfst du Wonnen und Seligkeiten vor die Seele. Hier sind ihre Strümpfe. (Küßt sie.) Ich bin wahnsinnig.
10 Wie ich zittre. So zittert der Verbrecher. Wie heilig mir diese Gegenstände sind. Wie's mir über den Kopf kommt. Wenn jemand käme. Fort. Ich wäre auf immer zuschanden.

!Straßburg. Auf dem Münster

D 178

GOETHE: Wie herrlich dieser Blick ist. Studium und Genuß
15 sind nie besser verbunden als an einem solchen erhabenen Ort. Indem man Lust hat, immer weiter mit dem Auge zu schweifen, wird die schöne weite Aussicht immer lehrreicher. Dort der Fluß im breiten, wohlwollenden Land, wie er schimmert. Wie eine Sage, wie eine alte, gute Wahrheit schlängelt er sich durch die ausgedehnte Ebene. Dort hinten in der Ferne die Berge. Man kann
20 alles auf einmal sehen und sich doch nicht satt sehen. Unser Auge ist eine seltsame Maschine. Es greift und läßt alles wieder fahren. Da unten in den alten, lieben Gassen: wie sie treten, gehen und tagewerken, die traumhaft befangenen Menschen. Man kann von
25 hier oben herab so recht sehen, wie wohlthätig und wie rechtschaffen wir sind ergriffen von der gesunden täglichen Gewohnheit. Ist nicht Ordnung immer wieder das Schöne?

LENZ: In unsere deutsche Literatur muß der Sturm fahren, daß das alte, morsche Haus in seinen Gebalken, Wänden und Glied-

26 sind ergriffen] ergriffen sind SB
Gewohnheit. Ist] Gewohnheit, Ist D

179 dern zittert. Wenn die Kerls doch einmal natürlich von der Leber
weg reden wollten. Mein „Hofmeister“ soll sie in eine gelinde
Angst jagen. Jagen, stürmen. Man muß klettern. Man muß wagen.
In der Natur ist es wie in Rauschen und Flüstern von Blut. Blut
muß sie in ihre aschgrauen, blassen, alten Backen bekommen, 5
die schöne Literatur. Was: schön. Schön ist nur das Wogende, das
Frische. Ah, ich wollte Hämmer nehmen und drauflos hämmern.
Der Funke, Goethe, der Funke. Die „Soldaten“, bilde ich mir ein,
müssen so etwas wie ein Blitz werden, daß es zündet.

GOETHE (schaut ihn an, lächelt). 10

Gasse. Es regnet

LENZ: Es wird mir hier alles barbarisch. Ich verkomme. Kein
Fingerzeig. Die Illusionen schwinden. Kein Traum mehr. Und wie
tot, wie schwül ist alles. Muß es denn gerade jetzt regnen? Wozu ist
überhaupt der Regen? Der Regen ist dazu da, daß es Regenschir- 15
me und nasse Straßen in der Welt gibt. Unter meinen Augen ist es
mir siedend heiß. Am liebsten möchte ich jetzt kriechen. Dieses
ewige Gehen. Was man sich doch für dumme Mühe macht ...

Weimar. Saal im Schloß

180 |DIE HERZOGIN: Also so sehen Sie aus? Treten Sie ungeschert 20
näher. Wie man Sie willkommen heißt, dürfen Sie auch ein Zu-
trauen haben. Ihre dramatischen Arbeiten sehen Ihnen ähnlich.
Es ist etwas Schüchternes und etwas Wildes an beiden. Legen Sie
beides ein wenig ab, so werden Sie mehr Genuß an Ihrem Dichter-
feuer und an Ihnen selbst haben. Es freut mich aber wirklich sehr, 25
daß Sie Neigung gefunden haben, zu uns zu kommen, und hof-
fentlich wird es Ihnen bald auch bei uns einigermaßen behagen.
Das Leben will eine gewisse behagliche Wärme und auch eine ge-
wisse schickliche Breite haben. Doch ich tu' ja, als wenn ich Ihnen
einen Vortrag halten wollte. Das will ich und soll ich nicht; ich soll 30
mich nur sehr von Herzen freuen, daß Sie hier sind, und das tu'

ich, glauben Sie es mir. Haben Sie auch schon eine günstige Wohnung gefunden? Ja? Das ist gut. Unser Weimar kann Ihnen sicher heimisch werden, es bietet mancherlei. Nur müssen Sie es eben, wie es ist, auch zu nehmen und zu genießen wissen. Sieht man
5 Sie so, so glaubt man, Sie ein bischen schulmeistern zu dürfen. Verübeln Sie, daß ich warm mit Ihnen rede? Nicht? Um so besser. Aber ich schwatze, und der Herzog wartet auf mich. D 181

LENZ (errötend; sehr unsicher, will etwas sagen).

HERZOGIN: Ach, nur keine sonderlichen Danksagungen. Sa-
10 gen Sie sie mir ein andres Mal. Oder lieber gar nicht. Ihr Gesicht gefällt mir. Das genügt. Es hat alle Artigkeiten und Höflichkeiten schon längst ausgesprochen. Ich werde sorgen, daß wir uns wiedersehen. (Ab.)

LENZ: Schweb' ich? Wo bin ich?

15 *Terrasse. Ausblick in den Park*

LENZ: Ich dichte, schaffe nichts. Dieses ewige Knixen und Schöntun. Dieser Frost, diese nichtssagenden Förmlichkeiten. Bin ich noch ein Mensch? Warum bin ich enttäuscht? Warum will ich mich nur gar nirgends in der Welt anschniegen? Da war's
20 doch in Straßburg anders. War's denn etwa dort besser? Ich weiß nicht. Kann ich nirgends Fuß fassen? Kann ich mich nirgends behaupten? Ich fürchte mich. Ich bin grauenhaft.

Nacht. Zimmer der Hofdame Gräfin so und so

GRÄFIN: Was soll das heißen?

25 LENZ: Lassen, lassen Sie mich. Vergönnen Sie mir den Genuß, zu Ihren Füßen liegen zu dürfen. Wie schön, wie trostreich für die verdurstende, schrecklich gepeinigte Seele ist dieser Moment. O, klingeln Sie nicht, rufen Sie nicht Ihre Leute. Bin ich denn ein Räuber, ein Einbrecher? Freilich bin ich unangemeldet her-
30 gestürzt. Wo man liebt: soll man sich da erst noch lange um die hergebrachte Sitte kümmern müssen? Wie sind Sie schön, und wie

bin ich glücklich, und wie feurig, wie innig wünsche ich, nicht
Ihr Mißfallen zu erregen. Können Worte, die aus der Brust eines
Menschen kommen, der Sie anbetet, Sie beleidigen? Gewiß ist
das ja möglich, gewiß, gewiß. Ich Sie beleidigen, ich Sie auch nur
mit einem Hauch beunruhigen? Wie wäre das möglich? Schauen, 5
schauen Sie mich nicht so hart an. Ihre Augen, die so schön sind,
haben nicht verdient, daß sie so kalt, so unfreundlich, so ungütig
blicken müssen. Retten Sie mich. Ich bin dem Verderben preisge-
geben, wenn Sie kein Gefühl für mich haben. Haben Sie kein Ge-
fühl? Dürfen Sie keins haben? Bin ich denn jetzt zer|schmettert? 10
Bin ich verloren mit allen meinen himmlisch-schönen Träumen?
Wissen Sie, wie süß, wie schön ich träumte? Doch ich weiß nicht
mehr, was ich sagen soll. Ich soll schweigen, ich soll jetzt wohl
einsehen, daß ich die höchste aller Unziemlichkeiten begangen
habe, ich soll fühlen, daß alles kalt ist, und daß alles zu Ende ist. 15

GRÄFIN: Ich bin sprachlos.

LENZ: Wie schön du bist. Dieser Busen, diese Arme, dieser
Körper. Können so viele Herrlichkeiten sich anders als sanft ge-
bärden?

GRÄFIN: Entfernen Sie sich auf der Stelle. Soll ich Ihnen erst 20
noch sagen, daß Sie bewiesen haben, wie verzweifelt und wie un-
möglich Sie sind. Sind Sie um die gesunde Vernunft gekommen?
Ich muß es glauben.

Arbeitskabinett des Herzogs

GOETHE: Er ist ein Esel. 25

HERZOG: Ein unglückliches Kind. Was er getan hat, wäre sonst
unbegreiflich. Man schaffe ihn auf eine sanfte Manier fort. Mein
Hof kann dergleichen nicht dulden.

Ein Lebensposten ist gar nicht so ohne. Ganz gewiß nicht. Jedermann sieht gern ein, daß mit einer Weltposition hundert kleine Schönheiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten verbunden sein können, so zum Beispiel die reizende, ruhige Mitgliedschaft zum literarischen Lesezirkel. Wer eine Existenz hat, darf sich gemütliche Bockbierabende erlauben. Das regelmäßige Einkommen sitzt abends im Konzert oder im Theater. Der gute Monatslohn macht mit Schwung und Selbstbewußtsein Maskenbälle mit. Und doch hängt an der Lebenspostenexistenz manches, was nicht fein ist, unter anderem die Unterminierung der körperlichen und geistigen Gesundheit. Hier sei schüchtern an das menschliche Nervensystem erinnert.

Germer, langjähriger Inhaber eines schwierigen Wechselportefeuillepostens, kann den Atem und die leibliche Bildung seiner Herren Kollegen nicht mehr ertragen. Wer gesund und robust ist, der macht gern Witze, die Meier vom Landgut und Stadthaus zum Beispiel. Diese beiden sind Witzbolde ersten Ranges. Germer ist ungeduldig. Wer ungeduldig ist, haßt das gemütliche Bockwurstwitzwesen. Außerdem hat ihn die Langjährigkeit seines Postens krank im Geist gemacht. Er macht zwar noch immer sein Pflichtchen, freilich, aber mit permanenter Zusammenraffung seiner letzten Geniekräfte. Ja, ja, so ein Weltposten.

Fast täglich gibt es in der hochberühmten Bankkomptabilität, so gegen halb zwei Uhr mittags, gratis Volksschauspiele.

Simpl: Simplicissimus, Jg. XIV (1909/10), Nr. 48, 28.2.1910, S. 830–832 [KWA II 6].

14 Wechselportefeuillepostens] Wechselportefeuillepostens *D*
Wechselportefeuillepostens *Simpl*

Zugelassen werden natürlich nur die Herren Angestellten und Maschinenrechner, aber das ist schon ein ganz artiges Theaterpublikum. Vollzählig sind sie da, die Senn, die Glauser, die Tanner, die Helbling, die Schürch, die Meier von da und dort, die Binz und die Wunderli. Sitz- und Stehplätze werden nonchalant, den 5 Zigarrenstumpfen im Mund, eingenommen. Duft und Stimmung, Wesen und Privatabsicht, Spezielles und Allgemeingültiges, und draußen scheint die Sonne. „Herr Germer!“ sagt einer. Dieser eine geht langsam zu Germer hin und stellt sich dicht neben ihm auf. „Lassen Sie mich! Weg!“ sagt Germer, indem er mit der gräßlich 10 flachen Hand wegwischt. Alles schmettert und schnattert vor Lachen. Ja, ja, so eine duftvolle Mittagspause.

D 186 Was gesund, rotwangig und robust ist, das muß etwas zum Spielen, Unterhalten und Peinigen haben. Schon die lieben Kinder gehen da mit einem selten guten Beispiel voran. Wie köstlich 15 macht sich das, und solch ein tönendes Lachen, wie ist das göttlich! Das heilige Lachen! Die Götter im Olymp sind auch Angestellte. Auch sie langweilen sich wahrscheinlich zuzeiten ziemlich stark, und auch sie begrüßen daher Gratisvolksschauspiele und -auftritte mit dankbar schallendem Vergnügen. Sicher ist die gepriesene Götterwohnung auch nur eine Art Komptabilität, gerade wie die unsere, und die Götter und Göttinnen schreiben und rechnen und korrespondieren vielleicht auch an solchen schmalen Pultreihen, angeschmiedet, gerade wie wir's hier so furchtbar 20 deutlich schauen, an öden Lebensposten. 25

Jedes Ding auf dieser Erde hat seine trivialen zwei Seiten, eine schattige düstere und eine fidele helle. Wem das saure tägliche Brot nur so auf den Monatssalärtisch fällt, der muß sich verpflichtet fühlen, nach und nach zur kontraktlich regelmäßigen Maschine zu werden. Im Ernst: dies ist erste und letzte Aufgabe. Germer 30 ist eine schlechte Maschine, er beherrscht seine Empfindungen nicht, er tobt, er brüllt, er pfeift, er wischt ab, er knirscht mit den Zähnen, er macht großzügige Arm- und Handbewegungen, er

schreitet einher wie ein König der Bretter, die die Welt bedeuten sollen, er ist krank. Es gibt ja Krankheiten, die zu Lebensstellungen noch ganz gut passen. Germers Krankheit aber ist der scheinbar persönliche und überzeugte Feind seines kräftefordernden Postens. Schickt sich das? Wer einen Posten besetzt, der muß alles Unpostengemäße wegwischen. Unser Mann aber wischt mit der Hand seinen Posten weg. Das ist dumm, weil es unmöglich ist. Niemand kann Existenzen abwischen. Germer sagt immer: „Weg! Lassen Sie mich in Ruhe!“ Ja, ja, so eine defekte Maschine.

10 Ein Herr Kollege soll auch kollegialisch empfinden. Das Prinzip der Kollegialität ist ein herrisches und ein nur zu tief begründetes. Das ist so gewesen und wird sicher so bleiben. Ein hungriger Vagabund hat nicht nötig, Rücksicht zu nehmen, dafür hungert er aber auch. Germer aber hat jeden Tag sein Essen, Trinken, Schlafen, Wohnen, Spazieren und Stumpenrauchen, diese wie vom Himmel auf seine Person heruntergefallenen Tischleindeck-dich-Sachen kommen von der weltgebietenden Kollegenschaft. Darf er das hintansetzen? Darf er dem Herrn Buchhalter Binz die Zunge ausstrecken, darf er „Affen!“ zu den Korrespondenten sagen? Ganz gewiß nicht, und doch tut er's, aber nicht er tut's eigentlich, seine Krankheit begeht diese Sünden, also ist Germers Krankheit ein Feind des mächtigen Kollegengedankens. Meier vom Land, der weiß, wie schön es auf dem Land ist, hat schon mehrmals der Idee Ausdruck verliehen, daß Germer aufs Land gehöre. Diese Idee wird von Kollege Helbling, zur Abwechslung scheinbar, wieder einmal, von Mann zu Mann im ganzen Bureau herumgetragen: „Es wäre bald besser, man täte den Germer aufs Land.“ Chef Hasler, der stets Umsichtige, macht der Verbreitung guter Literatur in die breiten Volksschichten ein rasches, stirnrunzelndes Ende: „Es ist mir lieber, Sie arbeiten, Helbling.“

D 188

Die Landidee ist aber nicht mehr auszurotten. Binz, der Buchhalter im Profil, gibt ihr weiteren Ausdruck: „Da hätte er’s doch verflucht gut. Die Landluft könnte ihn am Ende wieder völlig gesund machen. Hier wird er von Tag zu Tag dümmere. Es ist bald
D 189 eine Schande, so einen Menschen überhaupt nur anzusehen. Es ekelt einen ja bald einmal. Auf dem Land würde er Sonnenschein und eine leichte Beschäftigung haben. Den halben Tag könnte er unter einem Baume im Gras liegen und ‚Weg von mir!’ sagen. Die Mücken und Fliegen würden es ihm beim Eid nicht übelnehmen. Man geniert sich bald. Und mit dem Helbling müßte man eigentlich auch bald endlich einmal kurzen Prozeß machen. Wenn ich Chef wäre, ich würde hier herum allweg bald besser Ordnung machen.“ Wenn ich Chef wäre! Herr Binz im Quadrat möchte gern Chef der gesamten Abteilung sein. Seiner Nase nach steht es schlimm mit der Zucht und Würde in den Buchhaltungsräumlichkeiten. An seine dicken täglichen Folianten gedrückt, träumt er von eisernen Reformen und von sich als von dem gestrengen Vollstrecker derselben. Ja, ja, die Untergebenen. 5 10 15

Es wird auch nicht schlecht über die vermutlichen und vermeintlichen Ursachen von Germers geistiger Verwilderung hin und her gesprochen. Der Posten ist schuld. Der Posten ist zu aufreibend. Längst gehörte Germer vom Posten weg. Jeder andere
D 190 würde an solch einem Posten ebenfalls verrückt. Und dann wird geflüstert, Rüeegg sei schuld, Herr Rüeegg, der Unterchef. Dieser habe den Germer mit kalter Berechnung in den Wahnsinn getetzt. Kein anderer als Rüeegg trägt Schuld. Das sei ein Schikaneur von der durchtriebensten Sorte. Neben diesem Satan zu arbeiten, das sei eine Qual. Erstens das teuflische Portefeuille, zweitens Rüeegg, der figürliche Teufel. Der Germer sei zu bedauern. Warum sich das Kalb habe abhetzen lassen? Jedenfalls müsse er vom
Posten weg. Helbling unternimmt es bereitwilligst, im ganzen 20 25 30

Bureau herum die Qualen des Germerschen Postens zu schildern, er malt mit den absichtlich schwärzesten und zeitraubendsten Malmitteln. Er schildert wieder einmal Zeit tot. Aber Chef Hasler, kunstfeindlich wie immer, zerstört das Wandgemälde.

5 „Herr Germer, Sie müssen exakter arbeiten,“ sagt Rüegg, der Chef des Portefeuilles, ein älteres, stilles, bebrilltes, schwäch-
tiges, monotones, graues, bebartetes, bleiches Herrchen mit
schmachtender, bohrender Stimme. „Herr Rüegg, lassen Sie mich
in Frieden. Verstanden! Weg!“ sagt Germer. Nun sind das ja kei-
10 neswegs Untergebenenworte, noch viel weniger Tägliche-Brots-
Worte, und noch weniger Worte |eines Menschen, der fürchten
muß, vom Posten weggewischt zu werden. Aber was kann man
dafür, wenn es in Gottes Namen aus einem heraussprudelt. O wie
Rüegg Germer haßt, aber noch schrecklicher ist es, wie Germer
15 Rüegg haßt, und am fürchterlichsten ist es, wie beide einander in
den Tod sich hassen. Und doch müssen sie zusammen arbeiten,
eng verschlungen wie die geschmeidig sein sollenden Bestand-
teile einer schnurrenden Maschine. Des einen Tätigkeit ist futsch
ohne die bereitwillige Tätigkeit des andern. Macht einer Fehler,
20 so müssen drei drunter leiden, und Germer macht immer Fehler,
aber er glaubt steif und fest, er arbeite nur deshalb schlecht, weil
Rüeggs Bosheit ihn kaput macht. Rüegg dagegen ist ein feiner,
geschmackvoller Mensch, er beteiligt sich nie an den „Volks-
schauspielen“, er behandelt Germer als einen völlig Normalen,
25 und das gerade reizt den Kranken: „Weg!“ Sagt Hebel A zu Hebel
B solche Worte? Ja, ja, so ein Bestandteil.

D 191

Und jahrelang haben die beiden Hebel A und B zusammen das
Rad der Arbeit mühsam geschwungen. Unter: „Sie müssen besser
arbeiten!“ und: „Gehen Sie mir weg!“ Unter heimlich fressendem
30 Ärger. Rüegg hat den Germer immer unter der Brille schräg hin-
auf angeschaut. Vielleicht haben diese Blicke das Ungestüm in
Germers Wesen heraufbeschworen. Wer kann einer Seele sagen,
woran sie erkrankt. Überlassen wir die zeitgemäße Beantwortung

D 192

dieser Frage unsern Herren der Wissenschaft. Die haben's Patent drauf. Wenn so eine fleißige, emsige Stille im Saal herrscht, pfeift einer plötzlich, und wer ist es? Germer. Auch laut lachen kann er plötzlich. Und immer wischt er mit der schrecklich großen und flachen Hand etwas aus der Luft weg. Armer Germer.

5

Ja, ja, das Leben ist hart, Helbling weiß auch ein Lied davon zu singen. Man sagt, die eintönigen Lieder seien die rührendsten. Germer ist verheiratet, er hat Frau und zwei Kinder, Mädchen, die jetzt anfangen zur Schule zu gehen. Alle sechs bis acht Wochen besucht Frau Germer den Direktor der Bank, um diesen hoch-
achtbaren Mann weinend zu bitten, er möge das Nötige tun und
veranlassen, daß man ihren Mann möglichst schon und in Ruhe
lasse. Es ist der Kollegenschaft bedeutet worden, die Veranstaltung von Extravorstellungen zu unterlassen. „Besser wäre, man
täte ihn aufs Land,“ meint Meier vom Land.

10

15

Er ist Bankkommis und ein kleiner Kerl, „Säubübli“ von seinen Kollegen genannt, eine Benennung, die er mit scheinbarer Gleichgültigkeit erträgt. Etwas Geringfügiges schwebt um seine
 5 Gestalt, und eigentlich ist er nur eine Figur, keine Gestalt, nur ein menschliches Etwas, keine Erscheinung. Ein bißchen ländlich betrügt er sich, und er stammt in der Tat auch vom Land, sein Vater verträgt in dem Dorf, wo er her ist, die Briefe. Es soll also wohl oder übel auch etwas Pöstliches an ihm sein, ja, beinahe, aber dies
 10 kommt ungefähr so schwach zum Ausdruck, wie die Mienen an den Personen eines schlechtgeschriebenen Romanes, oder wie das Lächeln eines jener geriebenen Menschen, die nicht mit den Lippen, sondern mit den Ohrlappen zu lächeln pflegen. Im übrigen heißt unser Statist Glauser, Fritz mit Vornamen. Er nimmt
 15 Fechtstunden, „so ein Dräcbbürschli“. Seine Körperhaltung ist infolgedessen eine recht gute, die Haltung schulmeister beständig das, vermöge dessen sie da ist, den Körper, und der kleine, gute Glauser-Körper läßt sich ruhig und ergeben von der unzufriedenen Geist-Haltung kommandieren. An der Haltung merkt man
 20 etwas, und am Körper belächelt man etwas, und an Glauser will man immer etwas auszusetzen haben.

D 194

So zum Beispiel sagt man, er sei ein Streber, was ja nun allerdings ein wenig wahr ist, aber sein Strebertum ist ein feines und bewußtes, es korrespondiert mit den „Fechtstunden“. Er strebt
 25 danach, seinen Herren Abteilungschefs und Meistern Vorgesetzten zu gefallen. Keine üble Idee, aber in den Augen des Kollegen Senn, des „auführischen Vasallen“, ist das gemein. Den säuerlich dampfenden und kochenden Atem seines Meisters Hasler ver-

Simplicissimus, Jg. XII (1907/08), Nr. 43, 20.1.1908, S. 704 [KWA II 6].

trägt Glauser, wenn derselbe unvermutet hinter ihm steht, mit Bravour, ja sogar mit Liebe, denn er sagt sich: „Anstandshalber habe ich gegen solcherlei Atemübungen nichts einzuwenden. Ein besserer Duft wäre mir lieber. Aber wenn Chefs so atmen, so nehme ich's hin.“

5

Er ist klug, und er hat Charakter, er kennt keine Torheiten. Seinen weiteren Kollegen Helbling verachtet er, aber vorsichtig, und seinen noch weiteren Kollegen Tanner hält er für einen netten
D 195 Kerl, aber für prinzipienlos. Helbling will nicht arbeiten, Tanner bezweckt nichts mit der Arbeit, aber Glauser arbeitet an seiner
10 persönlichen Weiterentwicklung, er fühlt sich berufen, Großes zu erreichen, er macht im Geist Karriere.

Er spart auch, er isst für vierzig oder für dreißig Rappen zu Mittag, eine Ausgabe, die ihm imponiert, weil sie zu seinen Plänen paßt. Zu rauchen gestattet er sich nicht, obwohl er es gern täte,
15 dafür aber trägt er Handschuhe und einen gewichtigen Spazierstock mit silbernem Knopf. Es ist dies ein Luxus, aber erstens nur ein einmaliger, und zweitens gibt der Mensch, der etwas erstrebt, gerne zu merken, daß es ihm eine Unmöglichkeit ist, sich zu unterschätzen.

20

„Ich bin vom Land,“ denkt öfters Glauser, „und habe aus diesem Umstand heraus die Verpflichtung, es den Städtern zu zeigen, was ein fester Willen vermag.“ Er benützt und besucht die Lesehallen, er ist im höchsten Grade bildungsbedürftig, und er weiß sich die Vorteile, die die Stadt bietet, zu Nutzen zu machen.
25 Er sagt sich: „Diese Städter! Da schwärmen sie für die Landschaft. Ihre Bibliotheken vernachlässigen sie. Gut, dann übernehmen eben die Söhne vom Land ihre Errungenschaften.“

D 196 Glauser hat scheinbar ein Verhältnis mit der Kellnerin des „Ochsen“. Dort pflegt er zu Abend zu essen, das ist etwas teurer
30 als im Volkswohltätigkeitshaus, man trinkt Bier zu einer Portion saurer Lebern, aber es gehört sich, inloedessen tut er's. Die Verbindung mit dem Mädchen kostet nichts, denn sie liebt ihn. Das

D 198 | Glauser liest Nietzsche, er liest ihn, aber er läßt sich durch diesen Autor nur zeitweise fesseln, niemals bestürmen, auch nicht irgendwelche Muster vorschreiben. Er hat seine ganz eigenen Gedanken, ihm imponiert so leicht keiner. Die Geschichte Napoleons aber hat es ihm angetan, diesen Mann nimmt er zum Vorbild. 5 Daneben ist es eine englische Grammatik, der er vorzugsweise seine Nebenstunden widmet. Er ist Mitglied des Kaufmännischen Vereines, aber ein laxes, die Verbandsinteressen berühren ihn wenig, übrigens ist er erst zwanzig und ein halbes Jahr alt.

Gesundheitshalber begibt sich das kleine „Glauserli“ fast jeden 10 Mittag, während der Bureaupause, zum See hinaus, in die dortigen, hübschen Quaianlagen, um sich auf eine Bank zu setzen. Der Schatten ist ihm ebenso lieb wie die Sonne, aber um kein Haar lieber. Der Wind ist ihm angenehm, aber nicht süß wie „diesem Poeten Tanner“. Die Natur ist nützlich und gut, keineswegs entzückend. 15 Auf der Bank liest er ein Buch. Drum herum ist Natur, aber eben, das ist es, die Natur ist gut zum Drumherumliegen, das Buch ist die Hauptsache. Die Natur wärmt und freundet sich an: D 199 von selber: eine Art Dienstbotin, eine stumme, gutmütige Pflegerin. Man nutzt das aus, denn das lohnt sich. 20

Schritt für Schritt schreitet unser Held vorwärts, und das heißt soviel als, er macht immer seine Sache ordentlich. Nie verspätet er sich. Sein Anzug ist ebenso sauber wie seine Arbeiten, die er abliefern, sein Auftreten aber entspricht seinen Plänen, das heißt, es ist bescheiden, hohe Pläne schreiben das vor. Während er 25 arbeitet, scheint er verschwunden zu sein, er ist gar nicht mehr auf der Welt, er lebt in den unsichtbaren und unsichtbarmachenden Regionen der Pflichterfüllung. „Meine Arbeit ist zu geistlos für mich,“ denkt er, aber es genügt ihm, daß er diesen Einfall gehabt hat, er macht kein Drama daraus. Er arbeitet langsam, Zahl für 30 Zahl, Buchstabe für Buchstabe, richtig, gesetzt, leidenschaftslos, wie es sich schickt vor einer Leistung, die keine Anforderungen an die Begabung stellt. Das freut ihn kalt, daß es so ist. Glauser, „das

Lusbübli“ ist von einer durchtriebenen Zufriedenheit beseelt, und das ist es, was andern in die Augen sticht, denn „dahinter steckt etwas!“ –

„Eines Tages,“ denkt ‚dä chli Hagel‘, „werde ich ihr Chef sein. D 200
5 Die werden sich wundern.“ Er hat sich im stillen längst vorgenommen, nie Stellung zu wechseln, eigenmächtig, sondern sich langsam an immer bessere Posten versetzen zu lassen. Er weiß, daß es jahrelang dauert, ehe er avancieren kann, aber das schreckt ihn nicht, im Gegenteil, er hat eine diabolische Genugtuung, empfinden zu dürfen, daß man ihm reichlich Gelegenheit zum hartnäckig Ausharren geben wird. Er weiß sich im Besitz der hierzu erforderlichen Tugenden, und er lacht auf den Stockzähnen hinten.
10 Er hat Geduld wie eine Bahnübergangsbarriere. Er sieht ja täglich das Muster der natürlichen Ungeduld vor sich, den Helbling, der mit den Uhren kokettiert. Von diesem denkt er: „Der macht’s
15 nicht mehr lange.“

Tanner macht’s auch nicht mehr lange. Der arbeitet um des Arbeitens willen. Das ist so eine Art zweckloser Künstlernatur! Das still beobachtende „Bübli“ ist seiner Sache sehr sicher. Nach kurzer Zeit fliegen die beiden „hinaus“, Helbling auf dem Wege des Schassens und Tanner aus eigenem Drang. Der eine „geht“ zwecklos und der andere mit Schand und Spott. Glauser aber stickt und zeichnet an dem fein erdachten Gewebe seines Berufsprogrammes ruhig weiter. D 201

25 Er hält das Ding aus, und weit mehr: Die Bureausystemseele ist wie seine eigene, das heißt, keine Verdächtigungen! Er meistert eben seine Seele. Er sieht: aha, hier geht es so zu, und da geht es sofort in ihm selber ähnlich zu. Seine Energie läßt kein Unwohlbefinden aufkommen. So eine Seele ist weich, und wozu? Zum
30 Daraufdrücken! Eine Seele ist nach Glausers Prinzipien zum Zermalmen da.

O er bringt es weit, aber noch lange nicht. Es geht langsam, aber dann, nachdem es ein Leben gedauert hat, wird er konstatiert

ren können, daß er es weit gebracht hat. Und wenn er's zu nichts
Vign., Abb. 2g bringt, so hat er doch reich gelebt: er hat gewollt! –

Obwohl dieses Spiel für immer dahin ist, und obwohl meine Ohren es niemals vernommen haben, so kann ich doch träumen davon, dichten und phantasieren und kann mir vorstellen und ausmalen, wie süß es geklungen haben muß, wie herrlich es geklagt, wie wunderbar es gejubelt und wie betörend es geschluchzt haben muß. Wo der Name Paganini ausgesprochen wird, hört man noch heute die Tonwellen auf und nieder rauschen, sieht man heute noch eine gespenstisch dünne und schlanke weiße Hand den Zauberbogen führen, glaubt man heute noch sein himmlisches Konzert zu hören. Dämonisch soll er gespielt haben auf seinem Seeleninstrument, auf der Herzengeige, und ich glaube es. Es gibt Dinge, an die man mit aller Gewalt glaubt, an die man glauben – will, und so glaube ich denn, daß Paganini zaubervoll spielte und daß er mit seinem Bogen umging, wie Napoleon mit seinen Armeen. Gewiß, eine kühne Vergleichung. Doch lassen wir das. Er spielte so schön, daß die Frauen ihre geheimsten Träume von den Herrlichkeiten der Liebe in Erfüllung gehen sahen, indem sie sich von den liebsten und schönsten Lippen geküßt, und zwar mit einer so großen Gewalt geküßt fühlten, daß sie vergehen zu müssen meinten. Es war nicht, als wenn Hände, nein, es war, als wenn die Liebe selber spielte; es war weniger der Gipfel der Geigenspielerkunst, obgleich es ein völliger Gipfel war, als vielmehr die bloße, große Seele, die ja aller und jeder Kunst erst die Weihe, den Klang und den Inhalt gibt. Dadurch, daß er spielte, als wenn er lachte, redete und weinte, küßte und mordete, eine Schlacht mitkämpfte

Rblde: Die Rheinlande, Jg. XII, H. 7, Juli 1912, S. 251f. [KWA II 2].

12 Es] Er D Es Rblde

und in der Schlacht verwundet wurde, ein Pferd bestieg und auf
und davon jagte, oder als wenn er in unendlicher, unsagbarer Ein-
samkeit schwermütigen Gedanken nachhinge, oder als wenn er
auf stürmischer See Schiffbruch litte, oder als wenn er zitterte im
Genuß eines wilden, unverhofften Glückes – war er dämonisch. 5
Weil er einfach war, war er groß. Gütiger Leser, lächle, ich bitte
dich, über alle diese, wie du sagen wirst, überreizten Einbildun-
gen, doch höre weiter, wie er spielte, wie Paganini spielte. Mir ist
es, als hörte ich ihn in diesem Augenblick toben, wüten, zürnen,
schwelgen und spielen. Er spielte sein Spiel so herunter, daß die 10
D 204 Hörer glaubten, ler zerrisse die Tonwelt mit dem Bogen, um sie
wieder zusammensetzen zu können, sich verlierend in Harmo-
nien. Nachtigallen, arabische Feenschlösser, Nächte, von denen
die träumerische Liebe träumt, Treue, Güte und engelgleiche
Zärtlichkeiten wurden wahr durch seines Spieles mondscheinmil- 15
den Zauber, und das Spiel selber, welchem Fürsten mit Vergnü-
gen lauschten, floß dahin, wie zerrinnender, unter dem Kuß der
Sonne sich langsam, langsam auflösender Schnee, floß dahin wie
ein musikalischer Honigstrom, sich verliebend in die eigene Ho-
heit, Schönheit und Flüssigkeit. So spielte er. Aber er spielte noch 20
viel schöner, er spielte so, daß der Haß sich in Liebe, die Treulosig-
keit sich in Treue, der Übermut sich in Wehmut, der Mißmut sich
in Wonne, die Häßlichkeit sich in Schönheit und die Hartnäckig-
keit sich in süße, purpurn strahlende Freudigkeit, Freundlichkeit,
Versöhnlichkeit und Willigkeit verwandelte. Goethe lauschte sein- 25
nem märchenhaften Spiel, das ihn entzündete und bis tief in die
große Seele entzückte. Je größer der war, der ihm zuhörte, um so
höher und größer war auch der Genuß. Es ist dies ja das Geheim-
D 205 nis des Kunstgenusses überhaupt. Paganini wußte im Voraus nie
genau, wie und was er spielen wollte und würde; er ließ sich von 30
den Tönen zu den Tönen, von den Stufen zu den Stufen, von den

5 Glückes –] Glückes – – Rblde

Wellen zu den Wellen, von den Unbewußtheiten zu den goldenen Bewußtheiten hinreißen, derart, daß ihm das Geigenspiel wie eine stolze Palme aus dem Boden des Beginnens emporwuchs und größer und größer, schöner und schöner wurde wie ein breites, gedankenvolles, wollüstiges Meer. Ähnlich geht der Mensch durch das Leben, nicht wissend, was aus ihm wird, keimend oder fallend, je nachdem das Schicksal es will. So war sein Spiel ein schicksalhaftes, zwischen Wollen und Sollen schwebendes menschliches Spiel, das darum auch alle Herzen gefangen nahm, alle Ohren bezauberte und alle Seelen überschwemmte mit seiner Bedeutung. Napoleon hörte ihm zu, zwei volle Stunden lang, wiewohl ich mir das vielleicht nur einbilde, wozu ich ein gewisses Recht habe, da doch dieser ganze Aufsatz nur auf der Einbildung und auf der Erhebung beruht. Strenggläubige Leute, Katholiken wie Protestanten, lauschten ihm mit Freuden, denn es strömte Religion, wie liebliche nahrhafte Milch, aus seinem Bogen. Seine Kunst glich einem Regen, einem Segen, einem Sonntag, einer wundervollen hinreißenden Predigt. Der Krieger lauschte ihm, alles, alles lauschte ihm, ganz Aufmerksamkeit, ganz nur Ohr.

D 206

Vign., Abb. 2a

Der Schriftsteller

Der Schriftsteller besitzt in der Regel zwei Anzüge, einen für die Straße und zum Besuche machen und einen für die Arbeit. Er ist ein ordentlicher Mensch; das Sitzen am engen Schreibtisch hat ihn bescheiden gemacht, er verzichtet auf die heitern Genüsse des Lebens, und wenn er von irgendeinem nützlichen Ausgang nach Hause kommt, so zieht er seinen guten Anzug rasch vom Leib, hängt Hose und Rock, wie es sich gehört, sauberlich in den Kleiderschrank, wirft sich in seine Arbeiterbluse und Hausschuhe, geht in die Küche, macht Tee zurecht und begibt sich zur gewohnten Arbeit. Er trinkt nämlich immer Tee während des Schaffens, das behagt ihm sehr, es erhält ihn gesund, und seiner Meinung nach ersetzt ihm das alle übrigen weltlichen Genüsse. Verheiratet ist er nicht, denn er hat nicht die Kühnheit gehabt, sich zu verlieben, weil er allen ihm zu Gebote stehenden Mut dazu hat anwenden müssen, seiner künstlerischen Pflicht gegenüber, die, wie es vielleicht bekannt ist, eine sehr harte sein kann, treu zu bleiben. Er hauswirtschaftet in der Regel gänzlich allein, es sei denn, eine Freundin helfe ihm beim Ausruhen und ein unsichtbarer Schutzgeist beim Arbeiten. Seiner innersten Überzeugung nach ist sein Leben weder besonders freudig noch gar sehr trübe, weder leicht noch schwer, weder eintönig noch abwechslungsreich, weder eine fortdauernde noch eine oft unterbrochene Lustbarkeit, weder ein Schrei noch ein anhaltendes, munteres Lächeln: er schafft, das ist sein Leben. Er versucht in einem fort, sich in alles und jedes hineinzuleben, darin besteht sein Schaffen, und

SB: Die Schaubühne, Jg. III, Bd. 2, Nr. 46, 14.11.1907, S. 474–476 [KWA II 3, S. 106–111].

24 anhaltendes] langanhaltendes SB

wenn er von seiner Arbeit einen Augenblick aufsteht, um sich eine neue Zigarette zu drehen, einen Schluck Tee zu trinken, ein Wort zur Katze zu sagen, jemandem die Tür zu öffnen oder rasch aus dem Fenster zu schauen, so sind das nicht wesentliche Unterbrechungen, sondern gewissermaßen nur Kunstpausen oder Atemübungen. Manchmal turnt er ein bisschen im Zimmer, oder es fällt ihm ein, ein wenig zu jonglieren; auch Übungen im Gesang oder in der tönenden Deklamation sind ihm willkommen. Diese kleinen Dinge tut er, damit er beim Schreiben nicht ganz und gar, wie er sonst leicht befürchten müßte, zum Narren wird. Er ist ein exakter Mensch; sein Beruf hat ihn dazu gezwungen, denn was sollten Liederlichkeit oder Unordentlichkeit tagelang am Schreibtisch zu suchen haben? Der Wunsch und die Leidenschaft, das Leben in Worten zu zeichnen, entstammen schließlich nur einer gewissen Genauigkeit und schönen Pedanterie der Seele, der es Schmerz bereitet, beobachten zu müssen, wie so viel Schönes, Lebendiges, Eilendes und Flüchtiges in der Welt davonfliegt, ohne daß man es hat ins Notizbuch bannen können. Welche ewige Sorge! Der Mann mit der Feder in der Hand ist quasi ein Held im Halbdunkel, dessen Betragen nur deshalb kein heroisches und edles ist, weil es der Welt nicht zu Gesicht kommen kann. Man spricht nicht umsonst von „Helden der Feder“. Vielleicht ist das nur ein trivialer Ausdruck für eine ebenso triviale Sache, aber ein Feuerwehrmann ist auch etwas Triviales, obschon nicht ausgeschlossen ist, daß er gesetzten Falls ein Held und ein Lebensretter sein kann. Wenn es bisweilen einem Mutigen gelingt, ein Kind, oder was es sei, mit Lebensgefahr aus dem strömenden Wasser zu retten, so dürfte es vielleicht des öftern der Kunst und dem aufopfernden Bemühen eines Schriftstellers vorbehalten bleiben, dem achtlos und gedankenlos dahinflutenden Strom des Lebens Schönheitswerte, die eben am Ertrinken und Untergehen sind, mit Gefahr seiner Gesundheit zu entreißen, denn gesund ist es nicht, zehn bis dreizehn Stunden hintereinander am Romanen-

D 209

D 210

oder Novellentisch zu sitzen. Er kann also wohl zu den mutigen, kühnen Naturen gerechnet werden. In der Gesellschaft, wo es immer so glänzend und glatt zugeht, benimmt er sich mitunter steif aus Schüchternheit, rauh aus Gutmütigkeit und holperig aus Mangel an Schliff. Aber man unternehme es doch, ihn in ein Gespräch zu ziehen oder ins Netz einer herzlichen Unterhaltung einzufädeln, und man wird ihn alsbald sein linkisches Wesen abwerfen sehen; seine Zunge wird sprechen wie jede beliebige andre Zunge, seine Hände bekommen die allernatürlichsten Bewegungen, und in seinen Augen wird gewiß ebensoviel Feuer schimmern, als in den Augen irgendeines Staats-, Industrie- oder Marinemenschen. Er ist gesellig, wie nur irgendeiner. Er erlebt vielleicht einmal während eines ganzen Jahres nichts Neues, da er sich immer mit Satz- und Tonreihen abgegeben hat und mit der Vollendung seines Werkes, aber, ich bitte, hat er dafür nicht Phantasie? Schätzt man die gar nicht mehr heutzutage? Er ist fähig, mit seinen Einfällen eine Gesellschaft von, sagen wir, zwanzig Menschen sich beinahe kaput lachen zu machen, oder er kann Staunen erwecken, und zwar im Handumdrehen, oder er kann Tränen entlocken, indem er einfach ein Gedicht, das er gemacht hat, vorliest. Und dann, wenn seine Bücher auf dem Markt erscheinen! Alle Welt, bildet er sich in seiner dachstübigen Verlassenheit ein, springt danach und reißt sich um die hübsch eingebundenen oder sogar in braunes Leder gepreßten Exemplare. Auf dem Titelblatt steht sein Name, ein Umstand, der seiner naiven Meinung nach genügt, ihn überall in der runden, weiten Welt bekannt zu machen. Alsdann kommen die Enttäuschungen, die Zurechtweisungen in den Blättern, das Zischen zu Tode, das Verschweigen ins Grab hinein; unser Mann erträgt es eben. Er geht nach Hause, vernichtet alle seine Papiere, versetzt dem Schreibtisch einen furchtbaren Stoß, daß er umfliegt, zerreißt einen angefangenen Roman, zerfetzt die Schreibunterlage, wirft den Vorrat an Schreibfedern zum offenen Fenster hinaus,

schreibt seinem Verleger: „Sehr gelehrter Herr, ich bitte Sie, auf- D 212
zuhören, an mich zu glauben,“ und segelt auf Wanderschaften.
Sein Zorn und seine Scham kommen ihm übrigens nach kurzer
Zeit lächerlich vor, und er sagt sich, daß es seine Pflicht und Schul-
5 digkeit sei, von neuem mit seiner Arbeit zu beginnen. So macht's
der eine, der andre macht's vielleicht um eine Schattierung an-
ders. Nie verliert ein zum Schriftstellern geborener Schriftsteller
den Mut; er hat ein beinahe ununterbrochenes Vertrauen zur
Welt und zu den tausend neuen Möglichkeiten, die sie ihm jeden
10 neuen Morgen bietet. Er kennt jede Art Verzweiflung, aber auch
jede Art Glücksgefühl. Das Sonderbare ist, daß ihn eher die Erfol-
ge als die Mißerfolge mißtrauisch gegen sich machen; das kommt
aber vielleicht nur daher, weil die Maschine seines Denkens fort-
gesetzt in Bewegung ist. Hin und wieder macht der Schriftsteller
15 Vermögen, aber er geniert sich beinahe, Haufen Geldes erworben
zu haben, und er macht sich in solchen Fällen absichtlich klein,
um den vergifteten Pfeilen des Neides und der Spottsucht mög-
lichst auszuweichen. Ein ganz natürliches Verhalten! Wie aber,
wenn er arm und verachtet dahinglebt, in feuchten, kalten Stuben,
20 an Tischen, über deren Platten ihm das Ungeziefer kriecht, in Bet-
ten aus Stroh, in Häusern voll wüsten Gelärms und Geschreis, auf
ganz und gar einsamen Wegen, in der Nässe des herabströmen-
den Regens, auf der Suche nach Lebensunterhalt, den ihm, weil er
vielleicht eine dumme Figur macht, kein vernünftiger Mensch ge-
währen will, unter der Glut der hauptstädtischen Sonne, in Her-
bergen voll Ungemach, in Gegenden voll Sturm oder in Asylen
ohne die Freundlichkeit und Heimatlichkeit, die in dem Namen
so schön enthalten ist? Ist ein derartiges Unglück ausgeschlossen?
25 Nun also: auch Gefahren kann der Schriftsteller durchmachen,
und von seinem Genie, sich in alle üblen Umstände zu schicken,
wird es abhängen, wie er sie durchmacht. Der Schriftsteller liebt
die Welt, denn er fühlt, daß er aufhört, ihr Kind zu sein, wenn er
sie nicht mehr lieben kann. In diesem Fall ist er ja auch meist nur

noch ein mittelmäßiger Schriftsteller, das empfindet er deutlich, und deshalb vermeidet er es, dem Leben ein mißmutiges Gesicht zu zeigen. Infolgedessen kommt es auch oft vor, daß man ihn für einen urteilslosen, beschränkten Schwärmer ansieht, während man doch gar nicht bedenkt, daß er ein Mensch ist, der sich weder den Spott, noch den Haß gestatten darf, weil ihm diese Empfindungen zu leicht die Lust am Schaffen rauben.

D 214

5

Vign., Abb. 2h

Das Sittsame fördert; das Rücksichtvolle scheint es zu etwas zu bringen. Der, der die Zeit niemals mit irgend etwas Ablenkendem verlieren will, trocknet und rostet ein. Es scheint, daß es unklug und böseartig ist, immer energisch zu sein. Mangel an Zuversicht gebärdet sich gern konstant energisch. Nun ist ja das alles so wunderbar. Fallen und seinen Posten verlieren, heißt oft: einen neuen unter die Füße bekommen. Triumphieren ist oft nichts anderes als Versinken in den Wellen der Anmaßung; und doch triumphiert man so gern. Immer und immer gesetzt, gerecht und gefaßt sein, ist hart und streift ans Unmenschliche, während doch menschlich sein unser unabänderliches Los ist. Schön und vortrefflich ist nur das Menschliche. Gewisse Tugenden sind ein Laster oder die Blüte eines solchen. Das Laster scheint eine Höhle voll Unrat und Unverständnis zu sein, aber aus dem Laster hervortreten, mit Reue in der Seele, ist schöner als niemals sündigen. Sind denn nicht vielfach die Fehler der Anlaß zu den Entzückungen und Rührungen? Wie willkommen ist dem alten Vater der verlorene Sohn; wie herrlich, wie herrlich ist es, Gnade und Erbarmen zu finden. Die Tugend beißt sich in die Lippen und kehrt dem liebevollen Schauspiel schamhaft und boshaft den Rücken, schauervoll fühlend, wie häßlich es ist, nie fehlzugehen. Das Sittsame, das Kämpfe duldet und übersteht, ist das Wundervolle. Der wirkliche Weltmann, zum Beispiel, ist sittsam; er ist fromm und duldet.

D 216

Die Wortkargheit kann in eine Schwäche ausarten; genau wie das Gegenteil. Das Schweigen beherrscht uns oft, wie uns die Sucht, alles auszuplaudern, beherrschen kann. Man soll nicht schweigen,

Die Zukunft, Jg. XIX, Bd. 74, Nr. 19, 4.2.1911, S. 188–191 [KWA II 6].

wo es uns schicklich scheint, den Mund aufzutun; nur müssen wir freilich ungefähr wissen, was schicklich ist: und das weiß der Seelenvolle. Kann man nicht auch durch das Schweigen verleumden? Jedenfalls sehr unangenehm kann man sein. Man soll stets ein wenig lügen, das, was man nicht sagen darf, so sagen können, daß es wie eine einfache Unterhaltung klingt. Das Gehörte dem, den es angeht, genau so widersagen, wie es uns gesagt wurde, ist taktlos und muß verletzen. Aus Rücksicht ein wenig die Wahrheit entstellen, heißt sie vertiefen und verfeinern. Die Liebe versteht zu lügen, die Liebe versteht zu reden, die Liebe allein versteht, auf schöne Art zu schweigen. Übrigens sind das alles Schwankungen. Es kommt da auf die Fälle an und auf die Personen. Zu gewissen Menschen steht man so, daß ich und der andere es fühlen, wie unmöglich es ist, daß wir einander verkennen oder mißverstehen können. Beleidigungen, zum Beispiel, liegen nie im Ausdruck, sondern immer in den besonderen Umständen. Plötzlich habe ich irgendwen tief verletzt und ich weiß es gar nicht. Dich liebt jemand: und du drehst dieser Person im Weltleben den Rücken. Du liebst dann wieder dort, wo du mißverstanden und verkannt wirst.

Der große Dienst, den wir einer Frau erweisen, stürzt uns in die Gefahr, von ihr für einen Dummkopf gehalten zu werden. Man muß ihr dann grausam hart begegnen, um sie zu überzeugen, daß sie es mit einem Menschen von Selbstbewußtsein zu tun hatte. Nichts verachten und verschmähen echte weibliche Naturen so sehr wie Güte so ins Blaue hinein. Die Frauen erziehen den anwachsenden Mann zur Schätzung und Wertung seiner selber. Vielleicht geht im Meer dieser Erziehung manche feine, gute und tüchtige Mannesgesinnung für immer unter, denn edel und hochherzig ist man nicht gern zum zweitenmal, wo man das erste mal ausgelacht worden ist. Doch wer könnte edel von Natur sein und nicht für immer?

Das Schweizerland, wie kühn und klein steht es da, umarmt von den Staaten! Was ist es als Land allein für eine zugleich hehre und anmutige Erscheinung! Europas schneeige Pelzboa könnte man es nennen. Wundervoll wie seine Geschichte ist seine Natur.

5 Merkwürdig wie sein Volk ist sein Bestand. Es ist, als ducke es sich. Doch scheint es auch nicht ein Panther, denn es hat keine Grenzenbeute zu machen. Seine Enthaltbarkeit ist seine Festigkeit, seine Bescheidenheit ist seine Schönheit, seine Beschränkung sein unvergleichliches Ideal. Wie ein politischer Felsen steht es

10 da, umbrüllt von den politischen Wogen. So lange es bleibt, was es ist, schadet ihm, scheint es, nichts. Inwiefern es sich klein fühlt, darf es sich stark und eigen und unabhängig fühlen, abhängig nur von der Besonnenheit und Uner-schrockenheit. Seine Würde ist seine Grenze; und solange es diese in ihrer Art unübersehba-

15 re Grenze zu bewahren weiß, ist es in seiner Art ein bedeutendes und großes Land, groß als Gedanke. Wie reizend und wie gefährlich ist seine Lage. Seine Menschen, wie heimatlich wissen sie, das Altertum bekräftigend, zu leben. Sein Handel geht hoch, seine Wissenschaften blühen. Doch wozu ihm schmeicheln? Daß es sein

20 Eigen ist, schmeichelt ihm am tiefsten. Man will sie grob nennen im Ausland, die Schweizer. Das ist so, als nennte man den Franzosen unzuverlässig, den Deutschen anmaßend, den Türken unsauber, den Russen rückständig. Wie verpesteten Redensarten die Erde! Wie vergiften gewisse Gerüchte das Leben!

25 Reisen, im Eisenbahnwagen sitzen, erster Klasse natürlich. Man ist eingestiegen und immer fährt man ins unbekannte, fremde Wei-te. Das ist reizend. Man beherrscht so ein bisschen alle Sprachen. Kauderwelschen: Das ist so nett. Attachiert ist man als richtiger Reisender. Süß, einfach göttlich. Und nun sitzt man; draußen ist

30 Winternacht, es schneit. Von der Wagendecke lächelt das Lämpchen wie ein unaufgeklärtes tiefes Menschenbrust-Geheimnis dich an. Tränen treten dir plötzlich in die Augen. Wie ist dir, du

attachierter perfekter Reisender? Empfindest du Schmerzliches? Ja, ich bin versunken in ein Meer von wehmutvollen Erinnerungen. Ich werde in die fernen Länder davongetragen. Übrigens lese ich ja jetzt die Zeitung. Plötzlich ist mir vollkommenem Weltreisenden, als fahre ich zurück in die freudenüberströmte, liebe Kindheit. Die Eltern tauchen vor mir auf; und da schaue ich namentlich Mama tief in die Augen. Welch eine Wonne, Welch ein Glück ist es, klein zu sein! Mir ist, als möchte ich gerade jetzt von Papa verprügelt werden. Doch weiter fährt es, weiter, weiter. Reisender sein: ach ja; und draußen der Mitternachtschnee. Ach ja, Reisender sein, ist hübsch. Aber richtiger attachierter Reisender muß man sein.

„Das alles ist nicht so schlimm“: finde ich hübsch gesagt. Mein lieber Bruder Hans sagte das immer. Er ist ein goldener Mensch, golden durch Treue. Ja, wenn es bei uns zu Haus oft schlimm ausah, sagte Hans: „Das alles ist nicht so schlimm. Es sieht nur so schlimm aus.“ Mir scheint, Ehre und Liebe reden so. Tragisch die Dinge nehmen, ist ja plump. Wenn du keinen Erfolg in der Welt hast, so ist das gar nicht so schlimm. Der Humor ist die unübertreffliche Königin des Weltlebens. Hier wäre wieder ein Wörtchen vom Wesen des wahren Weltmannes zu sagen. Doch man muß sich diese Schreibfreude leider versagen; und das ist gar nicht so schlimm. Einen Hieb bekommen, ist gar nicht so schlimm. Verachtung wecken, wo man meinte, es recht getan zu haben, ist auch nicht so schlimm. Was ist schlimm? Mutlos und freudlos sein? Ist das wirklich so schlimm? Ja: das, das ist schlimm. Wenn ich falle und dazu lache, ist das gar nicht so schlimm. Wenn ich mich aber über die Niederlage ärgere, dann ist es schlimm. Doch ich habe noch allerlei anderes zu sagen. Das Leben enthält nicht nur einerlei, sondern gar mancherlei. Also auf ins Allerlei!

Wenn ich eine Weile nicht habe denken dürfen, sondern habe wirken müssen, wie sehne ich mich da wieder nach dem Leben in den Gedanken! Wenn es mir schlecht in der Welt geht, wie wünsche ich da wieder, geachtet, ausgezeichnet, gestreichelt, verwöhnt und geliebt zu werden! Wenn ich lange Zeit mit gewöhnlichen Menschen zu tun gehabt habe, wie schwebt mir da der Umgang mit feinen, ungewöhnlichen Menschen paradiesgartenähnlich wieder vor! Und wenn ich dahingesunken bin in den Abgrund der Verwirrung, ach, wie so gern betrage ich mich nachher wieder gesetzt und gesittet! Muß alles so sein Gegengewicht haben? Soll man immer und immer wieder durch die Schärfe der Gegensätze gerüttelt und geschüttelt werden? So scheint es; und so mache du dich nur stets auf Schwankungen, Unklarheiten und Unordnungen gefaßt. Trage es immer wieder, das Schwere, dulde es immer wieder, das Unangenehme, finde es immer wieder beherzigenswert und liebenswert, das Vielerlei. Pünktliche Ordnung schaffst du nie rund um dich und in dir. Deshalb sei doch ja nicht versessen auf die Ordentlichkeit. Dies stört, macht feig und blendet.

Wir stecken immer noch sehr im Mittelalter, und diejenigen, die über die Neuzeit murren, weil sie seelenarm sei, im Vergleich mit der Vorwelt, irren arg. Abschaffen ist der Lauf der Welt? Wie? Wenn alles so leer, so leicht würde, daß man an gar nichts mehr zu denken brauchte? Anzeichen, daß die Menschen der Kultur und ihrer Peinlichkeiten überdrüssig werden, sind vorhanden. Eine Welt glatt wie Glas, ein Leben sauber wie eine Stube am Sonntag. Keine Kirchen und keine Gedanken mehr. Puh, mich friert. Es sollte doch wohl immer noch allerlei in der Welt geben. Mich würde nichts bewegen, wenn nicht allerlei mich bewegte.

Der Wald

Von allerlei seltsamen Empfindungen durchdrungen, ging ich langsam auf dem felsigen Weg in den Wald hinauf, der mir wie ein dunkelgrünes undurchdringliches Rätsel entgegentrat. Er war still, und doch schien es mir, als bewege er sich und trete mir mit allen seinen Schönheiten entgegen. Es war Abend, und soviel ich mich erinnere, war die Luft von süßer melodischer Kühle erfüllt. Der Himmel warf goldene Gluten in das Dickicht hinein, und die Gräser und Kräuter dufteten so sonderbar. Der Duft der Walderde bezauberte mir die Seele, und ich vermochte, benommen und beklommen wie ich war, nur langsamen, ganz langsamen Schrittes vorwärtszugehen. Da tauchte aus dem niedrigen Eichengebüsch, zwischen Tannenstämmen, eine wilde, große, schöne fremde Frau hervor, angetan mit wenigen Kleidern und den Kopf bedeckt mit einem kleinen Strohhut, von dem ein Band aufs schwarze Haar herabfiel. Es war eine Waldfrau. Sie nickte und winkte mir mit ihrer Hand zu und kam mir langsam entgegen. Der Abend war schon so schön, die Vögel, die unsichtbaren, ¹langen schon so süß, und nun noch diese schöne Frau, die mir wie der Traum einer Frau, wie die bloße Vorstellung dessen, was sie war, erschien. Wir traten uns näher und begrüßten uns. Sie lächelte, und ich, ich mußte ebenfalls lächeln, bezwungen von ihrem Lächeln und gefangen genommen von der herrlichen, tannengleichen Gestalt, die sie hatte. Ihr Gesicht war blaß. Der Mond trat nun auch zwischen den Ästen hervor und schaute uns beide mit gedankenvollem Ernst an, und da setzten wir uns nebeneinander ins feuchte, weiche, süßduftende

Rblde: Die Rheinlande, Jg. XII, H. 11, November 1912, S. 398 (unter dem Titel „Im Wald“) [KWA II 2].

21 uns.] uns. – *Rblde*

Moos und schauten uns zufrieden in die Augen. O, was hatte sie für schöne, große, wehmutsvolle Augen. Eine Welt schien in ihnen zu liegen. Ich faßte sie um den großen weichen Leib und bat sie, mit so viel Schmeichelei in der Stimme, als ich hineinzulegen
5 vermochte (und das war nicht schwer), mir ihre Beine zu zeigen; und sie nahm den Rock von den Beinen weg, und da schimmerte mir durch das Dunkel des Waldes sanft das himmlisch schöne weiße Elfenbein entgegen. Ich neigte mich und küßte beide Beine, und ein freundlicher willkommener Strom strömte mir durch
10 den beseligten Körper, und ich küßte nun ihren Mund, der die schwellende nachgiebige Güte und Liebe selber war, und wir umarmten uns und hielten uns lange, lange, zu unserem gegenseitigen stillen Entzücken, umschlungen. Ach, wie mich der Duft der Waldnacht entzückte, wie mich aber auch der Duft entzückte, der
15 dem Körper der Frau entströmte. Wir lagerten auf dem Moos wie in einem kostbaren, reichgeschmückten Bett, Stille und Finsternis und Frieden um uns her, über uns die tanzenden und blitzenden Sterne und der gute, sorglose, liebe, große, göttliche Mond.

D 226

Vign., Abb. 2k

Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben

DIE MAGD. Eine reiche Dame hatte eine Magd, die mußte das Kind hüten. Das Kind war so zart wie Mondstrahlen, so rein wie frisch gefallener Schnee und so lieb wie die Sonne. Die Magd hatte es lieb wie Mond, wie Sonne, fast wie ihren lieben Gott selbst. 5
 Aber da ging das Kind einmal verloren, man wußte nicht wie, und da suchte es die Magd, suchte es in der ganzen Welt, in allen Städten und Ländern, sogar in Persien. Dort in Persien kam die Magd eines Nachts vor einen finstern, hohen Turm, der stand an einem breiten, dunklen Strom. Hoch oben aber im Turm brannte ein rotes Licht, und dieses Licht fragte die treue Magd: Kannst du mir nicht sagen, wo mein Kind ist? es ist verloren gegangen, ich suche es nun schon zehn Jahre! – So suche noch weitere zehn Jahre! antwortete das Licht und erlosch. Da suchte die Magd weitere zehn Jahre lang nach dem Kind, in allen Gegenden und Umgegenden 15
 der Erde, sogar in Frankreich. In Frankreich ist eine große, prächtige Stadt, die heißt Paris, zu der kam sie. Da stand sie eines Abends vor einem schönen Garten, weinte, daß sie das Kind nicht zu finden vermochte und nahm ihr rotes Schnupftuch hervor, um ihre Augen damit abzuwischen. Da ging der Garten plötzlich auf, 20
 und ihr Kind trat heraus. Da sah sie es, und da starb sie vor Freude. Warum starb sie? Hat das denn etwas genützt? Sie war aber schon alt und konnte nicht mehr soviel vertragen. Das Kind ist jetzt eine große, schöne Dame. Wenn du ihr begegnest, so grüße sie doch von mir. 25

DER MANN MIT DEM KÜRBISKOPF. Es war einmal ein Mann, der hatte statt eines Kopfes einen hohlen Kürbis auf den Schultern.

Der Buntscheck (1904), S. 35 [KWA II 4].

Damit konnte er nicht weit kommen. Und doch wollte er der Vorderste sein! So einer! – Als Zunge hatte er ein Eichblatt aus dem Munde hängen, und die Zähne waren nur mit dem Messer ausgeschnitzt. Statt der Augen hatte er bloß zwei runde Löcher.

5 Hinter den Löchern flackten zwei Kerzenstümpchen. Das waren die Augen. Damit konnte er nicht weit sehen. Und doch sagte er, er habe die besten Augen, der Prahler! – Auf dem Kopf hatte er einen hohen Hut; den zog er ab, wenn jemand zu ihm redete, so höflich war er. Da ging der Mann einmal spazieren. Doch der

10 Wind blies so heftig, daß die Augen ausloschen. Da wollte er sie wieder anzünden; aber er hatte keine Zündhölzchen. Er fing an zu weinen mit seinen Kerzenrestchen, weil er den Weg nach Hause nicht mehr finden konnte. Da saß er nun, nahm den Kürbiskopf

15 zwischen seine beiden Hände und wünschte zu sterben. Aber das Sterben ging ihm nicht so leicht. Es kam vorher noch ein Maikäfer und fraß ihm das Eichblatt vom Munde weg. Es kam vorher noch ein Vogel, und pickte ein Loch in seinen Kürbisschädel. Es kam vorher noch ein Kind und nahm ihm beide Kerzenstümpchen weg. Da konnte er sterben. Noch frißt der Käfer am Blatt, noch

20 pickt der Vogel, und das Kind spielt mit den Kerzchen.

D 229

Vign., Abb. 2e

Der fremde Geselle

Das sind große Unterlassungssünden. Ich bin ein bedeutender Schurke gegen mich selber. An mir sehe ich, wie die Menschen durch Trägheit sündigen. Ich warte immer auf etwas, das mir entgegenzutreten habe. Wie nun, wenn alle Menschen das tun; wenn jeder so wartet auf das, was da kommen soll? Es kommt nie etwas. Es kommt demnach für niemand das betreffende Etwas. Was einer so erwartet und erwartet, kommt nie. Was also alle erwarten, erscheint allen nie. Hier ist die große Sünde. Anstatt daß ich gehe und jemand entgegengehe, warte ich, bis jemand mir gefällig entgegentritt, das ist die rechte Trägheit, der rechte ungerechtfertigte Stolz. Gestern abend schaute ein sonderbarer wildfremder Geselle, der irgend etwas zu suchen schien, zu mir hinauf. Ich stand am offenen Fenster. Ich schaute ihn an, der zu mir hinaufschaute, so, als sei er eines kleinen Zeichens gewärtig. Ich hätte nur zu nicken brauchen mit dem Kopf, und eine seltsame, ungewöhnliche Menschenverbindung wäre vielleicht schon angebahnt gewesen. Vielleicht auch nicht. Wer vermag es zu wissen. Etwas Unge-
 D 231 wisses vermag man nicht zu wissen, aber gleichviel. Ich hätte der dunklen, ungewissen, vom zauberischen Abendlicht umflossenen Menschengestalt ein Zeichen geben sollen. Es sah aus, als sei der fremde Mensch einsam, arm und einsam. Doch sah es zur selben Zeit aus, als wisse er viel und vermöge manches, das wert sei, vernommen zu werden, zu erzählen, als sei alles das, was er zu sagen habe, angetan, zu Herzen genommen zu werden. Und warum bin
 ich ihm nun gar nicht entgegengekommen? Ich begreife mein Be-

Rblde: Die Rheinlande, Jg. XII, H. 12, Dezember 1912, S. 434 [KWA II 2].

18 Vielleicht] Vielleicht ja *Rblde*

nehmen kaum; auf solche Art und Weise kommen sich Menschen in die Nähe und gehen, ohne Spuren zu hinterlassen, wieder voneinander weg. Das ist nicht gut. Das ist eigentlich recht schlecht. Es ist eine rechte Sünde. Nun will ich natürlich eine Ausrede suchen und mir vorsagen, daß an dem Fremdling möglicherweise nichts gelegen sei. Möglicherweise? Da bin ich schon gefangen; denn ich gebe ja zu, daß, auf der andern Seite, d. h. bei anderem Licht besehen, irgend etwas ist an ihm. Ich bin demnach also keineswegs zu entschuldigen. Kalt habe ich den Gesellen, der mir vielleicht ein Freund hätte werden, und dem auch ich ein Freund hätte werden können, abziehen lassen. Seltsam, seltsam. Ich bin erstaunt, nein, ich bin mehr als erstaunt, ich bin ergriffen, und Trauer schleicht sich mir in das Herz. D 232

Ich komme mir ganz unverantwortlich vor, und ich könnte sagen, daß ich unglücklich sei. Doch ich liebe die Worte Glück und Unglück nicht; sie sagen nicht das Rechte. Ich habe bereits dem unbekanntem Menschen, der zu mir hinaufgeschaut hat, einen Namen gegeben. Ich nenne ihn, wenn ich an ihn denke, Tobold. Mir ist dieser Name zwischen Schlafen und Wachen eingefallen. Wo ist er jetzt, und an was denkt er? Ob es mir wohl möglich sein wird, seine Gedanken zu denken, zu erraten, was er denkt, und das gleiche, wie er, zu denken? Meine Gedanken sind bei ihm, der mich suchte. Offenbar hat er mich gesucht, und ich habe ihn nicht eingeladen, zu mir zu kommen, und er ist dann wieder gegangen. An der Ecke des Hauses hat er sich nochmals umgedreht, dann verschwand er. Ist er nun für immer verschwunden?

1 kommen] fordern *Rblde*

4 ist] ist ja *Rblde*

Die Einsiedelei

Irgendwo in der Schweiz, in bergiger Gegend, findet sich, zwischen Felsen eingeklemmt und von Tannenwald umgeben, eine Einsiedelei, die so schön ist, daß man, wenn man sie erblickt, nicht an Wirklichkeit glaubt, sondern daß man sie für die zarte
 5 und träumerische Phantasie eines Dichters hält. Wie aus einem anmutigen Gedicht gesprungen, sitzt und liegt und steht das kleine, gartenumsäumte, friedliche Häuschen da, mit dem Kreuz Christi davor, und mit all dem holden, lieben Duft der Frömmigkeit umschlungen, der nicht auszusprechen ist in Worten, den
 10 man nur empfinden, sinnen, fühlen und singen kann. Hoffentlich steht das liebliche, kleine Bauwerk noch heute. Ich sah es vor ein paar Jahren, und ich müßte weinen bei dem Gedanken, daß es verschwunden sei, was ich nicht für möglich halten mag. Es wohnt ein Einsiedler dort. Schöner, feiner und besser kann man
 15 nicht wohnen. Gleich das Haus, das er bewohnt, einem Bild, so ist auch das Leben, das er lebt, einem Bilde ähnlich. Wortlos und einflußlos lebt er seinen Tag dahin. Tag und Nacht sind in der stillen
 D 234 Einsiedelei wie Bruder und Schwester. Die Woche fließt dahin wie ein stiller, kleiner, tiefer Bach, die Monate kennen und grüßen
 20 und lieben einander wie alte, gute Freunde, und das Jahr ist ein langer und ein kurzer Traum. O wie beneidenswert, wie schön, wie reich ist dieses einsamen Mannes Leben, der sein Gebet und seine tägliche, gesunde Arbeit gleich schön und ruhig verrichtet. Wenn er am frühen Morgen erwacht, so schmettert das heilige und
 25 fröhliche Konzert, das die Waldvögel unaufgefordert anstimmen, in sein Ohr, und die ersten, süßen Sonnenstrahlen hüpfen in sein Zimmer. Beglückter Mann. Sein bedächtiger Schritt ist sein gutes

Die Rheinlande, Jg. XIII, H. 1, Januar 1913, S. 38 [KWA II 2].

Recht, und Natur umgibt ihn, wohin er mit den Augen schauen mag. Ein Millionär mit all dem Aufwand, den er treibt, erscheint wie ein Bettler, verglichen mit dem Bewohner dieser Lieblichkeit und Heimlichkeit. Jede Bewegung ist hier ein Gedanke, und jede
5 Verrichtung umkleidet die Hoheit; doch der Einsiedler braucht an nichts zu denken, denn der, zu dem er betet, denkt für ihn. Wie aus weiter Ferne Königssöhne geheimnisvoll und graziös daherkommen, so kommen, um dem lieben Tag einen Kuß zu geben und ihn einzuschläfern, die Abende heran, und ihnen nach
10 folgen, mit Schleier und Sternen und wundersamer Dunkelheit, die Nächte. Wie gerne möchte ich der Einsiedler sein und in der Einsiedelei leben.

D 235

Vign., Abb. 2g, j

Reigen

Plötzlich, ehe es die andern alle nur wissen, ist einer als groß und bedeutend erklärt. Wer zuerst die Erklärung gegeben hat, das weiß später niemand unter der Schar ganz genau. Das Leben und das Spiel des Lebens scheinen auf einer Fülle von erhitzenden und 5
 erregenden Ungenauigkeiten zu beruhen, und es fühlen es alle, daß die Besonnenheit nicht das Hohe erreicht. Es sind aber auch welche da, die mit Mäßigem erstaunlich zufrieden sind, und so erstaunlich ist das wohl gar nicht. Die Wünsche und Begierden harmonieren letzten Endes immer mit den Fähigkeiten, und es 10
 vergeht kein Jahr, so empfindet der Mensch, was er ungefähr vermag. Im rundlichen Kreis des Spiels befindet sich eine Einsame, die weint. Nun benehmen sich die übrigen so, als bemerkten sie das nicht, und das ist doch immerhin schicklich. Wen ich bemitleide, zu dem soll ich auch hintreten und ihn umhalsen und ihm 15
 das Leben weihen, und davor scheut man denn doch ein wenig zurück. Wie tief und wie sehr müssen sie alle sich selbst schätzen und lieben. So lautet das Naturgesetz. Die Liebe spielt eine
 D 237 eigentümliche Rolle auf dem grünen Rasen des Lebens. Es lieben sich zwei, aber sie vermögen nicht einander auch zu ehren. Hier 20
 verachten sich zwei, und können doch sehr gut miteinander für den täglichen Verkehr auskommen. Liebe ist unergründlich und ein Ziel für Irrtümer. Da ist einer, der gern ein Gewaltiger wäre, aber man merkt es ihm schon an, daß er niemals Gelegenheit haben wird, zu herrschen und anzuordnen. Ein anderer möchte 25
 Bevormundeter sein und muß bevormunden. Seltsames Spiel des Lebens. Man sieht schneeweiße Schmetterlinge umherflattern: das sind Gedanken, deren Los das Flattern, Ermüden und Stürzen

Die Schaubühne, Jg. VI, Bd. 2, Nr. 30/31, 28.7.1910, S. 794 [KWA II 3, S. 171–173].

ist. Die Luft ist voll unsagbarer Sehnsucht, heiß von Entsagung. An einem entfernten Ort steht der Vater, und wenn eins der Menschenkinder zu ihm hinspringt, um eine Klage vorzubringen, lächelt er und bittet es, in den spielerischen Kreis zurückzutreten.

5 Wenn ein Kind stirbt, hat es ausgespielt. Die andern aber spielen fort und fort weiter.

D [238]

Vign., Abb. 2h

Editorisches Nachwort

Der vorliegende Band dokumentiert die Textgestalt der Sammlung *Aufsätze*, die 1913 im Kurt Wolff Verlag in Leipzig erschienen ist.¹ Sie enthält 49 Texte,² die zwischen 1904 und 1913 in verschiedenen Zeitschriften, Almanachen und Jahrbüchern erstveröffentlicht worden waren; ihnen hat Walser das Gedicht *Es kommt mich Lachen ...* als Motto vorangestellt. Für die Buchausgabe zeichnete Karl Walser den Einband sowie die Vignetten für das Titelblatt und den Abschluss der einzelnen Texte.

1. Die Textzeugen

1.1 *Der Druck von 1913 (D)*³

Verlag: Kurt Wolff, Leipzig

Druckerei: Oscar Brandstetter, Leipzig

1 Zur Zitierweise: Robert Walsers Buchpublikationen werden mit Kurztitel und Erscheinungsjahr der Erstausgabe zitiert; die Kurztitel sind im *Verzeichnis der Editorischen Zeichen und Kürzel* aufgelöst. Abgekürzt zitiert werden: SW = Robert Walser, *Sämtliche Werke in Einzelausgaben*, hrsg. v. Jochen Greven, Zürich, Frankfurt am Main 1985–1986; BA = Robert Walser, *Werke. Berner Ausgabe*. Bd. 1–3: *Briefe*, hrsg. v. Peter Stocker, Bernhard Echte, Berlin 2018; RWHb = Lucas Marco Gisi (Hrsg.), *Robert Walser Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart 2015. Die im *Dokumentarischen Anhang* zusammengestellten Zeugnisse werden mit der entsprechenden Nummer (Dok Nr.) zitiert.

2 In diese Zählung sind die Texte der Textgruppe *Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben* einzeln eingegangen.

3 Für die folgenden Angaben vgl. Claire Badorrek-Hoguth, *Der Buchkünstler Karl Walser. Eine Bibliographie*, Bad Kissingen 1983, A 26, S. 18f.; Jörg Schäfer, *Beschreibung der von Robert Walser herausgegebenen Bücher*, in: Ders., *Robert und Karl Walser*. Katalog zur Ausstellung im Helmhaus Zürich, 16. April bis 4. Juni 1978, S. 20–25, S. 22; Verlagsanzeige des Kurt Wolff Verlags in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 80, Nr. 41, 20.2.1913, S. 1887 (Abb. 7). Diese Anzeige wurde, zusammen mit der Anzeige für *Geschichten*, nochmals geschaltet in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 81, Nr. 90, 21.4.1914, S. 3554, Rubrik *Fertige Bücher*.

Format: 8°; Seitenformat: variierend nach Beschnitt, ca. 12,5×20,5 cm;
Satzspiegel: ca. 7,5×14 cm

Bogenzahl: 15, Bogennorm 1–15, 4 Seiten Titlei (unpag.), pag. 5–237,
1 Seite unpag. (Schlussvignette), 2 Leerseiten

Satz: Breilkopf-Fraktur

Ausstattung und Preis: Buchschmuck von Karl Walser (lithographierte Einbandzeichnung, rot und grün aquarelliert, und 13 weitere Vignetten, mehrfach wiederholt, insges. 41,⁴ Verlagssignet auf dem hinteren Buchdeckel, vgl. Abb. 2n); broschiert und unbeschnitten („geheftet“) M 4.–; Pappband gebunden M 5.–; Vorzugsausgabe⁵: 25 handschriftlich numerierte Exemplare auf van Geldern-Bütten mit Wasserzeichen, Ganzpergament M 25.–⁶

Auflage: 1. Auflage: 1000 (davon 200 Frei- und Rezensionsexemplare, resp. Gratis- und Partie-Exemplare für den Buchhandel)⁷

Auslieferung: zwischen Ende Februar und Anfang April 1913.⁸

1.2 Manuskripte

Ein Druckmanuskript für *Aufsätze* ist nicht überliefert. Es ist anzunehmen, dass es sich bei dem „Aufsätze-Material“, das Walser dem Ernst Rowohlt Verlag am 9. November 1912 zusandte, um eine Zusammenstellung von Erstdruckern, wohl in Form von Druckbelegen, handelte.⁹ (Vgl. Dok 8) Für diese

4 Die insgesamt 14 verschiedenen Vignetten finden sich auf dem Buchdeckel, dem Titelblatt, als Schlussvignetten unterhalb von 39 Texten und auf der unpaginierten Leerseite am Ende des Buchs. Vgl. dazu Abb. 1 und 2a–m und Abschnitt 3.1 zu *Karl Walsers Buchgestaltung*.

5 Autopsiertes Exemplar: RWZ, WB 6.3.

6 Vgl. das Impressum in D, Seite [4]. Die Vorzugsausgabe wurde im *Verlagsverzeichnis 1909–1916* (in: *Die Bücher und graphischen Publikationen des Verlages Kurt Wolff zu Leipzig [1909–1916]*, Leipzig o.J.) bereits als vergriffen angezeigt.

7 So im Verlagsvertrag (Dok 5); keine Angabe zur Auflage bei Schäfer, *Robert und Karl Walser* (wie Anm. 3), S. 22.

8 Vgl. *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 80, Nr. 41, 20.2.1913, S. 1870 (angekündigt), *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 80, Nr. 80, 9.4.1913, S. 3692 (als erschienen gemeldet).

9 Vgl. zu Walsers Praxis, die Satzvorlage in Form von Erstdruckern, vermutlich Druckbelegen, einzureichen, seinen Brief an den Huber Verlag vom 15.3.1917 (BA Nr. 299): „da das Material

Annahme spricht auch die Tatsache, dass es sich bei denjenigen Texten, die Walser noch während der Satzherstellung von *Aufsätze* an den Verlag schickte, ebenfalls um Belege von bereits gedruckten oder im Druck befindlichen Beiträgen handelt (vgl. dazu Abschnitt 3.1 zu *Erweiterung des Manuskripts*). Ob Walser die Druckvorlagen anschließend von der Druckerei zurückerhalten hat, ist nicht bekannt; ein Konvolut, das als Satzvorlage gedient haben könnte, ist nicht überliefert. Auch die drei in Robert Walsers Sammlung¹⁰ erhaltenen Druckbelege können diesem Konvolut nicht sicher zugeordnet werden. Es handelt sich um zwei Druckbelege aus der *Schaubühne*, von den Texten *In der Provinz* (21.3.1907) und *Theaternachrichten* (4.4.1907),¹¹ und um einen Druckbeleg von *Das Buebli* aus der Satirezeitschrift *Simplicissimus* (20.1.1908). Sie tragen Markierungen mit Rotstift, von denen nicht zu sagen ist, ob sie von Walser stammen oder von anderer Hand angebracht wurden, etwa im Zusammenhang mit der herausgeberischen Tätigkeit von Carl Seelig. Das gilt auch für die Bleistiftmarkierungen auf dem Druckbeleg für *Theaternachrichten*, durch welche die vier Abschnitte bezeichnet sind, die in *Aufsätze* als *Vier Späße* aufgenommen wurden.¹²

1.3 Erstdrucke in Zeitschriften, Anthologien und Jahrbüchern

Sämtliche Texte, die Walser in *Aufsätze* aufnahm, waren zuvor als Einzeldrucke erschienen. Die Erstdrucke finden sich in den Zeitschriften *Die Insel* (1), *Die neue Rundschau* (10), *Die Rheinlande* (5), *Der Samstag* (2), *Die Schaubühne* (26), *Simplicissimus* (2), *Die Zukunft* (1) sowie in der Anthologie

guter lesерlich ist, weil es bereits gedruckt vorliegt“. Ein Hinweis auf diese Praxis ist auch der frühen Korrespondenz mit dem Insel Verlag zu entnehmen, vgl. den Brief von Anton Kippenberg an Robert Walser vom 1.2.1908 (BA Nr. 165).

10 Vgl. hierzu Margit Gigerl, Barbara von Reibnitz, *Sammeln und lesbar machen. Von der Bewahrung des Zerstreuten in Archiv und Edition*, in: Wolfram Groddeck, Reto Sorg, Peter Utz, Karl Wagner (Hrsg.), *Robert Walsers ‚Ferne Nähe‘. Neue Beiträge zur Forschung*, München 2007, S. 159–169; ebenso Jochen Greven, *Robert Walser – ein Außenseiter wird zum Klassiker*, Konstanz 2003, S. 66–73.

11 Vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA II 3, S. 278.

12 Der Text *Theaternachrichten* war in der *Schaubühne* anonym in der Rubrik *Kasperletheater* erschienen, vgl. dazu KWA II 3, S. 40, Anm.

Der *Buntscheck* (2) und im Jahrbuch *Simplicissimus-Kalender für 1912* (1). (Vgl. das *Verzeichnis der Einzeltexte und ihrer Erstdrucke*) Sie werden in ihrem ursprünglichen Publikationszusammenhang in den Bänden der Abteilung II der KWA ediert.¹³

Publikationsgeschichtlich am engsten mit *Aufsätze* verknüpft sind die Prosastücke, die zwischen Juli 1912 und Januar 1913 in *Die Rheinlande* erschienen waren. Die Veröffentlichung erfolgte zum Teil parallel zur Drucklegung des Buches und Walser sandte die Druckbelege zur nachträglichen Integration an den Ernst Rowohlt Verlag (vgl. Dok 10, 16, 17).

Abgesehen von orthographischen Anpassungen zeigen die Buchfassungen nur wenige stilistisch oder semantisch relevante Änderungen.¹⁴ Welche dieser Änderungen von Walser stammen, lässt sich nicht sagen. Sie finden sich im Apparat verzeichnet. Orthographische Abweichungen wurden nicht verzeichnet. Dabei handelt es sich um Unterschiede in der Kommasetzung sowie der Zusammen- und Getrennschreibung (*davon jagte* [D] statt *davonjagte*), in der Groß- und Kleinschreibung (*andere* [D] statt *Andere*), um die in D angewendete Vokallängung bzw. -kürzung (*triumphiert* [D] statt *triumphirt*) oder die Verwendung verkürzter Wortformen (*lebendigeren* [D] statt *lebendigern*), um die Verwendung des Dativ-e bei stark flektierten Substantiven (*Baume* [D] statt *Baum*), die Schreibung der Komposita (*Gesichtsball* [D] statt *Gesichts-Ball*), die regelhaft gewordene Schreibung von t statt th (*Unrat* [D] statt *Unrath*) oder von ss/ß statt s (*bißchen* [D] statt *bischen*), das Ausschreiben des Umlauts am Wortanfang (*Überzeugung* [D] statt *Ueberzeugung*) sowie die Verwendung des Apostrophs (*tut's* [D] statt *tuts*) und die Setzung des Fugen-s (*Gehaltszahltagen* [D] statt *Gehaltzahltagen*). Unterschiede in der Darstellung von Szenen-

13 Einige dieser Texte wurden nach der Vorlage der *Erstdrucke* nochmals gedruckt: Das in der *Neuen Rundschau* erschienene Prosastück *Dinerabend* wurde im *Bund* (15.3.1908), die beiden Texte *Fanny* und *Kino* aus der *Schaubühne* wurden im *Prager Tagblatt* (29.8.1912) nachgedruckt.

14 Gegenüber Rowohlt betonte Walser am 26.11.1912, dass er während der Drucklegung „stilistische Korrekturen nicht machen werde“. (Dok 9)

anweisungen bei dramatischen Texten wurden ebenfalls nicht verzeichnet. Sämtliche Abweichungen können in der KWA^e angezeigt werden.

1.4 Nachdrucke

Einige Texte aus *Aufsätze* wurden zu Lebzeiten Walsers nochmals in Zeitschriften, Zeitungen, Anthologien und Auswahl Ausgaben gedruckt, teils kurz vor oder nach Erscheinen der Sammlung, teils in späteren Jahren. Auf die Textgestalt dieser Nachdrucke hat Walser, soweit bekannt, keinen Einfluss genommen. Als Dokumente der Verbreitung und Rezeption seines Werkes sind sie jedoch von Interesse.

Der Schriftsteller war im *Karlsruher Tagblatt* (9.4.1913), der Zeitschrift *Die Heimstatt* (15.4.1913), dem in den Vereinigten Staaten erschienenen *Täglichen Cincinnatier Volksblatt* (17.4.1913) und im *Dresdner Anzeiger* (8.6.1913) zu lesen.

Am 26. April 1913 erschienen in der von Theodor Heuss herausgegebenen liberalen Wochenschrift *März* unter dem Obertitel *Drei Aufsätze* die drei Prosastücke *Birch-Pfeiffer*, *Büchners Flucht* und *Kotzebue*.

Vier Späße wurde in *Der Büchertisch* (April 1913) und in *Masken* (H. 8, 1913), der Halbmonatsschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses, gedruckt.

In der *Schaubühne* war am 24. April 1913 *Paganini* zu lesen.¹⁵

Im August 1915 widmete die von Emil Wiedmer herausgegebene Zeitschrift *Die Ähre* Robert Walser einen Themenschwerpunkt. An eine ausführliche Würdigung durch den Herausgeber schlossen sich *Proben aus Robert Walsers Dichtungen* an, darunter drei Texte aus *Aufsätze*: *Kino*, *Ballonfahrt* und *Der Schriftsteller*.¹⁶

Mit größerem zeitlichen Abstand erschienen vereinzelt weitere Nachdrucke, teils auch nach anderer Vorlage: Mit Hinweis auf *Aufsätze* wurde in der *Solothurner Zeitung* im Januar 1920 *Birch-Pfeiffer* gedruckt. Die Prosa-

15 Mit Ausnahme des Drucks im *Cincinnatier Volksblatt* enthalten alle diese Nachdrucke einen Hinweis auf die bevorstehende oder bereits vorliegende Buchpublikation. Der Textabdruck im *Dresdner Anzeiger* erschien vermutlich verspätet, da dort das Buch, obwohl längst auf dem Buchmarkt erhältlich, als „demnächst“ erscheinend angekündigt wird.

16 *Die Ähre. Zeitschrift für Dichtung, Theater, Musik, Kunst*, Jg. 3, H. 39/40, 1.8.1915, S. 1–15; die genannten Nachdrucke finden sich auf S. 8–10.

stücke *Büchners Flucht* und *Gebirghallen* wurden, neben anderen Texten von Robert Walser und ebenfalls mit Hinweis auf *Aufsätze*, in Ludwig Hardts *Vortragsbuch* (1924) aufgenommen. *Das Buebli* erschien ohne Angabe der Vorlage im Oktober 1925 in zwei Beiblättern der sozialistischen *New Yorker Volkszeitung*, dem Wochenblatt *Vorwärts* und dem *Sonntagsblatt*.

In die von Carl Seelig herausgegebene Auswahl Ausgabe *Große kleine Welt*¹⁷ (1937) wurden fünf Texte aus *Aufsätze* aufgenommen: *Brief eines Mannes an einen Mann*, *Büchners Flucht*, *Gebirghallen*, *Kotzebue* und *Der Mann mit dem Kürbiskopf*. Nach dieser Vorlage wurde *Büchners Flucht* in der *Kölnischen Zeitung* (17.7.1938), der *Pariser Tageszeitung* (24.7.1938), der Anthologie *Schweizer Dichter* (1940) und in dem Jahrbuch *Das erste Jahr. Aus der Werkstatt des Artemis-Verlages* (1944) wieder abgedruckt; das *Prager Tagblatt* druckte am 5. November 1937 den Text *Gebirghallen*. Seeligs 1945 veröffentlichte Anthologie *Sterne*, eine Sammlung „anekdotischer Kurzgeschichten aus sechs Jahrhunderten“, enthielt nach Vorlage von *Große kleine Welt* das Prosastück *Der Mann mit dem Kürbiskopf* und nach *Aufsätze*¹⁸ *Die Magd*; in Seeligs Auswahl Ausgabe *Dichterbildnisse* (1947) waren nach *Große kleine Welt* *Büchners Flucht* und *Kotzebue* zu lesen.

Alle diese Nachdrucke sind im *Alphabetischen Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen* verzeichnet.

Eine Neuausgabe von *Aufsätze* hat Carl Seelig 1953 im ersten Band seiner Werkausgabe *Dichtungen in Prosa* veröffentlicht.

1.5 Übersetzungen

Von den in *Aufsätze* versammelten Texten sind zwei zeitgenössische Übersetzungen bekannt. In der Prager jüdischen Wochenschrift *Rozvoj* (Die Entwicklung) erschienen am 4. und 11. Juli 1913 die beiden Prosatexte *Kino* und *Ein Genie* in tschechischer Sprache, übertragen von Arne Laurin, dem

17 Walser hat für diesen Auswahlband einen Verlagsvertrag unterzeichnet, auf die Textgestalt jedoch wohl keinen Einfluss genommen: RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. Bio 37, abgedruckt in BA Nr. D11. Vgl. hierzu auch das *Editorische Nachwort* zu KWA III 3, S. 295f.

18 Als Vorlage des Abdrucks von *Die Magd* wurde fälschlicherweise Walsers Sammlung *Kleine Dichtungen* angegeben.

Journalisten und späteren Chefredakteur der *Prager Presse*.¹⁹ In einer redaktionellen Anmerkung wurde dabei auf die kürzlich erschienenen *Aufsätze* hingewiesen.²⁰

2. Grundsätze der Textwiedergabe

2.1 *Der Text*

Textvorlage dieser Edition ist die Erstausgabe von 1913 (D).²¹ Der Text wurde emendiert in Fällen offenkundiger Druckfehler (fehlende oder falsche Buchstaben) sowie sinnentstellender Textfehler. Alle Eingriffe sind im Apparat ausgewiesen, im Falle von Textfehlern mit Angabe des Befundes in den ausgewerteten Textzeugen. Aufgrund der fehlenden typographischen Unterscheidung ist bei zusammengesetzten Adjektiven, deren Trennung in D auf das Zeilenende fällt, nicht erkennbar, ob es sich um einen Trenn- oder einen Bindestrich handelt. In der KWA wurde in diesen Fällen nach der Schreibung des Erstdrucks entschieden.

2.2 *Die Marginalie*

Als Marginalien werden die Seitenzahlen der Erstausgabe angezeigt. Die Position des zugehörigen Seitenwechsels wird im Text durch einen hochgestellten Strich | markiert. In den Marginalien wird außerdem auf die Abbildungen der Vignetten in der Erstausgabe verwiesen, die im Anhang reproduziert sind.

19 Robert Walser, *Kino*, in: *Rozvoj* (Prag), Jg. VII, Nr. 27, 4.7.1913, S. 4–5; Robert Walser, *Genius*, in: *Rozvoj* (Prag), Jg. VII, Nr. 28, 11.7.1913, S. 3–4. Vgl. zur Bedeutung dieser beiden Übersetzungen Hans-Joachim Heerde, *Wiederentdeckte Walser-Drucke, zwei frühe Übersetzungen und ein Nachtrag*, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 19, 2012, S. 16–19, hier S. 16.

20 Ein weiterer Text, der von Walser in *Aufsätze* aufgenommen wurde, *Ballonfahrt*, erschien bereits am 21. Februar 1909 in lettischer Übertragung unter dem Titel *Gaisa kuģi* in der kurländischen Tageszeitung *Dzimtenes Vēstneša* (Der Heimatbote) (Nr. 44, 21.2.1909, S. 4). Vorlage dieser Übersetzung ist jedoch der Erstdruck in der *Neuen Rundschau* (vgl. KWA II 1, S. 33–36). Vgl. hierzu auch Hans-Joachim Heerde, „Einmal um die ganze Welt“ – *Bekanntes und Unbekanntes aus Walsers Feder*, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 24, 2017, S. 24–27, hier S. 24f.

21 Exemplar der Universitätsbibliothek Basel, Sig. Pb 37807.

2.3 Der Apparat

Der Apparat gibt die Erstdrucke an, verzeichnet die als stilistisch und semantisch relevant erachteten Varianten (vgl. Abschnitt 1.3) und weist sämtliche Emendationen nach.

2.4 Die Elektronische Edition

In der KWA^e (online) stehen sämtliche edierten Texte für die Volltextsuche zur Verfügung. Sie sind mit den digitalen Bildern der Textträger verknüpft.

Zusätzlich ist in der KWA^e ein elektronisches Werkverzeichnis zugänglich, das *Findbuch*. Es bietet ein nach Titeln oder, wo solche nicht überliefert sind, nach Textanfängen geordnetes Register aller bekannten Texte Robert Walsers und verzeichnet zu jedem Titel sämtliche bekannten Textzeugen sowie die Nachweise in den bisherigen Werkausgaben.

3. Entstehung und Publikation

Aufsätze ist das erste von insgesamt drei Büchern Robert Walsers, die von 1913 bis 1915 im damals neu gegründeten, aus dem Ernst Rowohlt Verlag hervorgegangenen Kurt Wolff Verlag erschienen sind.²² In ihnen hat er seine zahlreichen Einzelveröffentlichungen in Buchform gesammelt und geordnet.²³ Der Großteil der in die Sammlung *Aufsätze* aufgenommenen Texte stammt aus den Jahren 1907 bis 1912, als seine Berliner Zeit endete. Einige wenige reichen jedoch weiter zurück: das titellose Motto-Gedicht *Es kommt mich Lachen ...* wurde im Oktober 1899 in der *Insel* erstveröffentlicht,²⁴ die drei ‚Briefe‘ zu Beginn der Sammlung (*Brief von Simon Tanner, An die Heimat, Brief eines Mannes an einen Mann*) sind in die Zeit vor oder um

22 Zur Prosasammlung *Aufsätze* vgl. Bernhard Echte, „Wer mehrere Verleger hat, hat überhaupt keinen.“ – Untersuchungen zu Robert Walsers Verlagsbeziehungen, in: Rätus Luck (Hrsg.), *Gehrter Herr – lieber Freund. Schweizer Autoren und ihre deutschen Verleger*, Basel, Frankfurt am Main 1998, S. 201–244, hier S. 223; Jochen Greven, *Nachwort des Herausgebers*, in: SW 3, S. 151–153; Marc Caduff, Artikel *Aufsätze*, in: RWHb, S. 129–133.

23 *Aufsätze* (1913), *Geschichten* (1914), *Kleine Dichtungen* (1914/1915).

24 Es ist das erste Gedicht des Manuskripts *Saite und Sehnsucht*, das vermutlich um 1898 zu datieren ist, vgl. KWA V 1.

1905 zu datieren;²⁵ zu diesen früh entstandenen Texten gehören auch die 1904 unter dem Titel *Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben* veröffentlichten Prosastücke *Der Mann mit dem Kürbiskopf* und *Die Magd*.²⁶ (Vgl. das *Verzeichnis der Einzeltexte und ihrer Erstdrucke*) Diese zweistufige Entstehungschronologie hielt Walsers noch Anfang 1918 in einer Briefpostkarte an Emil Wiedmer fest, als er schrieb, „Einiges aus den ‚Geschichten‘ und ‚Aufsätzen‘“ sei vor seinen drei Romanen entstanden, danach dann „die Kurt Wolff-Bücher (abgesehen von obigem ‚Einigem‘)“. (Dok 28)

Die Anordnung im Buch zeigt weitgehend eine Gruppierung nach den Zeitschriften, in denen die Texte zuerst erschienen waren.²⁷ Dieser Gruppierung entspricht auch eine inhaltlich-thematische Zusammengehörigkeit: Auf die drei frühen ‚Briefe‘ folgen 20 Beiträge aus der *Schaubühne*, welche im weitesten Sinne theaterästhetische Bezüge aufweisen; daran schließen sich zehn Texte aus der *Neuen Rundschau* an, die großstädtisch-berlinerische Sujets behandeln, während das letzte Drittel des Buches sich thematisch öffnet und Texte unterschiedlicher Provenienz und gemischten Inhalts versammelt: auf eine Reihe literarischer Porträts folgen mit *Germer* und *Das Buebli* Variationen auf das Büro- und Angestelltenleben und schließlich eine Folge von Prosastücken, die untereinander eine eher lockere Bezüglichkeit aufweisen, deren Anordnung jedoch Walsers ausdrücklichem Wunsch entsprach. Denn zu ihnen gehören auch vier nachträglich integrierte Texte, deren Position er

25 *Brief von Simon Tanner* (veröffentlicht zuerst im *Simplicissimus-Kalender für 1912*) wurde laut Walsers eigener Aussage 1905 verfasst (vgl. Dok 35); Walsers bot die beiden Texte *An die Heimat* und *Brief eines Mannes an einen Mann* der Redaktion des *Samstag*, wo sie erstveröffentlicht wurden, wohl in der ersten Aprilhälfte an, vgl. Dok 4.

26 Diese beiden Texte hatte Walsers Richard Dehmel bereits 1902 zur Veröffentlichung im *Buntscheck* angeboten (Dok 1, vgl. Dok 2, 3); vgl. insgesamt Roland Stark, *Sprache auf der Goldwaage – Robert Walsers als Beiträger zu Richard Dehmels illustriertem Kinderbuch ‚Der Buntscheck‘*, Bern 2012.

27 Zu Walsers kompositorischer Absicht in *Aufsätze* und den inhaltlichen Bezügen der Texte untereinander vgl. Paul Keckeis, *Robert Walsers Gattungen*, Göttingen 2018, S. 227–240 und ders., „... nur denke ich mir gern das Druckbild duftiger, leiser!“. *Möglichkeiten der kleinen Form zwischen Feuilleton und Buch um 1910*, in: Vorträge der Robert Walsers-Gesellschaft 14, 2013, 1. Auflage 2020, S. 22–31, online unter: www.robertwalsers.ch.

brieflich genau festlegte (vgl. dazu Abschnitt 3.1 zu *Erweiterung des Manuskripts*). Das Prosastück *Reigen* bildet den Abschluss. Offensichtlich legte auch der Verlag Wert darauf, dass das Buch nicht als willkürliche Essaysammlung zu betrachten sei, sondern dass, wie in der Verlagsanzeige im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* betont, die Aufsätze „insgesamt wie ein bunter Gegenwartsroman“ wirkten. (Dok 20)

Die Publikationsgeschichte von *Aufsätze* überschneidet sich mit derjenigen der Sammlung *Geschichten*, die ein Jahr später ebenfalls bei Kurt Wolff erschien.²⁸ Walser, der in dieser Zeit finanziell auf die Veröffentlichung seiner Texte angewiesen war,²⁹ muss die Sammlung *Aufsätze* vor Mitte Oktober 1912 dem Rowohlt Verlag angeboten haben, möglicherweise nach einem erfolglosen Versuch, mit Paul Cassirer ins Gespräch zu kommen.³⁰ (Vgl. Dok 36) Überliefert ist als erstes Dokument der Verlagsbeziehung der Verlagsvertrag, der vom Ernst Rowohlt Verlag am 15., von Walser am 18. Oktober 1912 unterzeichnet wurde und in dem sich Walser dazu verpflichtete, das druckfertige Manuskript binnen eines Monats abzuliefern. (Dok 5; vgl. dazu Abschnitt 3.4 *Verlagsvertrag und Honorar*)

Wie es zu diesem Vertrag kam, ist nicht bekannt. Briefe, die eine Kontaktaufnahme Walsers mit dem Verlag dokumentieren, sind nicht überliefert.³¹ Vermutlich ist das Zustandekommen dieser neuen Verlagsbeziehung auf die

28 Die Herausgabe dieses Buchs war zunächst im Georg Müller Verlag in München geplant, zuerst unter dem Titel *Kleine Geschichten*, der später in *Geschichten* geändert wurde. Vgl. zur Publikationsgeschichte von *Geschichten* das *Editorische Nachwort* zu KWA I 6, S. 130–136.

29 Vgl. zu den Lebensumständen Walsers gegen Ende seiner Berliner Zeit Anne Gabrisch, *Robert Walser in Berlin*, in: Klaus-Michael Hinz, Thomas Horst (Hrsg.), *Robert Walser*, Frankfurt am Main 1991, S. 30–55, hier S. 49–51.

30 Es ist unklar, ob sich die von Walsers erinnerte Bitte um einen Vorschuss auf *Geschichten* oder auf *Aufsätze* bezog, vgl. Jochen Greven, *Nachwort des Herausgebers*, in: SW 3, S. 152 und Echte, „*Wer mehrere Verleger hat ...*“ (wie Anm. 22), S. 223.

31 Die Korrespondenz Walsers mit dem ersten Rowohlt Verlag und dem Kurt Wolff Verlag ist nur unvollständig erhalten. Sie befindet sich im Kurt Wolff Archiv der *Yale Collection of German Literature. Beinecke Rare Book and Manuscript Library* der Universität Yale, New Haven (Sig. YCGL: Nl. Wolff, MSS 3).

enge Verbindung Rowohlt und Wolffs zu den Berliner und Prager Literaturkreisen zurückzuführen, in denen Walser mit Max Brod³² und Franz Blei³³ wichtige Vermittler besaß. Möglicherweise war es jedoch auch Karl Walser, der den Kontakt vermittelt hat.³⁴

Die erhaltene Korrespondenz Walsers mit dem Rowohlt Verlag setzt erst nach der Unterzeichnung des Verlagsvertrags ein. Sie beginnt unvermittelt konfrontativ: In zwei Briefen vom 7. und 8. November 1912 zeigte sich Walser ungehalten über das Ausbleiben des vereinbarten Vorschusses von 300 Mark und drohte mit dem Wechsel zu einem anderen Verleger. (Dok 6, 7) Der Verlag, der sich zu dieser Zeit in einer Umbruchsituation befand,³⁵

32 Von Max Brod als Vermittler gehen Echte, „*Wer mehrere Verleger hat ...*“ (wie Anm. 22), S. 224f. und Gabrisch, *Robert Walser in Berlin* (wie Anm. 29), S. 50f. aus; Brod, der seit 1910 mit Walser in Verbindung stand und 1911 eine umfassende Würdigung Walsers in der Zeitschrift *Pan* (Jg. 2, Nr. 2, 15.10.1911, S. 53–58) veröffentlicht hatte, gehörte seit dem Sommer 1912 zu den wichtigen Autoren des Verlags und hatte sich nach eigener Aussage bei seinen Verlegern für Walser eingesetzt (vgl. Dok 25). Dies könnte anlässlich seines Besuchs in Leipzig am 28./29.6.1912 geschehen sein, als er mit Ernst Rowohlt und Kurt Wolff zusammentraf, um ihnen Franz Kafka vorzustellen und dort auch über eigene literarische Projekte mit den Verlegern sprach. Zu diesen Projekten dürfte auch das Jahrbuch *Arkadia* gehört haben, das im Mai 1913 bei Kurt Wolff erschien, dessen Druckvorbereitung jedoch bereits im Oktober 1912 weitgehend abgeschlossen war. Walser war darin mit vier Beiträgen vertreten. (Vgl. Dok 11 und BA Nr. 189) Vgl. zu Brods Besuch in Leipzig Wolfram Göbel, *Der Ernst Rowohlt Verlag 1910–1913. Seine Geschichte und seine Bedeutung für die Literatur seiner Zeit*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens*, Bd. XIV, Frankfurt am Main 1974, Sp. 537f. Zu Brods Mittlerfunktion zwischen Walser und dem Rowohlt Verlag vgl. auch Dok 12.

33 Für die Vermittlerrolle Franz Bleis spricht sich Wolfram Göbel aus: *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930. Expressionismus als verlegerische Aufgabe. Mit einer Bibliographie des Kurt Wolff Verlages und der ihm angeschlossenen Unternehmen 1910–1930*, Frankfurt am Main 1977, Sp. 655. Überliefert ist ein Widmungsexemplar, das Walser Blei kurz nach Erscheinen der Aufsätze zugeordnet hat (vgl. Abschnitt 3.6 *Widmungsexemplare*). Wie Brod bereitete auch Blei die Veröffentlichung einer literarischen Zeitschrift bei Kurt Wolff vor, *Der lose Vogel*, die 1912/13 erschien und in deren Vorwort zum ersten Heft er Walser als Mitarbeiter für die Gedichte nennt; von Walser erschien darin der Text *Weinenden Herzens*, ein Nachdruck aus *Gedichte* (1909) [KWA I 10.1].

34 Davon geht Siegfried Unseld aus, in: *Robert Walser und seine Verleger*, in: Ders., *Der Autor und sein Verleger*, Frankfurt am Main 1978, S. 241–341, hier S. 277.

35 Zur Verlagsgeschichte des Ernst Rowohlt/Kurt Wolff Verlags vgl. Abschnitt 3.2.

war gleichwohl sehr darum bemüht, Walser als Autor zu halten. Bereits am 9. November 1912 konnte dieser den Erhalt des Vorschusses bestätigen und Rowohlt das „Aufsätze-Material“ übersenden. (Dok 8) Nach einem im Brief erwähnten, nicht erhaltenen Verzeichnis handelte es sich dabei um 44 Prosastücke, wahrscheinlich in Form einer Zusammenstellung von Druckbelegen (vgl. Abschnitt 1.2 *Manuskripte*). Ausdrücklich bat Walser um deren sorgfältige Aufbewahrung, „da Stücke darunter sind, die nur mit schwerster Mühe wieder erhältlich wären“. (Dok 8)

3.1 Satz und Druck

Mit dem Satz wurde rasch begonnen. Am 26. November konnte Walser sein Urteil zu den ihm zugesandten Proben abgeben. Wie schon bei seinem ersten Buch, *Fritz Kocher's Aufsätze* (1904), zeigte er intensives Interesse an Layout und Typographie. Die vorgeschlagene Fraktur-Type sagte ihm zu, doch wünschte er sich Änderungen in der Schriftgröße und im Zeilenabstand, insgesamt ein leichteres Erscheinungsbild:

Die mir freundlich eingesandte Satzprobe finde ich recht gut. Sie scheint mir aber ein wenig zu schwer und zu groß. Ich hätte gern den Buchstaben kleiner und leichter, und ich möchte Sie höflich bitten, mir doch Brandstetter's Musterheft zur Ansicht einsenden zu wollen. Mit dem deutschen Typ bin ich einverstanden; nur denke ich mir gern das Druckbild duftiger, leiser! (Dok 9)

Der Verlag hat diese Vorschläge berücksichtigt, denn bereits wenige Tage später schickte er weitere Satzproben, mit denen sich Walser – bis auf die Wahl des Papiers –³⁶ schließlich einverstanden erklärte und darum bat, „mit dem Korrekturdruck beginnen zu lassen“. (Dok 10)

Die ihm daraufhin zugesandten Korrekturbogen muss er seinem buchgestalterisch erfahrenen Bruder Karl vorgelegt haben. Dieser äußerte sich positiv über das Satzbild und schlug seine Mitarbeit am „Aufsatzbuch“ vor. (Vgl. Dok 11, 13, 14 und den Abschnitt 3.1 zu *Karl Walsers Buchgestaltung*).

36 Zu Walsers mehrfach geäußertem Wunsch, dünnes, glattes Papier zu verwenden vgl. auch Dok 19.

Am 9. Dezember 1912 konnte Walser die ersten Bogen korrigiert an den Verlag zurücksenden und bekräftigte dabei die Titelfestlegung: „Der Titel des Buches soll heißen: ‚Aufsätze‘, deutsch und schlicht.“ (Dok 11) Die restlichen Korrekturbogen sandte er am 16. Dezember 1912 dem Verlag zurück, womit der erste Korrekturdurchgang bis auf wenige Nachträge abgeschlossen war. (Dok 14, 15)

Erweiterung des Manuskripts

Noch vor Beginn und im Anschluss an die erste Korrektur reichte Walser weitere Texte zur Ergänzung des Manuskripts ein, wobei ihm offenbar besonders an einer Modifikation des Anfangs und Endes der Sammlung gelegen war. Am 30. November 1912 sandte er zunächst die beiden Prosastücke *Birch-Pfeiffer* und *Der Wald*³⁷ an den Verlag mit genauer Anweisung, wo sie einzufügen seien: „‚Birch-Pfeiffer‘ neben ‚Büchner’s Flucht‘ und ‚Der Wald‘ an zweitletzter Stelle“ (Dok 10).

Als mit der Fahnenkorrektur deutlich wurde, dass noch ein halber Bogen (acht Seiten) zur Verfügung stand, schlug Walser am 16. Dezember vor, dem Band noch ein Gedicht voranzustellen, „ganz, wie’s paßt, unmittelbar vor ‚Brief von Simon Tanner‘“. (Dok 14) Ob es sich dabei bereits um das in der *Insel* erstgedruckte Gedicht *Es kommt mich Lachen ...* handelte, das schließlich in den Druck gelangte,³⁸ oder ob sich unterschiedliche Vorschläge ablösten, ist nicht mehr zu klären. Möglicherweise handelte es sich bei dem Vorschlag auch zunächst um das dreistrophige Gedicht *Handharfe am Tag*.³⁹ Bereits zwei Tage später, am 18. Dezember, zweifelte er an seiner Wahl:

37 *Birch-Pfeiffer* war Anfang des Jahres 1912 in der *Schaubühne*, *Der Wald* im Novemberheft 1912 von *Die Rheinlande* erschienen. Vgl. das *Alphabetische Verzeichnis der Textzeugen*.

38 Es ist das letzte der *Vier Gedichte*, erschienen in der ersten Nummer der *Insel* im Oktober 1899, vgl. KWA II 4.

39 Dieses Gedicht ist zusammen mit dem Brief Walsers an den Rowohlt Verlag vom 16.12.1912 überliefert, wobei die Zugehörigkeit dieser Beilage nicht mit letzter Sicherheit zu klären ist (vgl. dazu BA, Kommentar zu Nr. 181). *Handharfe am Tag* erschien 1913 in Max Brods Jahrbuch *Arkadia*. Einige Jahre später wollte Walser es seinem im Kurt Wolff Verlag geplanten – jedoch nie erschienenen – Sammelband *Kammermusik* als Motto voranstellen (vgl. Dok 29).

„Das kleine Gedicht, das ich Ihnen für den Anfang der Aufsätze einsandte, eignet sich, glaube ich jetzt, doch nicht recht dazu; es könnte übel wirken, und ich bitte Sie, es wegzuerwerfen. Das Blatt braucht mir nicht retourniert zu werden.“ (Dok 15) Noch im gleichen Brief revidierte er jedoch: „Wenn Platz da ist, kann man es nehmen, und zwar in der kleinen Schrift.“ Gedruckt wurde das Motto-Gedicht schließlich in derselben Type und Schriftgröße wie die anderen Texte im Band.

Am 20. Dezember schickte Walser noch einen weiteren „Aufsatz“ zur nachträglichen Integration in die Sammlung, vermutlich *Der fremde Geselle*, mit der Bitte, nun diesen an „zweitletzter Stelle“ abzudrucken. (Dok 16) Und trotz vorhergehender Beteuerung, keine weiteren Aufsätze mehr nachreichen zu wollen, ließ er zwei Tage später noch einen Text folgen, vermutlich *Die Einsiedelei*, für den er wiederum die zweitletzte Position im Band vorschah. (Dok 17) Für die Integration dieser beiden Prosastücke hatte sich Walser kurzfristig entschieden, während er sie für den Druck in *Die Rheinlande* vorbereitete.⁴⁰

Alle nachträglich eingesandten Texte wurden in *Aufsätze* aufgenommen. Ob die sukzessiven Integrationen in die ursprüngliche Folge der Texte Walsers Vorstellung entsprach, ist nicht ganz klar.⁴¹ *Die Einsiedelei* wurde gemäß seiner Anweisung an vorletzter Stelle positioniert, wodurch *Der fremde Geselle*, der in der Sendung zuvor diese Stelle einnehmen sollte, auf die drittletzte Position verschoben wurde. *Der Wald*, den Walser in der ersten nachträglichen Einsendung für die zweitletzte Position vorgesehen hatte, hätte nun eigentlich an viertletzter Stelle stehen müssen, findet sich aber in der definitiven Reihenfolge an fünftletzter Stelle.

40 *Der fremde Geselle* erschien im Dezemberheft 1912, *Die Einsiedelei* im Januarheft 1913 in *Die Rheinlande* [KWA II 2]. Zur Verbindung Robert Walsers mit der Zeitschrift *Die Rheinlande* und der daraus entstandenen dritten Sammlung im Kurt Wolff Verlag, *Kleine Dichtungen* (1914/1915), vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 7.

41 Da Walser den Korrekturprozess eng begleitete, ist jedoch davon auszugehen, dass die Anordnung der nachträglich integrierten Texte von ihm autorisiert wurde.

Letzte Korrekturen

Anfang Januar 1913 musste Walser dann noch eine erwartete Sendung der „Anfang- und Schlußkorrekturen“ (Dok 17) erhalten haben. Er schickte die „restierenden Korrekturen“ am 12. Januar zusammen mit kritischen Bemerkungen zur typographischen Gestaltung und der – nochmaligen – Bitte um ein „dünnere und glattes“ Papier an den Verlag zurück. (Dok 19) Zum einen bemängelte er das Satzbild von *Büchners Flucht*, bei dem aufgrund von Platzmangel die Leerzeile zwischen Titel und Text weggelassen worden ist. (Abb. 5) Zum anderen monierte er das Format und die gedrängte Gestaltung des Titelblatts, die offensichtlich auch seinem Bruder Karl sehr missfiel.⁴² Der Verlag kam Walsers Wünschen lediglich hinsichtlich der Gestaltung des Titelblatts nach, indem unterhalb der Titelvignette der Durchschuss vergrößert wurde (vgl. Abb. 3 und 4). Der Satz von *Büchners Flucht* blieb unverändert. Damit endet die überlieferte Verlagskorrespondenz über Walsers *Aufsätze*. Im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* wurde der Band am 20. Februar 1913 als „zur Versendung liegt bereit“ angezeigt und für Bestellungen „bis 1. März 1913“ ein Rabatt von 40% angeboten.⁴³ Am 9. April 1913 wurde das Buch als „erschienen“ gemeldet.⁴⁴

*Karl Walsers Buchgestaltung*⁴⁵

Während der ersten Korrektur hatte Walser seinem Bruder Karl die Druckbogen vorgelegt und dieser hatte angeboten, „für die Belegung der leeren

42 Im Kurt Wolff Archiv (Yale) (wie Anm. 31) befindet sich eine Korrekturfahne des Titelblatts mit einer Satzanweisung von Walsers Hand, welche die Anordnung von Titel und Verlagsangabe gegenüber der von Karl Walser gezeichneten Vignette betrifft (Sig. YCGL: NI. Wolff, MSS 3: 8/335) (Abb. 4).

43 Verlagsanzeige im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 80, Nr. 41, 20.2.1913, S. 1887 (Abb. 7). Über ein Jahr später warb der Verlag, zusammen mit der Anzeige für *Geschichten*, erneut mit einem „einmaligen Vorzugsangebot bis zum 10. Mai bar bestellt 40% und 7/6“ (vgl. die Verlagsanzeige im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 81, Nr. 90, 21.4.1914, S. 3554, Rubrik *Fertige Bücher*).

44 *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 80, Nr. 80, 9.4.1913, S. 3692, Rubrik *Erschienene Neuigkeiten des deutschen Buchhandels*.

45 Zur Zusammenarbeit von Karl und Robert Walser im Kurt Wolff Verlag vgl. Karl Wagner,

Stellen zirka 8 kleine Sachen mit der Feder zu zeichnen, die man, in Wiederholungen, auf die leeren Plätze setzen könnte“ (Dok 11) Ebenso wolle er die Gestaltung des Buchdeckels übernehmen. Der Verlag willigte ein und Karl Walser zeichnete für *Aufsätze* neben der Einbandvignette 13 Vignetten mit Frucht- bzw. Obstkorb-Motiven, die im Band mehrfach wiederholt wurden und insgesamt 39 Texte abschließen.⁴⁶ (Abb. 2) In ihrer Funktion als rein typographische Schmuckzeichen nehmen diese Illustrationen eine Sonderstellung ein unter Walsers Buchpublikationen, die in Zusammenarbeit mit seinem Bruder Karl entstanden sind und die sämtlich einen engen inhaltlichen Zusammenhang von Bild und Text aufweisen.⁴⁷ Auch wenn Kurt Tucholsky in seiner Besprechung von *Aufsätze* spottete: „Karl Walser hat in das Buch viel Kompott hineingezeichnet; aber das schadet nichts“,⁴⁸ wurden die „lieblichen Stempel“ (Dok 17) von den Rezensenten größtenteils positiv aufgenommen. (Vgl. Abschnitt 4. Die Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik)

Über die Festlegung bzw. Zahlung eines Honorars an Karl Walser für die Gestaltung von *Aufsätze* ist nichts bekannt.

3.2 Zur Geschichte des frühen Ernst Rowohlt Verlags und seiner Übernahme durch Kurt Wolff

Da es sich bei *Aufsätze* um das erste der drei bei Kurt Wolff verlegten Bücher handelt und die Publikationsgeschichte sowohl dieses Bandes wie auch die

Robert und Karl Walser im Kurt Wolff Verlag, in: Barbara Weidle (Hrsg.), *Kurt Wolff. Ein Literat und Gentleman*, Bonn 2007, S. 76–82.

46 Die Vignetten zieren außerdem das Titelblatt sowie die unpaginierte Leerseite am Ende des Buchs; sieben Texte schließen nicht mit einer Vignette ab, da der Satz die Seite vollständig ausfüllt (D 16, 45, 91, 131, 172, 183, 192), zwei Texte schließen aufgrund des geringen Leerraums zwischen Textblock und Pagina lediglich mit einem Spiegelstrich ab (D 232, 237).

47 Den Sammelband *Geschichten* hatte Walser dem Rowohlt Verlag am 10. bzw. 12.12.1912 sogar als „Illustrier-Buch“ angekündigt, dessen Geschichten „vom Künstler sorgfältig, als für die Illustration am besten geeignet, ausgewählt“ wurden; vgl. dazu das *Editorische Nachwort* zu KWA I 6, S. 136f. und Dok 16, 17, ebd., S. 154f.).

48 Peter Panter [Kurt Tucholsky], *Der Dreischichtedichter*, in: *Die Schaubühne*, Jg. IX, Nr. 17, 24.4.1913, S. 478–479, Rubrik *Tagebuch* [KWA Suppl. 1, Nr. 129].

der Sammlung *Geschichten* davon berührt wird, sei an dieser Stelle eine kurze Darstellung der Verlagsgeschichte bzw. der Übernahme des Ernst Rowohlt Verlags durch Kurt Wolff gegeben.⁴⁹ Ernst Rowohlt (1887–1960) hatte sich bereits ab 1908 vereinzelt verlegerisch betätigt, für die Realisierung der von ihm geplanten Firmengründung war jedoch das Zusammentreffen mit Kurt Wolff (1887–1963) bei einer Versammlung der Leipziger Bibliophilen 1909/10 entscheidend.⁵⁰ Im Auftrag der Offizin W. Drugulin, in deren Vorderhaus (Königsstr. 10) in Leipzig sich auch sein Verlagsbüro befand, hatte Rowohlt im September 1909 die Geschäftsführung des Publikationsorgans der Gesellschaft der Bibliophilen, der *Zeitschrift für Bücherfreunde*, übernommen. Rowohlt gelang es, Wolff für seine Verlagsidee zu interessieren und seine finanzielle Unterstützung zu gewinnen. Die offizielle Gründung des Ernst Rowohlt Verlags lässt sich aufgrund des Eintrags in das Handelsregister der Stadt Leipzig auf den 30. Juli 1910 datieren,⁵¹ am 12. September wurde die Geschäftseröffnung im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* (Nr. 211) bekannt gemacht. Kurt Wolff trat damals mit einer Geldeinlage als stiller Teilhaber in den Verlag ein. Bei der Gestaltung des Verlagsprogramms war er zunächst vor allem mit einem bibliophilen Schwerpunkt beteiligt, während er bei Rowohlt, der als „gelernter Schriftsetzer, Drucker, Buchbinder, Buchhändler und Bankkaufmann die technische Organisation des Verlagswesens“ beherrschte und zugleich über typographische Expertise verfügte, das ver-

49 Zur Geschichte des Ernst Rowohlt/Kurt Wolff Verlags vgl. Göbel, *Der Ernst Rowohlt Verlag 1910–1913* (wie Anm. 32); ders., *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), vgl. die pointierte Zusammenfassung in: Ders., *Der Kurt Wolff Verlag 1910–1930*, in: Barbara Weidle (Hrsg.), *Kurt Wolff. Ein Literat und Gentleman*, Bonn 2007, S. 11–42; Kurt Pinthus, *Rowohlt und sein Verlag*, in: *Rowohlt Almanach 1908–1962*, hrsg. v. Mara Hintermeier u. Fritz J. Radatz, Reinbek b. Hamburg 1962, S. 8–40. Ulrich Ott, Friedrich Pfäfflin (Hrsg.), *Kurt Wolff. Ernst Rowohlt* (Marbacher Magazin 43), Marbach 1987. Einen Überblick bietet die Verlagschronik des Rowohlt Verlags: <https://www.rowohlt.de/verlage/ueberuns/Chronik-1908-1930> (letzter Aufruf 16.7.2020).

50 Vgl. Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 560.

51 Ebd.

legerische Handwerk lernte.⁵² Doch hat er wohl von Anfang an auch das weitere literarische Programm beeinflusst und das Verlagsprofil mitgeprägt.

Erstes, aufsehenerregendes Projekt des jungen Verlags war die Herausgabe der „Drugulin-Drucke“, einer Klassiker-Reihe, die in luxuriöser Ausstattung bei niedrigem Preis angeboten wurde.⁵³ Die Offizin Drugulin galt aufgrund ihres umfassenden Bestands an Schriften inklusive eigener Schriftgießerei und der herausragenden Qualität des Drucks als Gütesiegel in der Buchherstellung. Als führende Druckerei in der Buchkunstbewegung⁵⁴ zu Beginn des 20. Jahrhunderts arbeitete Drugulin bereits für buchgestalterisch ambitionierte Verleger wie Bruno und Paul Cassirer, Eugen Diederichs, Samuel Fischer, Georg Müller und Hans von Weber und bot damit Rowohlt die Möglichkeit, an dem erfolversprechenden Trend zur Bibliophilie teilzuhaben.

Daneben waren Rowohlt und Wolff auch darum bemüht, bereits bekannte Autoren zu werben, unter ihnen Paul Scheerbart, Herbert Eulenberg, Max Dauthendey und Carl Hauptmann. Versuche, prominente Autoren von anderen Verlagen abzuwerben, sind ebenfalls belegt.⁵⁵ Ab 1911 finden sich im Verlagsprogramm jedoch auch die Namen neuer, noch unbekannter Autoren, die zu verlegen Rowohlts und Wolffs eigentlicher „Lieblingwunsch [war], der schnell zur Leidenschaft wurde“⁵⁶. Unter diesen Vertreterinnen und Vertretern der jungen Schriftstellergeneration finden sich Max Brod,

52 Ebd., Sp. 562.

53 Vgl. den Prospekt in: Ott, Pfäfflin (Hrsg.), *Kurt Wolff. Ernst Rowohlt* (wie Anm. 49), S. 90–92.

54 Die in der Offizin W. Drugulin entstandenen Bücher prägten die Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland einsetzende Buchkunstbewegung bedeutend mit. Zur Geschichte der Druckerei vgl. Georg Kurt Schauer, *Die Drugulin-Presse in Leipzig*, in: *Philobiblon* 12 (1940), S. 46–51; Theo Neteler, *Die Offizinen W. Drugulin und Haag-Drugulin*. Mit 14 Abb., in: *Philobiblon* 36 (1992), S. 27–52. Vgl. dazu auch KWA II 1, S. 181. Ebenfalls bei W. Drugulin gedruckt wurden Walsers *Gedichte* (1909), erschienen bei Bruno Cassirer (vgl. KWA I 10.1).

55 Kurt Wolff hat die Praxis des Abwerbens später in seinem Essay *Vom ‚Abwerben‘ oder: Wie kommen Autoren und Verleger auseinander* selbst kommentiert, in: Kurt Wolff, *Autoren/ Bücher/ Abenteuer. Betrachtungen und Erinnerungen eines Verlegers*, Berlin 1965, S. 26–40.

56 Kurt Pinthus, *Leipzig und der frühe Expressionismus*, in: Paul Raabe (Hrsg.), *Expressio-*

Hugo Ball, Franz Kafka, Georg Heym, Gustav Meyrink, Arnold Zweig wie auch Mechtild Lichnowsky.

Einflussreich für die Programmgestaltung waren in der Gründungszeit des Verlags besonders zwei Mitarbeiter: Kurt Pinthus (1886–1975) und Walter Hasenclever (1890–1940). Regelmäßiger Treffpunkt Rowohlt und seiner Mitarbeiter und Autoren war der Mittagstammtisch im Hinterzimmer von ‚Wilhelms Weinstuben‘ in der Reichsstrasse in Leipzig, der zu einem bedeutenden Anziehungspunkt für die junge – und die ihr nahestehende ältere – Generation wurde, „eine Keimzelle, ein Zentrum, ein Pilgerort für die jungen Schriftsteller aus den deutschsprachigen Ländern“⁵⁷. Dorthin kamen sie aus Berlin, Prag, München oder Wien, unter ihnen Max Brod, Otto Pick, Franz Kafka⁵⁸, Albert Ehrenstein, Carl Hauptmann, Alfred Richard Meyer, Kurt Hiller, Theodor Däubler, Else Lasker-Schüler, Johannes R. Becher, Gerd von Bassewitz, Paul Zech, Rudolf Leonhardt, Gottfried Benn und Franz Blei.

Im Laufe des Jahres 1912 verschob sich die Anfangskonstellation der Partnerschaft. Hatte sich Kurt Wolff als „literarischer Beirat“⁵⁹ bis dahin auf die Autorenkontakte konzentriert und als stiller Teilhaber geschäftlich im Hintergrund gehalten, manifestierte sich sein verstärktes praktisch-verlegerisches Interesse im September 1912 mit dem Eintritt in die Firma als Kommanditist

nismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen, Olten, Freiburg i.Br. 1965, S. 74–83, hier S. 77.

57 Pinthus, *Ernst Rowohlt und sein Verlag* (wie Anm. 49), S. 16f. Vgl. dazu auch Göbel, *Der Ernst Rowohlt Verlag 1910–1913* (wie Anm. 32), Sp. 527f.

58 Kafka hat seine Beobachtungen des Aufenthalts in ‚Wilhelms Weinstuben‘ am 29.6.1912 in seinem Tagebuch festgehalten: „Wilhelms Weinstube, dämmeriges Lokal in einem Hof. Rowohlt. Jung rotwangig, stillstehender Schweiß zwischen Nase und Wangen, erst von den Hüften an beweglich. [...] Eigentümliches Mittagessen in der Weinstube. Große breite Weinbecher mit Citronenscheiben [...]“. Vgl. Franz Kafka, *Tagebücher*, hrsg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller, Malcolm Pasley, in: Ders., *Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe*, Frankfurt 1990, S. 1023. Zu den Äußerungen Kafkas über Robert Walser gegenüber ihrem Verleger Kurt Wolff vgl. Dok 38.

59 So bezeichnete ihn Rowohlt in seiner Autorenkorrespondenz, vgl. Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 562f.; zu Wolffs Anteil an der Verlagsführung vgl. ebd. Sp. 559–566.

auch juristisch.⁶⁰ Dies führte offenbar zu Spannungen zwischen den beiden ungleichen Verlegerpersönlichkeiten. Bereits am 24. Oktober 1912 notiert Wolff: „Auseinandersetzung mit Rowohlt hat begonnen“.⁶¹ Am 27. Oktober begannen die Trennungsverhandlungen, in deren Folge Rowohlt am 1. November aus dem Verlag ausschied und Wolff die Verlagsleitung übernahm.⁶² In dem Mäzen, Verleger und späteren Herausgeber der *Weißten Blätter*, Erik-Ernst Schwabach, fand Wolff einen stillen Teilhaber, als Geschäftsführer konnte Wolff den gelehrten Buchhändler Arthur Seiffhart gewinnen. Walter Hasenclever und Kurt Pinthus blieben Wolff auch in seinem neuen Verlag treu. (Vgl. Dok 22) Im November 1912 stellte Wolff zudem den dem ‚Prager Kreis‘ verbundenen Autor Franz Werfel (1890–1945) als Lektor ein, der bis 1915 das Verlagsprogramm wesentlich mitgestaltete⁶³ und kurzzeitig auch Willy Haas (1891–1973) als Mitarbeiter einführte.⁶⁴

Am 15. Februar 1913 wurde der Verlag offiziell umbenannt in „Kurt Wolff Verlag“ (KWV), sämtliche Bücher erschienen seitdem unter neuem Verlagsnamen.⁶⁵ Dabei bezeichnete Wolff den neuen Verlag in seiner Kor-

60 Vgl. Wolffs Aufzeichnung in sein Tagebuch am 1.9.1912: „Werde Kommanditist bei Rowohlt Verlag mit 35000 M Kommanditeinlage und ca 55000 M Darlehen (vorher war ich stiller Teilhaber)“ in: Wolff, *Autoren/Bücher/Abenteuer* (wie Anm. 55), S. 105.

61 Ebd.

62 Die Auflösung der einst produktiven Partnerschaft parodierte der bekannte Illustrator Emil Preetorius in *Das kleine Zwiebfisch Kulturkratzbürsten Vademecum* (1913) als „Sectio Siamesica“ (vgl. Dok 18 mit Abb. 8). Vgl. zu den Gründen der Trennung, die wesentlich in der Verschiedenartigkeit der beiden Verlegerpersönlichkeiten zu suchen sein dürften, Göbel, *Der Ernst Rowohlt Verlag 1910–1913* (wie Anm. 32), insbes. Sp. 549–553.

63 Zu Hasenclever, Pinthus und Werfel als Wolffs wichtigste Berater vgl. die Monographie von Klaus Schuhmann, *Walter Hasenclever, Kurt Pinthus und Franz Werfel im Leipziger Kurt Wolff Verlag (1913–1919)*, Leipzig 2000. Die Rolle der Lektoren im frühen Kurt Wolff Verlag ist dargestellt bei Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 601–616.

64 Vgl. Christoph von Ungern-Sternberg, *Willy Haas und Prag. Fundament eines ‚fragmentarischen‘ Lebens*, in: Steffen Höhne, Alice Stašková, Václav Petrbok, *Max Brod (1884–1968). Die Erfindung des Prager Kreises*, Köln, Weimar, Wien 2016, S. 317–338, hier S. 329.

65 „Unter dem Signet ERV wurden die von Rowohlt erworbenen und schon im Druck befindlichen Bücher bis zum 15. Februar 1913 ausgeliefert [...]“, vgl. Göbel, *Der Ernst Rowohlt Verlag*

respondenz, in Verlagsanzeigen u.ä. zunächst ausdrücklich als Nachfolgeverlag: „Kurt Wolff Verlag, Leipzig (früher Ernst Rowohlt Verlag)“ (Dok 20)

Mit der Übernahme des Rowohlt Verlags durch Kurt Wolff lässt sich zwar keine radikale Neuausrichtung feststellen, allerdings jedoch eine verstärkte Profilierung als Verlag der literarischen Avantgarde.⁶⁶ Gleich im Frühjahr 1913 startete Wolff gemeinsam mit Franz Werfel und Max Brod die „für die keimende, kommende Literatur repräsentativste Reihe *Der jüngste Tag*“, „eine Serie kleiner dichterischer Bändchen [...], deren jedes, [...] von einem jungen oder noch unbekanntem Autor verfasst sein sollte“.⁶⁷ (Dok 40) Aber auch in der allgemeinen Verlagsproduktion lässt sich eine Hinwendung zur später als ‚Frühexpressionismus‘ etikettierten Literatur feststellen.⁶⁸ „Neu“ und „jung“ lauteten die zentralen Begriffe, durch die der Verlag seine Produktion zusammenschließen suchte (*Der jüngste Tag*, *Der Neue Roman*, *Die Neue Lyrik*, *Neue Dramen*, *Neue Geschichtenbücher* usw.). Der Verlagsalmanach *Das Bunte Buch* von 1914, in dem auch Walser neben Baudelaire, Kafka, Brod, Trakl, Heym und Lasker-Schüler vertreten war, enthält in seinem *Verlagsverzeichnis 1910–1913* eine beeindruckende Anzahl heute der literarischen Moderne zugeordneter Werke.

Ab 1914, der Zeit, in die Walsers Vertragsunterzeichnung für seine dritte Prosasammlung bei Kurt Wolff fällt,⁶⁹ hatte Wolff, kriegsbedingt abwesend, die Verlagsleitung an den bei ihm als Geschäftsführer tätigen Verlagsbuchhändler und Verleger Georg Heinrich Meyer abgegeben.⁷⁰ Dieser führte den Verlag nach dem Krisenjahr 1915 – fast alle männlichen Mitarbeiter waren

1910–1913 (wie Anm. 32), Sp. 565. Auch das Verlagssignet des neu gegründeten Kurt Wolff Verlags, die kapitolinische Wölfin, entwarf Walter Tiemann.

66 Vgl. Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 643–645.

67 *Der jüngste Tag* erschien in 86 Bänden von 1913 bis 1921 (unterbrochen 1914/15) als „Billigbuchreihe“. Vgl. Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag (1910–1930)* (wie Anm. 49), S. 18.

68 Wolff hat sich allerdings später gegen den „verfluchten, verhaßten Ruhm, Verleger des *Expressionismus* gewesen zu sein“ gewehrt, vgl. Wolff, *Autoren/Bücher/Abenteuer* (wie Anm. 55), S. 23.

69 *Kleine Dichtungen*, die 2. Auflage erschien 1915 im Kurt Wolff Verlag, vgl. dazu KWA I 7.

70 Vgl. das ausführliche Porträt Meyers bei Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 693–704.

eingezogen – erfolgreich durch die Kriegsjahre. Meyer verfolgte verschiedene Strategien, um dem Verlag zu stärkerer Publizität und höherem Absatz zu verhelfen: Neben der Intensivierung der Inseratenpropaganda und der Herausgabe ‚billiger Bücher‘ und verbilligter Parallelausgaben von schlecht verkäuflichen Einzelausgaben⁷¹, erzielte der Verlag auch große Gewinne mit der Vermarktung von Bestsellerautoren wie Franz Werfel, Gustav Meyrink, Max Brod, Heinrich Mann und Rabindranath Tagore, den Wolff noch kurz vor der Verleihung des Literaturnobelpreises 1913 an seinen Verlag hatte binden können.⁷²

Die Jahre ab 1917 waren gekennzeichnet durch eine Gewichtsverschiebung auf Verlagsreihen (*Die schwarzen Bücher*, *Der Neue Roman*, *Neue Geschichtenbücher*, usw.), Diversifizierung (Aufbau einer Kunstabteilung und Bibliophilie) und Expansion des Verlags.⁷³ Im Oktober 1917 wurde der *Verlag der Weißen Bücher*, der von Beginn an mit dem Kurt Wolff Verlag verbunden war – und damit auch die führende expressionistische Zeitschrift *Die weißen Blätter* –, vollständig übernommen. 1919 erfolgte der Umzug nach München, wo Wolff den Verlag weiterführte, bis er ihn 1930 aufgrund rückgängiger Geschäftsentwicklung schließen musste. Er emigrierte im März 1933 in die USA, wo er 1942 die Verlagstätigkeit in New York erneut aufnahm (Pantheon Books).⁷⁴

3.3 *Walser als Autor des Kurt Wolff Verlags*

Walters Vertragsunterzeichnung über *Aufsätze* und die daraufhin einsetzen- de Korrespondenz über die Herstellung des Buches fällt genau in die Zeit der

71 Zu den Werbemaßnahmen des Kurt Wolff Verlags, u.a. seiner Praxis, auf einen Luxusdruck eine verbilligte Ausgabe folgen zu lassen, vgl. den Briefwechsel zwischen Mechtilde Lichnowsky und Kurt Wolff vom Februar/März 1918 in: *Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911–1963*, hrsg. v. Bernhard Zeller, Ellen Otten, Frankfurt am Main 1966, S. 164–166. Zum Trend der „billigen Bücher“ ausführlich Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag (1910–1930)* (wie Anm. 49), S. 18.

72 Vgl. Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 693–729; zu Tagore Sp. 640–642.

73 Vgl. ebd., Sp. 784.

74 Vgl. dazu Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag (1910–1930)* (wie Anm. 49), S. 41f.

Trennung von Ernst Rowohlt und Kurt Wolff und der Neugründung des Kurt Wolff Verlags.⁷⁵ Anschaulich ist dies dokumentiert auf dem überlieferten Korrekturbogen, der noch den Verlagsnamen Ernst Rowohlt Verlag auf dem Titelblatt trägt (Abb. 4) –⁷⁶ erschienen sind die *Aufsätze* schließlich als eine der ersten Publikationen im Kurt Wolff Verlag.

Rowohlts Behauptung, Wolff habe Walser als Verlagsautor zunächst abgelehnt, dürfte kaum zutreffen. (Vgl. Dok 22, 23) Neben den drei Büchern erschienen ab 1913 zahlreiche Beiträge Walsers in den im Kurt Wolff Verlag herausgegebenen Organen: dem Jahrbuch *Arkadia* (herausgegeben von Max Brod), der Monatsschrift *Der lose Vogel* (herausgegeben von Franz Blei) und in den an den Kurt Wolff Verlag angegliederten *Weißten Blättern* (herausgegeben von Erik-Ernst Schwabach und René Schickele). Geplant aber nicht realisiert wurde ein Band mit Dramoletten Walsers, in den auch Gedichte einbezogen werden sollten. (Vgl. Dok 14, 15)

Zu einer persönlichen Begegnung zwischen Wolff und Walser ist es allerdings nie gekommen. (Vgl. Dok 38) Im Februar 1913 kehrte Walser in die Schweiz zurück, bis April hielt er sich im Juradorf Bellelay bei seiner Schwester Lisa auf. Von dort aus sandte er „seinem verehrten Herrn Verleger Dr Kurt Wolff“ ein Exemplar der gerade erschienenen *Aufsätze*.⁷⁷ (Abb. 9) Als Walser nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs Ende des Jahres 1914 nach Leipzig kam, um *Kleine Dichtungen*, sein drittes Kurt Wolff-Buch zu signieren, war Wolff eingezogen worden (vgl. Dok 26). 1918 hat Walser nochmals versucht, eine Sammlung mit dem Titel *Kammermusik* im Kurt Wolff Verlag unterzubringen (vgl. Dok 29), aber trotz der Beteuerung des Verlagsleiters Meyer, sie werden sich „alle sehr freuen, ein neues Buch von Robert Walser wieder einmal verlegen zu können, wenn die Verhältnisse es nur irgendwie

75 Was wahrscheinlich auch der Grund für die verspätete Zahlung des vertraglich vereinbarten Vorschusses an Walser war (vgl. Dok 6, 7). Wann Walser über die Umbrüche im Verlag und den Wechsel der Verlagsleitung informiert wurde, ist nicht bekannt.

76 Vgl. Anm. 42.

77 Ein Begleitbrief zum Widmungsexemplar ist nicht erhalten. Vgl. dazu Caroline Socha, „seinem verehrten Herrn Verleger“ – Robert Walser dankt Kurt Wolff, in: *Mitteilungen der Robert Walser-Gesellschaft* 27, 2020, S. 21f.

ermöglichen“ (Dok 30), kam es zu keiner weiteren Zusammenarbeit mehr.⁷⁸ Walsers 1925 gegenüber Max Brod geäußerte Überlegung: „Herr Kurt Wolff, ob er wohl meinen ‚Gehülfen‘ in seinen Verlag aufnehmen?“, hat sich nicht mehr realisiert. (Dok 33)

Noch im Jahr 1960 beteuerte Wolff gegenüber Carl Seelig, „eine große Liebe für [Walsers] kleine Prosastücke“ zu haben und sie „wieder und wieder in den letzten Jahren gelesen“ zu haben. (Dok 38) Nicht ohne einigen Stolz blickte er darauf zurück, ihn verlegt zu haben:

Drei Bände Walser-Geschichten habe ich für die hundert Leser veröffentlicht, mit Zeichnungen seines berühmten Bruders, auch äußerlich höchst anziehende Bücher. So simpel waren die Geschichten nicht, wie man beim ersten Lesen glauben mochte. (Dok 39)

3.4 Verlagsvertrag und Honorar

Der Vertrag über *Aufsätze* wurde am 15. Oktober 1912 vom Ernst Rowohlt Verlag⁷⁹, am 18. Oktober von Walser unterzeichnet. (Dok 5) Als Termin für die Manuskriptabgabe wurde der 15. November 1912 festgelegt. Bei nachträglichen Korrekturen hatte der Autor die Hälfte der Kosten zu tragen.⁸⁰ Die erste sowie alle möglichen weiteren Auflagen betrug 1000 Exemplare. Das Honorar wurde auf die nach Abzug der Frei- und Rezensions-, Gratis- und

78 Anders als mit der Beziehung zu Kurt Wolff verhält es sich mit Walsers Beziehung zum Rowohlt Verlag: Nach der Gründung seines zweiten Verlags in den 1920er Jahren standen Walser und Rowohlt wieder in Kontakt: vermutlich 1924 hatte Walser vergeblich versucht, seinen *Theodor*-Roman bei Rowohlt unterzubringen (vgl. BA Nr. 802), 1925 verlegte Rowohlt Walsers letzte Autorsammlung *Die Rose*. Zudem erschienen zahlreiche Texte Walsers in den im Rowohlt Verlag erschienenen Zeitschriften: *Das Tage-Buch*, *Vers und Prosa* und die *Literarische Welt*. Nach 1925 plante Walser zudem, bei Rowohlt einen weiteren Gedichte-Band unterzubringen, der jedoch nicht realisiert wurde, vgl. dazu Walsers Brief an Franz Blei, Frühjahr 1925 (BA Nr. 637) und Hendrik Stiemer, Artikel *Lyrik der Berner Zeit*, in: RWHb, S. 207–214, hier S. 208.

79 Dem Schriftzug der Unterschrift nach zu urteilen, war es Ernst Rowohlt, der den Vertrag unterzeichnet hat, vgl. Abb. 6.

80 Vgl. zu den nachträglichen Autor-Korrekturen Dok 9, 15 und 19.

Partieexemplare⁸¹ verbliebenen 800 Exemplare berechnet. Es betrug 20% vom Ladenpreis der verkauften broschierten Ausgabe (die gebundenen Exemplare wurden als broschierte verrechnet). Zudem war die Zahlung eines Vorschusses in Höhe von 300 Mark vereinbart, die unmittelbar nach Unterzeichnung des Vertrags fällig war.⁸² Für die erste verkaufte Auflage hätte Walser somit, abzüglich des vereinbarten Vorschusses, ein Honorar von 640 Mark erhalten. Für alle weiteren Auflagen galt das Gleiche. Informationen über die tatsächlichen Verkaufszahlen liegen nicht vor. Eine zweite Auflage wurde im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* nicht gemeldet.

Über eine separate Beteiligung Robert oder Karl Walsers an der Vorzugsausgabe von 25 Exemplaren ist nichts bekannt. Im *Verlagsverzeichnis 1909–1916*⁸³ wurde sie bereits als vergriffen angezeigt.

3.5 Werbemaßnahmen des Kurt Wolff Verlags

Das Verlagsprogramm des Kurt Wolff Verlags wurde intensiv beworben, in Anzeigen und in Verlagsalmanachen – vor allem nach Eintritt von Georg Heinrich Meyer in die Verlagsleitung im April 1914.

Neben einer ganzseitigen Anzeige im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, die Walsers *Aufsätze* als Buch ankündigte, welches „keiner Empfehlung mehr“ bedarf (Dok 20 u. Abb. 7), wurden in den Almanachen des Kurt Wolff Verlags die Walserschen Bücher mehrfach und auf unterschiedliche Weise präsentiert, eine Werbemaßnahme, die sich auf alle drei Publikationen gleichermaßen bezog: Im ersten Verlagsalmanach *Das Bunte Buch* (1914), der „die Namen all der Autoren, die das Gesicht des Verlags in seinen Anfängen bestimmt haben“⁸⁴, durch Textabdrucke repräsentierte, war Walser mit dem Prosastück *Lustspielabend* (aus: *Geschichten*) vertreten.

81 Als Freixemplare erhielt Walser 12 geheftete und 4 gebundene Exemplare (vgl. Dok 5).

82 Auch wurde festgelegt, dass dem Verlag das Übersetzungsrecht für sämtliche Sprachen übertragen wird, wobei 80% von dem für die Übersetzungsrechte eingehenden Honorar an Walser abzuführen gewesen wären. Ob dies auch für die bekannten Übersetzungen einzelner Texte aus *Aufsätze* galt, ist nicht bekannt (vgl. Abschnitt 1.5 *Übersetzungen*).

83 Vgl. Anm. 6.

84 Kurt Wolff, *Briefwechsel* (wie Anm. 71), S. XXIIIf.

Der „Almanach neuer Dichtung“ *Vom jüngsten Tag* (1916) druckte Walsers Text *Der Nachen* (aus: *Kleine Dichtungen*). In *Das Neue Geschichtenbuch*⁸⁵ (1918) war Walser mit *Der Knabe* (aus: *Kleine Dichtungen*) und *Von einem Dichter* (aus: *Geschichten*) zu lesen.

In den den Almanachen beigegebenen Bücherverzeichnissen waren die drei Sammlungen angezeigt: Im *Verlagsverzeichnis 1910–13* in *Das Bunte Buch* (1914) (Anzeige von *Aufsätze* mit Rezensionsausügen), unter der Überschrift *Neue Dichter und Bücher* in *Vom jüngsten Tag* (1916), in der Beilage *Die neue Dichtung* in *Der Neue Roman* (1917) (ganzseitige Anzeige) und in der Auswahl *Bücher aus dem Kurt Wolff Verlag* in *Das Neue Geschichtenbuch* (1918).

3.6 Widmungsexemplare

Von *Aufsätze* sind vier Widmungsexemplare nachgewiesen: für Franz Blei⁸⁶, Ernst Morgenthaler⁸⁷, Fanny Walser⁸⁸ und Kurt Wolff⁸⁹. Nach eigener Angabe wollte Walser das Widmungsexemplar für Ernst Morgenthaler ursprünglich einer Berner Sängerin schenken, was diese jedoch ablehnte. (Vgl. Dok 31, 34, 37) Um wen es sich dabei handelt, ist nicht bekannt.

4. Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik

In der literarischen Kritik haben Walsers *Aufsätze* ein lebhaftes Echo gefun-

85 Offenbar hatte der Kurt Wolff Verlag die Absicht, den Textabdrucken ein Autorenporträt beizugeben, für welches Robert Walser ihm Informationen schickte, vgl. Dok 27. Dieser Gedanke wurde jedoch nicht realisiert.

86 Nachlass Franz Blei (Schenkung Sibylle Blei/Sarita Halpern), Biblioteca Nacional de Portugal, Sig. L. 30986 V. (Widmung: „Seinem lieben Freund Franz / mit herzlichem Gruss Robert. / Bellelay, / Berner Jura, / Schweiz.“), vgl. dazu Maria Assunção Pinto Correia, *Robert Walser in der Lissaboner Nationalbibliothek*, in: *Runa. Revista portuguesa de estudos germanísticos*, Nr. 21 (1/1994), S. 167–178, hier S. 173.

87 RWZ, Nachlass Werner Morlang (Widmung: „Für Herrn Ernst Morgenthaler.“), vgl. Dok 31.

88 RWZ, WB 6.1 (Widmung: „seiner lieben Schwester Fanny / Robert“).

89 DLA Marbach, Sig.: G: Wolff, Kurt (Widmung: „seinem verehrten Herrn Verleger Dr Kurt Wolff / mit freundlichem Gruß / Robert Walser / Bellelay / Berner Jura / Schweiz“).

den.⁹⁰ Noch im Jahr seines Erscheinens erhielt das Buch zwölf teils kürzere, teils längere Besprechungen. Vier weitere folgten 1914. Hans Trog ging in seinem Vortrag über die Brüder Walser, den er am 25. Januar 1915 an einem der Literarischen Abende des Lesezirkels Hottingen hielt (Nr. 17), und der in der schweizerischen Presse einiges Echo fand (vgl. die Besprechungen des Abends durch Eduard Korrodi, Nr. 15,⁹¹ und E. S., Nr. 16), ebenfalls auf *Aufsätze* ein.⁹²

In die ausführlicheren Walser-Würdigungen von Max Brod⁹³, Emil Wiedmer⁹⁴, Walther Meier⁹⁵, Curt Wüest⁹⁶ und Hermann Meister⁹⁷ war *Aufsätze* zwar einbezogen, wurde aber in ihnen nicht eingehender behandelt. Im Folgenden werden nur diejenigen Besprechungen aufgeführt und knapp charakterisiert, die näher auf *Aufsätze* eingehen.

90 Die bis 1933 erschienenen Dokumente zur Rezeptionsgeschichte von *Aufsätze* finden sich in KWA Supplement 1. Auf sie wird mit der Band-Sigle und der Nummer des Rezeptionsdokuments verwiesen (KWA Suppl. 1, Nr.).

91 Vgl. zur publizistischen Begleitung dieses Leseabends in der *NZZ* das *Editorische Nachwort* zu KWA III 3, S. 316f.

92 Im Hinblick auf den bevorstehenden Vortrag hatte Walser in einem Brief an den Geschäftsführer des Kurt Wolff Verlags, Georg Heinrich Meyer, am 7.1.1915 darum gebeten, „einige Exemplare“ seiner „3 Prosabücher“ zum Veranstaltungsort zu senden, vgl. Dok 26.

93 Max Brod, *Kommentar zu Robert Walser*, in: *Über die Schönheit häßlicher Bilder. Ein Vademecum für Romantiker unserer Zeit*, Leipzig 1913, S. 158–166 [KWA Suppl. 1, Nr. 126].

94 Emil Wiedmer, *Kleine Sachen*, in: *März. Eine Wochenschrift*, Jg. 11, H. 34, 25.8.1917, S. 807–809 [KWA Suppl. 1, Nr. 236]; ders., *Robert Walsers kleine Prosadichtungen*, in: *Wissen und Leben. Schweizerische Halbmonatsschrift*, Jg. 10, H. 24, 15.9.1917, S. 561–570 [KWA Suppl. 1, Nr. 239].

95 Walther Meier, *Robert Walser*, in: Eduard Korrodi (Hrsg.), *Die junge Schweiz*, Zürich 1919, S. 25–30 [KWA Suppl. 1, Nr. 313].

96 Curt Wüest, *Zu Robert Walsers neuem Schaffen*, in: *Die Schweiz. Illustrierte Monatschrift*, Jg. 23, Nr. 5, Mai 1919, S. 273–277 [KWA Suppl. 1, Nr. 318].

97 Hermann Meister, *Robert Walser*, in: *Saturn. Eine Monatsschrift*, Jg. 5, H. 7, November 1919, S. 281–287, hier S. 283f. [KWA Suppl. 1, Nr. 328].

1 Peter Panter [Kurt Tucholsky], *Der Dreischichtedichter*, in: *Die Schaubühne*, Jg. 9, Nr. 17, 24.4.1913, S. 478–479, Rubrik *Tagebuch* [KWA Suppl. 1, Nr. 129].

Kurt Tucholsky hat die Sammlung gleich nach Erscheinen annonciert und die Leser darauf hingewiesen, dass darin nicht nur viele ihnen bereits als *Schaubühnen*-Drucke bekannte, sondern auch etliche neue und unbekannte Walser-Texte zu entdecken seien. „Karl Walser hat in das Buch viel Kompott hineingezeichnet; aber das schadet nichts. Schaubühnenleser! Dies Buch ist Euer!“

2 Franz Strunz, *Robert Walser: „Aufsätze“*, in: *Neue Freie Presse*, Nr. 17498, 11.5.1913, Morgenblatt, S. 90, Rubrik *Literarische Notizen* [KWA Suppl. 1, Nr. 130].⁹⁸

Der langjährige Leiter der Wiener *Urania*, Franz Strunz, würdigte *Aufsätze* als ein „kluge[s] und fein getönte[s]“ Buch. Wie schon in *Geschwister Tanner* zeige Walser sich darin als „Menschenphilosoph“. „Er schrieb sich auf [...], was er sah. Aufsätze, Skizzen, Fragmente, Fetzen, Telegramme der Empfindung sind daraus geworden.“ Walser sei „seltsam melancholisch in seiner nachdenksamen Reflexion“ und seiner Sprache sei eine Doppeldeutigkeit eigen: „Hinter dem ganz schlichten Wort verbirgt sich noch etwas anderes“. „Der Wortsinn hat einen doppelten Boden.“

3 Franz Schnabel, *Moderne Essays*, in: *Karlsruher Zeitung*, Jg. 156, Nr. 144, 30.5.1913, 2. Blatt, S. [1], Rubrik *Vom Büchertisch* [KWA Suppl. 1, Nr. 131].

Der Germanist und Historiker Franz Schnabel besprach *Aufsätze* zusammen mit den ebenfalls bei Kurt Wolff erschienenen Sammlungen von Else Lasker-Schüler (*Gesichte. Essays und andere Geschichten*) und Max Brod (*Über die Schönheit häßlicher Bilder*). In allen drei Büchern, vor allem aber bei Walser,

98 Gekürzt nochmals in: Franz Strunz, *Landschaften*, in: *Die Tat. Sozial-religiöse Monatschrift für deutsche Kultur*, H. 5, Dezember 1913, S. 943–951, hier S. 948–949 [KWA Suppl. 1, Nr. 140].

feiere der „literarische Impressionismus wahrhafte Orgien“. Zwar mangle es seinen Dichtungen nicht an Originalität, aber abgesehen davon böten sie wenig, das sie vor anderen feuilletonistischen Texten auszeichnete und ihren Wiederabdruck rechtfertigte. Am besten gelungen seien noch die „Augenblicksbilder vom großstädtischen *Berlin*“.

4 Max Brod, *Kleine Prosa*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. 24, H. 7, Juli 1913, S. 1043–1046 [KWA Suppl. 1, Nr. 132].⁹⁹

Max Brod besprach *Aufsätze* zusammen mit Franz Kafkas ebenfalls bei Kurt Wolff erschienener Sammlung *Betrachtung* und seiner Erzählung *Der Heizer*. Beiden Dichtern sei „dieselbe Souveränität des Prosastils über den Stoff“ eigen. „Der gute Stil, den Walser an jedes seiner Themen heranbringt“, gebe allen Texten einen „geradezu bezaubernden Einklang“. Brod sieht darin das Wesentliche des Buches, „daß es so unbeschwert, so Wort-aus-Wort-folgend, so gleichsam von sich selbst verleitet und immer einer berückenden Wunderstimme, die aus seinem Innern tönt, wie willenlos gehorchend ist“. Zugleich weist er darauf hin, dass Walser in seinem „freifliegenden Buche“ eine Reihe neuer Literaturgattungen geschaffen habe: „Nacherzählungen von berühmten Dramenszenen und Charakteren“, „Naturszenen“ und besonders „eine neue Art kleiner literarischer Gemälde“, die Porträts der Dichter (Brentano, Büchner, Lenz) und Anderer.

Karl Walser habe das Buch mit „einem süßen verschwenderischen Gelage von Obstvignetten geschmückt“ und „tischt sie mit der gleichgestimmten Nuance kühner Zierlichkeit auf“.

99 Walser dankte Brod für seine positive Besprechung am 31.7.1913 (vgl. Dok 24). Die Rezension erschien 1914 nochmals im Almanach des Kurt Wolff Verlags, *Das Bunte Buch*, Leipzig 1914, S. 35–39.

5 Oskar Maurus Fontana, *Robert Walser: Aufsätze*, in: *Pester Lloyd*, Jg. 60, Nr. 183, 3.8.1913, Morgenblatt, S. 35, Rubrik *Bücherschau* [KWA Suppl. 1, Nr. 136].

In der bedeutendsten deutschsprachigen Tageszeitung Ungarns besprach der österreichische Schriftsteller und Theaterkritiker Oskar Maurus Fontana *Aufsätze* als ein „ganz entzückendes, unbeschwertes Buch“, das wie „ein Wanderbursch mit treuen Augen und sorglos wenig Gepäck auf dem Rücken“ daherkomme und „ein wenig verwunderlich“ aussehe, „in dem Ringsum von fieberhaft getürmten Bauten und drohend gerichteten Geschützen der Literatur“. „Eichendorffisch“ erscheinen ihm „diese kleinen Aufsätze über Theaterhelden, Berliner Straßen und Gestalten, Dichter und Geiger, Wälder und Menschen. Immer schnurrenhaft, runden sie sich bisweilen zur Schnurre. Eichendorffisch wie dieser ganze prächtige Robert Walser, dessen Roman von den ‚Geschwistern Tanner‘ etwa eines der wenigen Bücher sein wird, das man später mehr lesen wird als jetzt.“ Auch Fontana lobt die von Karl Walser gezeichneten Vignetten als stilistisch entsprechenden Buchschmuck.

6 Hans Bethge, *Aufsätze*, in: *Berliner Börsen-Courier*, Jg. 45, Nr. 395, 24.8.1913, Morgenausgabe, S. [10], Rubrik *Bücherschau* [KWA Suppl. 1, Nr. 137].

Bethge, der Walsers Bücher als Literaturkritiker aufmerksam begleitete, lobte *Aufsätze* im *Berliner Börsen-Courier* als ein „Kaleidoskop, bald grotesk, bald von einem innigen lyrischen Hauch überwacht; ein eigenwilliges Buch für Freunde einer subtilen, zarten literarischen Kost“.

7 Kurt Münzer, *Aufsätze*. Von Robert Walser, in: *Die Zeit*, Jg. 12, Nr. 3940, 14.9.1913, Morgenblatt, S. 32, Rubrik *Bücher* [KWA Suppl. 1, Nr. 138].

Kurt Münzer stellte Walser als bedeutenden Schweizer vor, als einen neben dem „ehernen Künstler“ Gottfried Keller „sehr zarten, verhalten phantastischen Dichter“. Wie sein Bruder Karl besitze auch Robert „eine Anmut der Empfindung und des Ausdrucks, die heute kein zweiter Schreibender hat, und ist doch niemals unmännlich. Es ist immer erst ein frauenhafter Wesenszug, der den Mann vervollkommnet. Man kann den Inhalt seiner Aufsätze

nicht erzählen, nur das Thema nennen: ein Wochenmarkt, die Friedrichstraße, Kotzebue, eine Theatervorstellung, ein Diner, ein Wald, irgend so etwas, woran andere achtlos vorüberstreifen. Und um zu begreifen, wie er davon spricht, wie er die Seele eines Vorgangs, einer Situation, eines Menschen aufdeckt, dazu muß man nun selbst das alles lesen. Man gerät dabei in eine reine, duftende, freie Sphäre, wo die Grazie atmet.“

8 Franz Graetzer, *Weltfreundschaft*, in: *Die Gegenwart. Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben*, Jg. 42, Nr. 42, 18.10.1913, S. 664–666 [KWA Suppl. 1, Nr. 139].¹⁰⁰

Unter dem von Franz Werfel „an einem glücklichen Tage“ geprägten „Schlagwort der ‚Weltfreundschaft‘ als einer neuen „durch sanfte Schwermut gebändigten Erdfreudigkeit“ stellte Franz Graetzer Walsers *Aufsätze* und Else Lasker-Schülers ebenfalls bei Kurt Wolff erschienene Sammlung *Gesichte* nebeneinander. Als Beiden eigentümlich sah er die Kunst des dichterischen (Sich-)Verschwendens, wobei in Walsers „durchgängig vollendet[en]“ *Aufsätzen* „seine Art des Vergeudens und Sichverströmens noch unbedenklicher, heißer“ sei als die Else Lasker-Schülers. „Der Impressionist Walsers, ein sehr *bewußter* Romantiker, gibt Märchen, Andersens, gesehen durch das Dichterauge Peter Altenbergs, in einer Sprache voller ironischer Teufeleien. Ueberall parodiert er; Ernsteres erzählt er im Satzbau des Aufsatzschreibers Karlchen Mießnick, um alsbald für Nichtigkeiten einen Ausdruck zu finden, wie ihn nur der geschwollene Journalismus moderner Schmöcke zu gebrauchen imstande ist.“ Aus „seiner herrlichsten kleinen Dichtung“, *Der Schriftsteller*, zitierte Graetzer ein „Glaubensbekenntnis“ im Sinne von Werfels „Weltfreundschaft“: „Der Schriftsteller liebt die Welt, denn er fühlt, daß er aufhört, ihr Kind zu sein, wenn er sie nicht mehr lieben kann. Und diesem Fall ist er ja auch meist nur noch ein mittelmäßiger Schriftsteller, das empfindet er deutlich, und deshalb vermeidet er es, dem Leben ein mißmutiges Gesicht

100 Nachgedruckt in: *Die Ähre. Wochenschrift für Dichtung, Theater, Musik, Kunst*, Jg. 3, H. 15/16, 17.1.1915, S. 11–12.

zu zeigen.' Und ganz und gar stimmt dieses Bekenntnis mit dem Werfels überein, das er in ‚Wir sind‘ gibt.“

9 Daniel Gruber, *Aufsätze von Robert Walser*, in: *Karlsruher Tagblatt*, Jg. 110, Nr. 351, 19.12.1913, Literaturbeilage des *Karlsruher Tagblatts*, Jg. 1, Nr. 16, Rubrik *Neuere Belletristik* [KWA Suppl. 1, Nr. 141].

Als ein „merkwürdiges Buch“ empfindet Gruber Walsers *Aufsätze*: „Man wird nicht recht fertig mit ihm, stockt, besinnt sich und macht das Buch wieder zu.“ Man könne es nicht fortlaufend lesen. „Robert Walser hat richtige Aufsätze geschrieben. Da sind Briefe, kurze, zufällige Betrachtungen, Ausschnitte aus dem Alltag, aus dem Theater, aus dem Kino. Weiter: Berlin W., Ballonfahrt und so fort. Endlich knappe Würdigungen – ‚Schattenbilder‘, würde Herbert Eulenberg sagen –: Brentano, Kotzebue, Lenz, Birch-Pfeiffer ...“ – und allen gemeinsam ist, dass sie nicht „nachzuerzählen“ sind, denn die „Sprache, der Stil Robert Walsers ist in ihnen ein Bestandteil der Schilderung, der Darstellung. Inhalt und Gewand sind nicht zu trennen.“

10 O. P. [Otto Pick], „*Aufsätze*.“ *Von Robert Walser*, in: *Pester Lloyd*, Jg. 60, Nr. 304, 25.12.1913, Morgenblatt, *Weihnachtsbeilage*, S. 22, Rubrik *Literatur* [KWA Suppl. 1, Nr. 142].

Auch Otto Pick betonte die sprachliche Qualität und Eigenart von Walsers *Aufsätzen*. „Walser ein glücklicher Knabe, der die deutsche Sprache wie ein geschmeidiges, unzerbrechliches Spielzeug behandelt.“ Thematisch biete die Sammlung „ein Kunterbunt behaglichfrischer Aeußerungen über Dinge, die ein Robert Walser nicht anders als angenehm empfinden kann.“ „Ihn freut“, so Pick, „das Durchschnittliche und er sammelt Zeitungsphrasen, die er seinen Begeisterungsausrufen anpickt, um keine großen Worte verlieren (oder erfinden) zu müssen. Natürlich hat er Paganini nicht spielen hören, auch des fruchtbaren Kotzebue Werke nicht alle gelesen; doch darauf kommt es ihm nicht an: er lobt diesen in Grund und Boden hinein, bis man für ewig die Lust an ihm verliert und dichtet aus trivialen Wendungen eine bezwingende Phantasie über das Spiel jenes Gewaltigen, daß man begeistert den Atem anhält.“

11 [Rezensionsauszug aus der *Breslauer Morgen-Zeitung*, abgedr. in der Verlagsanzeige zu Robert Walser, *Aufsätze*, im Verlagskatalog des Kurt Wolff Verlags Leipzig, angebunden in:] *Das Bunte Buch*, Kurt Wolff Verlag Leipzig 1914, S. 147–205, hier S. 191 [KWA Suppl. 1, Nr. 144].¹⁰¹

Für den kleinen Kreis derer, die „sich kühnlich zur ‚Intelligenz‘, zur Blüte ihrer Zeit zählen“ und davon träumen, „die Ruhe, die Abgewandtheit, das Darüberstehen zu erlangen“, empfahl der Rezensent *Aufsätze* als das „Buch eines ehrlichen jungen Dichters, der auf der Sprache spielt wie auf einem edlen Instrument, der die große heiße Liebe und den Glauben noch hat, die frühreife Kindlichkeit des wahren Dichters!“

12 Emil Wiedmer, *Robert Walser: „Aufsätze“*, in: *Die Ähre. Offizielles Organ des Zentralverbandes Schweizer Dramatischer Vereine*, Jg. 2, H. 19, 8.2.1914, S. 11, Rubrik *Bücherschau* [KWA Suppl. 1, Nr. 146].

Als einer der „originellsten und feinsten Köpfe nicht nur einheimischen, sondern zeitgenössischen deutschen Schrifttums überhaupt“ verdiene Walser in der Schweiz, so Emil Wiedmer, mehr Aufmerksamkeit. Er empfiehlt die Sammlung *Aufsätze* „in ihrer luftigen Freiheit“: „Die Tore eines tiefen und reichen, überaus schön gepflegten Gartens springen vor dem Besucher auf und gewähren entzückende Einblicke. Der Leser möge an die einzelnen Beete selber treten. Direkt hinweisen möchte ich nur auf den reizenden Versuch, bekannte Dramenszenen und Bühnenfiguren frech und eigenwillig nachzu-erzählen und zu charakterisieren, oder Portraits literarischer Persönlichkeiten zu skizzieren, die in wundervoller eigenartiger Auffassung das Wesentliche zu erfassen suchen.“

13 R. M. [Richard Moritz] Meyer, *Neue Essayliteratur*, in: *Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde*, Jg. 16, H. 10, 15.2.1914, Sp. 679–686, hier Sp. 684–685 [KWA Suppl. 1, Nr. 147].

Der Rezensent, der *Aufsätze* in eine Sammelbesprechung neuerer essayistischer Literatur einbezog, konnte ihrer „künstlichen Leerheit“, den „gesuch-

101 Die vollständige Rezension konnte bisher nicht nachgewiesen werden.

ten Wendungen“, dem „mühsamen Kinderstil“, der „Seifenblasenherrlichkeit“ wenig abgewinnen.

14 Joachim Benn, *Robert Walser*, in: *Die Rheinlande*, Jg. 14, H. 4, April 1914, S. 131–134 [KWA Suppl. 1, Nr. 148].

Joachim Benn, ein Vetter Gottfried Benns, suchte das Werk Robert Walsers in Bezug zur zeitgenössischen Kunstentwicklung zu stellen und sah eine Verbindung „mit einer bestimmten Richtung der modernsten Malerei“, die sich „nicht nur unter den Einfluß primitiver, also Urzeit- oder doch archaischer Kunst, sondern geradezu unter den Einfluß der Kinderzeichnung gestellt“ habe, „weil das Kind gleich dem Urzeitmenschen in seiner unverbildeten Naivität und Sinnenfrische das Charakteristische einer Erscheinung oft merkwürdig sicher trifft und bei einer stilisierenden Vereinfachung, die an die Karikatur grenzt, manchmal die Seele der Dinge findet.“ Die Sammlung *Aufsätze* beschrieb er als eine Vielfalt literarischer Einzelformen: „Charakteristiken in Form von Briefen, kleine poetisch-lyrische und poetisch-philosophische Stücke, Berichte von Theatern und anderen städtischen Milieus, auch kleine Märchen und Grottesken, als bedeutendste Stücke dann ganz merkwürdige Interpretationen von Bühnenfiguren, Charakterbilder von Dichtern, Umsetzungen von Bühnenauftritten in Walsersche Prosa, die deren ganze Bedeutung zeigen.“ Benn war überzeugt: „selbst wenn diesem Werke aus irgendeinem Grunde keine Folge mehr würde: Wer mit diesen fünf Büchern¹⁰² auf der Schulter unvermutet an die Himmelstür dichterischer Ewigkeit anklopfte, hätte nicht mehr zu gewärtigen, daß er abgewiesen würde.“

15 K. [Eduard Korrodi], *Die Brüder Walser. Vortrag von Dr. Hans Trog*, in: *Neue Zürcher Zeitung*, Jg. 136, Nr. 103, 28.1.1915, Morgenblatt, S. [1]–[2] [KWA Suppl. 1, Nr. 167].

In seinem ausführlichen Bericht über den Vortrag, den Hans Trog über Karl und Robert Walser im Rahmen der Veranstaltungen des Zürcher Lesezirkels

102 Gemeint sind die in dieser Besprechung verhandelten Bücher Walsers *Fritz Kocher's Aufsätze*, *Geschwister Tanner*, *Der Gehülfe*, *Jakob von Gunten* und *Aufsätze*.

Hottingen gehalten hatte (vgl. Nr. 17), kam Eduard Korrodi auch auf *Aufsätze* und *Geschichten* zu sprechen: Walser beobachte darin „neugierig jedes Detail, gütig und hie und da rückhaltlos Gesellschaft und Natur. Dem Theater gelten zärtliche und verwegene Blicke; er konkurriert mit den Figurinen des Bruders; belächelt Reinhardt, schildert Dichter, Kleist, Büchner, und pfeift die Birch-Pfeiffer aus. Wie überall gleiten auch aus diesen Impromptus gesättigte Aphorismen, wirklich ‚wie die Billardkugeln überm grünen Tuch‘ ruhig dahin, und treffen doch, was alle die von Dr. Trog zitierten Aphorismen bestätigten.“

16 E. S., *Literarische Abende des Lesezirkels Hottingen. 6. Die Brüder Walser*, in: *Züricher Post und Handelszeitung*, Jg. 37, Nr. 30, 31.1.1915, 2. Blatt, S. [2] [KWA Suppl. 1, Nr. 168].

Ausführlich berichtete auch E. S. über den Vortrag von Hans Trog (vgl. Nr. 17). Mit Bezug auf Aufsätze hielt er fest: „Der Vortragende kam dann noch auf die beiden jüngsten Bücher ‚Aufsätze‘ und ‚Geschichten‘ zu sprechen, auf Walsers Beziehungen zur Schriftsteller- und Theaterwelt und hob unter anderem hervor, wie begeistert Walser über Büchner sich äußerte. Diese Liebe zu dem Dichter des ‚Danton‘ war es wohl, die den Maler Karl Walser seine schönsten Bilder, die zu dem Lustspiel ‚Leonce und Lena‘ schaffen ließ.“

17 Hans Trog, *Die Brüder Walser*, in: *Schweizerland. Monatshefte für Schweizer Art und Arbeit*, Jg. 1, H. 11/12, August/September 1915, S. 645–652 [KWA Suppl. 1, Nr. 199].

In der Druckfassung seines Vortrags über die Brüder Walser (vgl. Nr. 15 und 16) stellte Hans Trog im Blick auf Aufsätze den Berlin-Bezug, die „wesentlich großstädtische“ Orientierung der Sammlung heraus, mit ihren Milieuschildrungen und -satiren, vor allem aber der auffälligen Präsenz der Theater-Welt, die Walser „mit seltsamen Arabesken und launigen Variationen“ umspiele, und dabei „Figurinen“ entworfen habe, „wie in Konkurrenz mit dem Bruder“. Unter den Schriftstellerporträts war Trog die „Huldigung“ Walsers an Georg Büchner (*Büchners Flucht*) bemerkenswert: „das ist Einer, den er wahrhaft liebt.“ Auffällig im Blick auf die Komposition des Buchs seien die drei Briefe,

mit denen Walser die Sammlung eröffnet habe, gerade auch, weil sie zu deren großstädtischem Charakter in Kontrast stünden.

Basel, im Juli 2020

Barbara von Reibnitz und Caroline Socha-Wartmann

Dokumentarischer Anhang

Vorbemerkung

Die Dokumentation versammelt auszugsweise und in chronologischer Folge Briefe und weitere Zeugnisse, die über Entstehung und Publikation von *Aufsätze* Aufschluss geben können. Die in den Dokumenten erwähnten Texte von Robert Walser werden nur dann bibliographisch kommentiert, wenn sie im *Alphabetischen Verzeichnis der Textzeugen* zu diesem Band oder im *Findbuch* der KWA nicht zu identifizieren sind.

Zur Textgestalt

Im Kopf eines jeden Dokuments werden ein Kurztitel und die Textvorlage angegeben. Die Texte folgen den jeweils angegebenen Vorlagen; wo die Vorlage geändert werden musste, wird dies durch spitze Klammern () kenntlich gemacht. Auszeichnungen wurden einheitlich kursiv wiedergegeben. Die verwendeten Schreibmaterialien wurden nicht vermerkt.

1 Robert Walser an Richard Dehmel, 16.8.1902
BA Nr. 35

[...] Hier sind nun noch ein paar kleine Geschichten¹⁰³, die ich Sie höfl. bitte, prüfen zu wollen. Es würde mich freuen, wenn eine paßte. [...]

2 Richard Dehmel an Robert Walser, 23.8.1902
BA Nr. 38

Schönsten Dank! Doch habe ich nun noch eine Bitte. Ich brauche aus typographischen Gründen einen Gesamttitel für die beiden Geschichten, und zwar einen möglichst langen. Würde Ihnen der folgende recht sein: Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben? [...]

3 Robert Walser an Richard Dehmel, 26.8.1902
BA Nr. 39

[...] Ich bin mit dem Titel einverstanden, mit welchem wäre ich es nicht! Finden Sie nicht beinahe einen solchen Titel etwas grausam für Kinder? Aber da er aus den gesagten Gründen nötig ist, muß man sich also schon mit einem abfinden, und, wie gesagt, ich wüßte absolut keinen treffenderen. Titel treffen überhaupt immer zu sehr. Ich habe Angst vor Titeln, namentlich vor Gesamttiteln. [...]

103 Zu dieser Sendung gehörten die beiden Prosatexte *Der Mann mit dem Kürbiskopf* und *Die Magd*, veröffentlicht in Richard Dehmels *Der Buntscheck* (1904), S. 35 [KWA II 4].

1905

4 Robert Walser an *Der Samstag* (Paul Schmitz), undatiert [Erste Hälfte April 1905]
BA Nr. 111

[...] Ich sende Ihnen ein paar *ältere* Arbeiten¹⁰⁴, von denen Sie vielleicht einiges brauchen können. Weiteres¹⁰⁵ wird folgen. [...]

1912

5 Verlagsvertrag zu *Aufsätze* (15./18.10.1912)¹⁰⁶
Typoskript, DLA Marbach, Sig. A: Wolff. Kurt 93.65.95

Verlagsvertrag!

Zwischen Herrn Robert Walser zu Berlin und der Firma Ernst Rowohlt Verlag zu Leipzig wurde heute folgender Verlagsvertrag abgeschlossen und von beiden Contrahenten zum Zeichen ihres Einverständnisses eigenhändig unterzeichnet:

§ 1

Herr Robert Walser überträgt das Verlagsrecht des von ihm verfassten Buches

„*Aufsätze*“

der Firma Ernst Rowohlt Verlag für alle Auflagen und Ausgaben.

§ 2

Das druckfertige Manuskript dieses Werkes ist an die Firma Ernst Rowohlt Verlag bis zum 15. November ds. Js. abzuliefern.

104 Vgl. die Beilagen zu BA Nr. 111.

105 Gemeint sind damit wohl die beiden Prosastücke *An die Heimat* und *Brief eines Mannes an einen Mann*, aufgenommen in *Aufsätze* (vgl. hier S. 15 und 16f.).

106 Vgl. Abb. 6.

§ 3

Von den durch die nachträglichen Korrekturen, Autor-Korrekturen, entstandenen Kosten trägt Herr Robert Walser die Hälfte.

§ 4

Die Festsetzung des Ladenpreises bleibt der Firma Ernst Rowohlt Verlag vorbehalten.

§ 5

Herr Robert Walser erhält für die erste Auflage von 1.000 Exemplaren, exclusive der Frei- und Rezensions-Exemplare resp. Gratis- und Partie-Exemplare für den Buchhandel in der Höhe von 200 Exemplaren, 20% vom Ladenpreis des verkauften broschierten Exemplares (die gebundenen werden als geheftete verrechnet). Jede weitere Auflage enthält wieder 1.000 Exemplare, excl. der Frei- und Rezensions-, Gratis- und Partie-Exemplare. Es bleibt der Firma Ernst Rowohlt Verlag überlassen gleichzeitig mehrere Auflagen zu drucken. Die Abrechnung über die verkauften Exemplare findet einmal im Jahre und zwar am 1. Oktober statt.

§ 6

Auf seinen Honoraranteil an der ersten Auflage erhält Herr Robert Walser nach Unterzeichnung dieses Vertrages einen Vorschuss von Mk. 300,- (Dreihundert Mark).

§ 7

Herr Robert Walser überträgt ferner der Firma Ernst Rowohlt Verlag das Uebersetzungsrecht für sämtliche Sprachen des oben genannten Werkes und zwar in der Form, dass von dem für die Uebersetzungsrechte eingehenden Honorar 80% an Herrn Robert Walser abzuführen sind und 20% die Firma Ernst Rowohlt Verlag als Provision erhält.

§ 8

Als Frei-Exemplare erhält Herr Robert Walser für jede Auflage (von 1.000 Exemplaren) 12 geheftete und 4 gebundene.

§ 9

Erfüllungsort dieses Vertrages ist Leipzig.

§ 10

In allen übrigen (P)unkten wurden die Bestimmungen des Verlagsrechtes vom 19. Juni 1901 anerkannt.

Leipzig, den 15. October 1912

Berlin, den 18. October 1912

Ernst Rowohlt Verlag

Robert Walser.

6 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt)¹⁰⁷, 7.11.1912

BA Nr. 172

[...] Die Briefe, die Sie mir schreiben, sind sehr merkwürdig, und ihr Inhalt klingt wie Spott und Hohn. Sie können von mir doch nicht verlangen, daß ich Ihnen den Empfang einer Geldsumme anzeige, die ich nicht erhalten habe. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Jedenfalls bin ich genötigt, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß mir kein Pfennig von Ihnen bis heute zugegangen ist. Ich werde heute die Post Spandauerberg diesbezüglich anfragen. [...]

7 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 8.11.1912

BA Nr. 173

[...] Die hiesige Post, die ich wegen der M 300.– angefragt habe, hat sagen lassen, daß es Sache des Absenders sei, nach dem Umstand zu forschen.

Ich bin verpflichtet, Ihnen zu bemerken, daß ich das vertraglich verschriebene, und außerdem brieflich versprochene Geld nun umgehend erhalten muß, sonst gehe ich zu einem andern Verleger.

107 Walsers Briefe an den Rowohlt Verlag aus der Zeit der Herstellung von *Aufsätze* und *Geschichten* sind durchgängig an „Herrn Ernst Rowohlt, Verlag, Leipzig“ bzw. „Herrn Ernst Rowohlt, Leipzig“ adressiert. Es ist nicht bekannt, wann Walser über den Firmenwechsel und das Ausscheiden Rowohlts aus dem Verlag am 1.11.1912 informiert wurde. Vgl. hier S. 178f.

Die Manuscripte liegen längst fix und fertig da und können in jedem gegebenen Moment abgeschickt werden.

Verzeihen Sie den entschiedenen Ton, zu dem ich gezwungen bin. Es grüßt Sie hochachtungsvoll [...]

8 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 9.11.1912

BA Nr. 174

[...] Für die heute erhaltenen M 300.– danke ich Ihnen bestens und sende Ihnen hiermit das Aufsätze-Material laut beiliegendem Verzeichnis. Ich freue mich, daß die Sache nun ihren Weg gehen kann und bitte Sie, mit dem Korrekturdruck ungesäumt zu beginnen. Bitte senden Sie mir einige Satzproben. Ich denke, daß wir ein Buch von etwa 200 Seiten erhalten werden.

[...]

Inhalt:

44 Aufsätze laut Verzeichnis.

N.B.

Entschuldigen Sie, wenn ich Sie bitte, auf das Material recht acht zu geben, da Stücke darunter sind, die nur mit schwerster Mühe wieder erhältlich wären.

9 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 26.11.1912

BA Nr. 175

[...] Mit dem Inhalt Ihres gestrigen Schreibens gehe ich insofern völlig einig, als ich stilistische Korrekturen nicht machen werde, was ich Ihnen schon früher habe mitteilen wollen. Es kann also definitiv gesetzt werden. Die Reihenfolge der Stücke kann geschehen nach dem Ihnen eingesandten Inhaltsverzeichnis.

Die mir freundlich eingesandte Satzprobe finde ich recht gut. Sie scheint mir aber ein wenig zu schwer und zu groß. Ich hätte gern den Buchstaben kleiner und leichter, und ich möchte Sie

höflich bitten, mir doch Brandstetter's Musterheft zur Ansicht einsenden zu wollen.

Mit dem deutschen Typ bin ich einverstanden; nur denke ich mir gern das Druckbild duftiger, leiser! Vielleicht haben Sie die Güte und lassen noch eine Probe herstellen. [...]

10 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 30.11.1912
BA Nr. 176

[...] Ich danke Ihnen für die Uebersendung weiterer Satzproben und gebe Ihnen, mit meinen Vermerkungen, anbei diejenige zurück, die mir die günstigste erscheint. Ich hoffe Sie einverstanden und bitte Sie, mit dem Korrekturdruck beginnen zu lassen. Mitfolgend erhalten Sie noch zwei Aufsätze, die ich Sie bitte, an Ort und Stelle einfügen zu wollen: „Birch-Pfeiffer“ neben „Büchner's Flucht“ und „Der Wald“ an zweitletzter Stelle. [...]

3 Beilagen.

N.B. Was das Papier des Buches betrifft, so würde ich ein glattes und dünnes jedenfalls bevorzugen. Ich sehe hierüber zu s. Zt. Ihren freundlichen Äußerungen entgegen. [...]

11 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 9.12.1912
BA Nr. 177

[...] Für das freundlich übersandte Arkadia-Geld danke ich Ihnen und werde zu s. Zt. für die Korrekturen besorgt sein.¹⁰⁸

In Beantwortung Ihres geehrten Gestrigen, beeile ich mich, Ihnen anbei die ersten Bogen korrigiert zurückzusenden. Das Buch verspricht reizend zu werden. Meinem Bruder, dem ich die

108 Das Jahrbuch *Arkadia*, in dem Walser mit vier Beiträgen vertreten war (vgl. KWA II 4), war im Oktober 1912 redaktionell weitgehend abgeschlossen, erschien jedoch erst im Mai 1913. Vgl. BA, Kommentar zu Nr. 117.

Bogen zeigte, hat der Satz sehr gut gefallen, ebenso das Format, und er hat sich bereit erklärt, für die Belegung der leeren Stellen zirka 8 kleine Sachen mit der Feder zu zeichnen, die man, in Wiederholungen, auf die leeren Plätze setzen könnte. Ebenso will er einen Buchdeckel zeichnen, womit ich Sie gerne einverstanden hoffe. Der Titel des Buches soll heißen: „Aufsätze“, deutsch und schlicht.

Die Ueberschriften nehmen sich so sehr gut aus, und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie sie haben ändern lassen. Mein Bruder findet, man soll die Seite ja nicht etwa kleiner machen; das Druckbild liege so, wie es jetzt ist, sehr gut, also den Rahmen nicht etwa schmälern.

Mit dem, was Sie mir über die Paginierung sagen, bin ich ganz einverstanden; die anfängliche Zahl ist wohl die geeignetste.

[...]

Korrekturbogen.

12 Robert Walser an Max Brod, 12.12.1912

BA Nr. 179

Lieber, sehr verehrter Herr Brod, sagen Sie, kennen Sie mein „Aschenbrödel und Schneewitchen“ aus der ehemaligen „Insel“? Wenn ja, würden Sie mir den freundlichen Dienst leisten und Rowohlt, Leipzig, bei dem es herausgegeben werden soll, etwas darüber sagen? Wenn Sie das tun, danke ich Ihnen herzlich. Er fragt nämlich an, was das für zwei Verskomödien seien, ob für Kinder oder ob für Erwachsene, ob für die Bühne oder ob für zum bloßen Lesen. Und er will etwas Näheres darüber wissen. Auch ich werde ihm natürlich schreiben, aber vielleicht freut es ihn, wenn auch ein Anderer es noch tut. [...]

13 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 12.12.1912

BA Nr. 180

[...] Heute sende ich Ihnen wiederum eine Partie Korrekturbogen;

daß Sie in die Mitarbeit meines Bruders am Aufsatzbuch einwilligen, freut mich lebhaft. [...]

14 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 16.12.1912
BA Nr. 181

[...] Heute sende ich Ihnen den Rest der Korrekturbogen des Aufsatzbuches sowie inliegend den Zweibücher-Vertrag¹⁰⁹ unterzeichnet. Ebenso finden Sie hier noch ein kleines Gedicht, das ich gern, da wir noch 8 Seiten zu füllen haben, an den Anfang der Aufsätze stellen möchte, ganz, wie's paßt, unmittelbar vor „Brief von Simon Tanner“.

[...] Mein Bruder hat für die „Aufsätze“ ganz reizende Sachen gezeichnet, die er heute oder morgen an Sie absenden wird. So kann also das erste der drei Bücher bald erscheinen.

[...]

2 *Beilagen.*

[*Auf beiliegendem Blatt:*]¹¹⁰

Handharfe am Tag. von Robert Walser. [...]

15 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 18.12.1912
BA Nr. 182

[...] Ich möchte die Komödien, die eine Neuerscheinung sind, und im Uebrigen etwas ganz Anderes sind als die Gedichte, nicht mit Letzteren vereinigen. Das Buch soll nur Szenisches enthalten. Für die Gedichte schwebt mir für später ein ganz kleines und ganz billiges Buch vor.

Das kleine Gedicht*, das ich Ihnen für den Anfang der Aufsätze einsandte, eignet sich, glaube ich jetzt, doch nicht recht

109 Gemeint ist der Vertrag mit dem Ernst Rowohlt Verlag über „Kleine Geschichten“ und „Ein Buch Komödien“, vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 6, S. 156f. (Dok 18).

110 Vgl. BA, Textzeugenbeschreibung zu Nr. 181: „die Zugehörigkeit der Beilage zu diesem Brief ist nicht mit letzter Sicherheit feststellbar.“

dazu; es könnte übel wirken, und ich bitte Sie, es wegzuworfen. Das Blatt braucht mir nicht retourniert zu werden. – Hier noch nachträglich 3 Korrekturen für die Druckerei. [...]

* Wenn Platz da ist, kann man es nehmen, und zwar in der kleinen Schrift. [...]

16 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 20.12.1912
BA Nr. 183

[...] Hier bekomme ich noch ein Stück¹¹¹, und ich beeile mich, es Ihnen für das Aufsatzbuch noch einzuschicken. Geht es noch? Ich will aber nicht Kosten verursachen. Könnte es an *zweitletzter* Stelle stehen?*

[...]

* Ich schicke jetzt keine weitem Aufsätze mehr!

17 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 22.12.1912
BA Nr. 185

[...] Entschuldigen noch einmal. Hier bekomme ich aus „Rheinlande“-Druckerei noch einen Aufsatz, der mir sehr hübsch zu sein scheint und den ich herbeispringe Ihnen noch für das Aufsatzbuch zu geben.¹¹² Er soll neben „Der fremde Geselle“ kommen. „Reigen“ als letzter Aufsatz. Geht es noch? Und dies ist jetzt wirklich die letzte Sendung. Auf das Erscheinen des Buches mit den lieblichen Stempeln meines Bruders freue ich mich. Ich bekomme also die Anfang- und die Schlußkorrekturen noch zugesandt. [...]

111 Vermutlich handelt es sich um einen Druckbeleg von *Der fremde Geselle*, erschienen in: *Die Rheinlande*, Dezember 1912 [KWA II 2].

112 Vermutlich handelt es sich um einen Korrekturabzug von *Die Einsiedelei*, erschienen in: *Die Rheinlande*, Januar 1913 [KWA II 2].

18 *Sectio Siamesica*,¹¹³ in: *Das kleine Zwiebfisch Kulturkratzbürsten Vademecum*, von Hans von Weber herausgegeben und von Emil Preetorius mit boshaften Bildern aus der deutschen Bücherwelt geschmückt, München 1913, S. 26–27, hier S. 26.

Eine hochinteressante Operation, über deren Erfolg die Stimmen allerdings noch geteilt sind, wurde in Leipzig ausgeführt. – Das bekannte Zwillingpaar Roh-Wolff hatte bekanntlich die Drugulindruckkunst erfunden und da der rechte Zwilling die Druckkunst gar fein in seinem Kopfe ausgebildet hatte, der andere aber die Ernährungsangelegenheiten mittlerweile besorgte, ergänzten sie sich – nu eben wie siamesische Zwillinge. – Sie gediehen und wurden dick alle beide, und alle guten Menschen hatten sie lieb. – Da aber bekam der Verdauungsapparat Streit mit dem Rückenmark und siehe, sie gingen zum Herrn Doktor und baten um ein Glanzstück seiner Kunst. Der hat sie auseinander geschnitten und nun geht der Roh mit seiner Druckkunst davon und der Wolff sitzt beim Drugulin und hat keinen Roh mehr. – Das ist doch eine traurige Geschichte, nicht wahr, liebe Kinder? Na – was nicht ist, kann ja noch werden. Vielleicht wachsen se wieder zusammen.–

19 Robert Walser an Rowohlt Verlag (Ernst Rowohlt), 12.1.1913
BA Nr. 187

[...] Hierdurch sende ich Ihnen bezüglich der „Aufsätze“ die reistierenden Korrekturen.

Das Stück „Büchner's Flucht“ ist um eine Zeile zu lang für die beiden Druckseiten. Den Zwischenraum der Ueberschrift möchte ich jedoch nicht vermissen. Kann man da nicht einfach das Satz-bild um eine Zeile verlängern. Ich denke, das fällt nicht in die Augen, dagegen wirkt die Veränderung oben beim Titel recht unan-

113 Vgl. Abb. 8.

genehm. Ich bitte Sie, diese Korrektur nebst den andern besorgen lassen zu wollen.¹¹⁴

Nun das Format des Buches. Ich sprach gestern mit meinem Bruder, der absolut für das längliche Format ist. Siehe meine Bleistiftnotiz. Er hat mir gesagt, daß man das Bild seiner Titelzeichnung zusammengedrängt hat. Das möchte ich denn doch ja nicht. Auch ich finde, daß das länglichere Bild eleganter, edler aussieht. Werden Sie sich in dieser Hinsicht uns Beiden anschließen?¹¹⁵

Zuletzt das Papier! Mein Bruder und ich sind für ein verhältnismäßig dünnes und glattes. Vielleicht sind Sie so gütig und schicken uns Proben.

[...]

5 *Korrektur-Beilagen.*

20 Verlagsanzeige des Kurt Wolff Verlags zu *Aufsätze*
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Jg. 80, Nr. 41, 20.2.1913,
S. 1887.¹¹⁶

Kurt Wolff Verlag, Leipzig (früher Ernst Rowohlt Verlag)

Zur Versendung liegt bereit: Aufsätze von Robert Walser

[...]

Robert Walsers

neues Buch bedarf keiner Empfehlung mehr. Langsam aber stetig hat sich die subtile, innige Art des Dichters eine Gemeinde geschaffen, die begreift, welch große Kunst sich hinter der scheinbar anspruchslosen Darstellung verbirgt. Die Aufsätze sind sein vielseitigstes, unterhaltendstes Buch, keine willkürliche Essaysammlung, sondern eine Anzahl Geschichten von novellistischem Reiz,

114 Walsers Wunsch wurde nicht entsprochen, vgl. Abb. 5.

115 Vgl. die Erläuterungen dazu S. 173 mit Anm. 42 und Abb. 4. Walser notierte auf der Titelblatt-Korrekturfahne: „Verlängern! Genau nach Karl Walsers Zeichnung!“

116 Vgl. Abb. 7.

die insgesamt wie ein bunter Gegenwartsroman wirken. Die Themen selbst orientieren am besten über den Inhalt: [...]

21 Robert Walser an Max Brod, 23.3.1913
BA Nr. 188

[...] ich bin bis auf Weiteres hier im Jura, wo es sehr schön ist. [...] Es kommt jetzt ein Buch „Aufsätze“ von mir. Ich hoffe, daß es bald kommt. Später die Geschichten mit Bildern meines Bruders. Noch später die Komödien. [...]

22 Walter Hasenclever an Kurt Wolff, 24.4.1913
Walter Hasenclever, *Briefe*, Bd. 1: 1907–1932, bearb. v. Bert Kasties, Mainz 1994, hier S. 88f. (Nr. 78)

[...] Heute erhielt ich Ihren Brief nachdem ich Ihnen gestern einen 8 seitigen langen geschrieben hatte.

Ich erfüllte sofort Ihren Wunsch betr. E.R. und bitte Sie nun *herzlich* darum die Quelle dieser Mitteilungen zu kaschieren und den Brief zu zerreißen. Nicht aus Feigheit, sondern, weils nachher wieder Klatsch gibt und das ist blöde.

E.R.'s Rede gipfelte in dem „non plus ultra“ des S.F.schen Verleges. Ihr Verlag hätte keine Zukunft, weil Sie keine Nase für Literatur hätten (motiviert damit daß Sie zu seinen Zeiten Brod, Werfel, Walser abgelehnt hätten, während Sie nun offensichtlich propagierend verlegten – ferner Fall Bassewitz, der auf Ihr Konto fiel u. s. w.) Diesen Redereien schloß sich nun ein Loblied auf S.F. an, der ungeheuer und einzig sei und der *volkstümliche*, allumfassende Verlag, der nun *Reifes*, keinen „Mist“ bringe und der deshalb die Zukunft habe, weil er Literatur ins Volk bringe. Er trat also sich und seine Tätigkeit als E.R. Verlag mit Füßen (was wirklich übel ist!) und behauptete, sie würden niemals Geschäfte machen, sondern diese würde einzig und allein S.F. machen. Fall Schwabach wußte er – überhaupt alles was bei Ihnen so vorgeht; er behauptet gehört zu haben, man hätte geäußert, Schwabach sei auch bei S.F.

an einer *technischen* Zeitschrift beteiligt – das sei unwahr und er dementierte es! Zu Werfel gewandt aber sagte er etwas was man Ihnen nicht vorenthalten darf: *Eulenberg* habe dem Drei-Masken-Verlag (!) für einige tausende ein Stück zum Vertrieb versprochen – falls er den Vorschuß erhalte! So sei es um die Autoren Ihres Verlages bestellt und, so sagte er zu Werfel wörtlich: „das können Sie Herrn Wolff nun widersagen!“ Nachdem er nun aber schon mit Sicherheit behauptet hatte, wir würden einst alle noch bei S.F. enden, versuchte er Werfel tatsächlich zu keilen, worauf dieser erwiderte „aber Herr R., wir haben ja vor einem halben Jahr Generalvertrag gemacht“! Gegen diese Blödheit nun, die Literarischkeit Ihres Verlages totzureden (das geschah im [...] ¹¹⁷ in Gegenwart Zeitlers, Mörikes (des Münchner Verlegers) Pinthus, Werfel und ich) sind wir nun – Werfel und ich – energisch zu Felde gezogen, wie Sie sich denken können.

Ich habe hier das Geschäftliche, soweit es ihren Verlag betrifft kurz skizziert und glaube, ich kann es weil es vor vielen Zeugen geschah. Aber bitte, lieber K.W., lassen Sie's unter uns. Wir sprechen noch über manches mündlich. [...]

23 Kurt Wolff an Walter Hasenclever, 28.4.1913

Göbel, *Der Kurt Wolff Verlag 1913–1930* (wie Anm. 33), Sp. 628

[...] [was Rowohl] von einer Ablehnung Walser und Brod durch mich sagt, ist lächerlich, denn wir haben diese Leute beide nie abgelehnt, sobald wir Gelegenheit hatten, sie zu bekommen“.

24 Robert Walser an Max Brod, 31.7.1913

BA Nr. 190

[...] ich danke Ihnen für die hübschen Worte in der Fischer'schen Rundschau. ¹¹⁸ [...]

117 Auslassung in der Vorlage.

118 Vgl. dazu Abschnitt 4. Die Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik, Nr. 4.

1914

25 Max Brod an Kurt Wolff, 15.1.1914

Kurt Wolff, *Briefwechsel* (wie Anm. 71), S. 175–176, hier S. 175

[...] Sie wissen, ich bin sehr vorsichtig und sparsam mit meinen Empfehlungen. Bisher habe ich mich nur für Walser, Kafka, Werfel und Janowitz (*Franz*) eingesetzt.¹¹⁹ [...]

1915

26 Robert Walser an Kurt Wolff Verlag (Georg Heinrich Meyer), 7.1.1915

BA Nr. 219

[...] Für den freundl. Empfang dankend, den Sie mir in L(eipzig) bereitet haben, teile ich Ihnen mit, daß der Lesezirkel Hottingen in Zürich Gemeindestraße, 20. Januar einen Brüder Walser-Abend veranstaltet mit Vorführung von Arbeiten meines Bruders und Vortrag von Dr. Trog der Neuen Zürcher Zeitung.¹²⁰ Vielleicht ergreifen Sie die Gelegenheit (da der Abend für ein größeres Publikum ist) und senden zur Ausstellung einige Exemplare meiner 3 Prosabücher, da bis dahin vielleicht das Kl. Dichtungen-Buch auch fertig ist. [...]

119 Wahrscheinlich ging es bei dieser Empfehlung Walsers jedoch nicht um das spezifische *Aufsätze*-Projekt, da er darüber von Walser erst nach Erscheinen des Buches in Kenntnis gesetzt wurde (vgl. Dok 21) und hier S. 169 Anm. 32.

120 Vgl. zu diesem Vortragsabend und zu seiner publizistischen Begleitung durch die *NZZ* das *Editorische Nachwort* in *KWA* III 3, S. 316f. und Abschnitt 4. Die Aufnahme bei der zeitgenössischen Literaturkritik, Nr. 15, 16, 17.

27 Robert Walser an Herrn Schwarz (Kurt Wolff Verlag), 30.6.1917
BA Nr. 326

[...] Für Ihr wertees Schreiben bezüglich „Das neue Geschichtenbuch“ danke ich Ihnen.¹²¹

Ein Bildnis von mir von meinem Bruder war nie in meinem Besitz. Es existiert ein Bild „Der Dichter“, von Karl Walser. Herr Bruno Cassirer in Berlin dürfte Ihnen zu sagen imstand sein, wer es besitzt; mir ist dies nicht erinnerlich. Eine Portrait-Bleistiftzeichnung brachte s. Zt. die bei Paul Cassirer s. Zt. erschienene Zeitschrift „Pan“ zu einem Aufsatz von Max Brod. Das Original wird wohl mein Bruder haben, dessen Aufenthaltsort mir zur Zeit nicht recht bekannt ist. Ich vermute ihn in Oestreich. Sie können ja vielleicht das Temperabild „Der Dichter“ nach der Reproduktion, die „Kunst und Künstler“ s. Zt. brachte, reproduzieren lassen. Verlag Bruno Cassirer wird Ihnen geeigneten Bescheid geben. Das betreffende K. u. K.-Heft ist vielleicht in Ihrem Besitz. Außer den beiden genannten Bildern existiert wohl kein Portrait von mir. Schwierigkeiten, das Portraitbild in Ihrem Almanach zu bringen, dürften kaum bestehen. Sie wenden sich vermutlich am besten an Karl Scheffler, den Redakteur von „K. u. K.“ [...]

121 Robert Walser war im 1918 erschienenen Almanach des Kurt Wolff Verlags, *Das Neue Geschichtenbuch*, mit zwei Textabdrucken vertreten, vgl. hier S. 184.

28 Robert Walser an Emil Wiedmer, 7.1.1918
BA Nr. 363

[...] *Die wahrhaftige Reihenfolge meiner Bücher* ist somit die: „Gedichte“ „Dramatische Spiele“ (noch nicht in Buchform)¹²² „Fritz Kocher“, „Einiges aus den „Geschichten“ und „Aufsätzen“, „Geschw. Tanner“, „Der Gehülfe, Jakob v. Gunten“ die Kurt Wolff-Bücher (abgesehen von obigem „Einigem“) u. s. w. [...]

29 Robert Walser an Kurt Wolff Verlag, 10.5.1918
BA Nr. 386

[...] Soeben habe ich ein neues Prosabuch beendet, nämlich:
„Kammermusik“¹²³,
worin ich 27 Stücke in sorgfältiger Arbeit zusammengebunden habe. Der Titel scheint mir sachlich und zugleich angenehm. Der Prosa würde ich ein kleines Gedicht¹²⁴ voranstellen, das ehemals in der „Arkadia“ erschienen ist. [...] Die Handschrift liegt fertig vor und kann Ihnen auf Wunsch vorgelegt, d. h. eingesandt werden. Erscheinen sollte das Buch schon bald, d. h. etwa gegen Ende Sommer oder Anfang Herbst, wie es sich geben möchte. [...]

30 Kurt Wolff Verlag [vermutl. Georg Heinrich Meyer] an Robert Walser,
16.5.1918
BA Nr. 390

[...] Mit vielem Dank bestätige ich den Empfang Ihres freundlichen

122 *Komödie* erschien 1919 bei Bruno Cassirer, Berlin, vgl. das *Editorische Nachwort* zu KWA I 10.2.

123 Der geplante Sammelband *Kammermusik* ist nicht realisiert worden; vgl. zu Walsers verschiedenen Publikationsversuchen KWA I 11, S. 214.

124 Das Gedicht *Handharfe am Tag*, in: *Arkadia. Ein Jahrbuch für Dichtkunst*, 1913, S. 218 [KWA II 4]. Walser hatte das Gedicht möglicherweise schon seinem Sammelband *Aufsätze* als Motto voranstellen wollen, vgl. Dok 14 und Abschnitt 3.1 zu *Erweiterung des Manuskripts*.

Verlagsanerbietens der „Kammermusik“, das ich Herrn Wolff, der im Augenblick verreist ist, sofort nachgeschickt habe. Die verlags-technischen Schwierigkeiten sind, wie Sie ja wohl auch wissen werden, infolge der Papiernot und allen möglichen anderen Dingen zur Zeit sehr gross. Papier wird uns z. B. von der Kriegswirtschaftsstelle überhaupt nicht mehr bewilligt, so dass momentan der ganze Heinrich Mann nicht gedruckt werden konnte.

Trotzdem werden wir uns alle sehr freuen, ein neues Buch von Robert Walser wieder einmal verlegen zu können, wenn die Verhältnisse es nur irgendwie ermöglichen. Wahrscheinlich wird Ihnen Herr Wolff selbst schreiben oder ich gebe Ihnen gleich nach den Feiertagen noch einmal von hier aus Bescheid.

Seien Sie guten Muts! Aber dann sollten Sie wirklich einmal mit der „kleinen Münze“ Schluss machen und daran denken, einen Roman wieder zu schreiben.¹²⁵ Ich bin fest überzeugt, dass Sie dann bald ein „gemachter“ Mann sein würden. [...]

1923

31 Robert Walser an Ernst Morgenthaler, undatiert [vermutl. Herbst 1923]
BA Nr. 602

[...] Darf ich Ihnen hier die Aufsätze zum Geschenk machen, die ich einer hiesigen Sängerin schenken wollte, deren gestrenger Verlobter mir das Buch zurückgab, offenbar in der Befürchtung, daß womöglich dadurch seiner Verlobtheit und Heiratsabsicht Schaden erwachsen möchte?¹²⁶ [...]

125 Aus merkantilen Gründen hatte Georg Heinrich Meyer auch Franz Kafka abgeraten, einen Novellenband mit bereits gedruckten Erzählungen im Kurt Wolff Verlag herauszubringen, vgl. Franz Kafka an Kurt Wolff Verlag (Georg Heinrich Meyer), 10.8.1916, in: *Kurt Wolff, Briefwechsel* (wie Anm. 71), S. 38.

126 Vgl. dazu die abweichenden Schilderungen dieses Ereignisses in Dok 34 und 37.

32 Walser an Frieda Mermet, 9.1.1925
BA Nr. 629

[...] Darf ich Ihnen hier ein Vortragsbuch, das auch von Ihrem ergebenen Robert Walser redet,¹²⁷ und das einige sehr schöne Gedichte enthält, nebst zwei Zeitschriften, worin Sie je einen Beitrag von mir finden werden, gehorsamst übersenden, als kleiner, leiser Beweis von schuldiger Aufmerksamkeit und Sie dazu bestens grüßen? [...]

33 Robert Walser an Max Brod, undatiert [Ende Mai 1925]
BA Nr. 648

[...] Herr Rowohlt aus Berlin wird also bald hier in Bern sein.¹²⁸ Herr Kurt Wolff, ob er wohl den „Gehülfen“ in seinen Verlag aufnehme? Aber Sie bedeuten mir ja, daß jetzt Verleger mit Romanen auch nicht mehr übermäßig viel anfangen können. Wir leben in einer sehr interessanten Zeit. Man ist so gespannt. [...]

34 Robert Walser an Therese Breitbach, undatiert [zwischen September und November 1925]
BA Nr. 659

[...] Einmal erlaubte ich z. B. einer Sängerin unseres löblichen Stadttheaters zum Zeichen der Bewunderung ein Exemplar der bei Kurt Wolff erschienenen „Aufsätze“ zu übersenden. Das Buch wurde mir zurückgegeben mit der Bemerkung, ich könne ja noch gar nicht Deutsch schreiben. [...]

127 Das *Vortragsbuch Ludwig Hardt* (Hamburg 1924) enthält als Nachdrucke aus *Aufsätze* die Prosatexte *Gebirgshallen*, *Das Zimmerstück* und *Büchners Flucht*, vgl. Abschnitt 1.4 *Nachdrucke*.

128 Im Februar 1925 war im zweiten Rowohlt Verlag Walsers letzte Buchpublikation *Die Rose* [KWA I 12] erschienen.

35 Robert Walser an Walther Petry, undatiert [zwischen September und November 1925]
BA Nr. 660

[...] Daß Sie mir Ihr Humorbuch¹²⁹ freundlichst zugehen ließen, das ich soeben gelesen, genossen und Zeile für Zeile mit einer wirklich treuherzigen Genauigkeit in mich aufgenommen habe, ist mir ein warmer und schöner Anlaß, zugleich Ihren Brief, für den ich Ihnen danke, milde und mit einer Kürze zu beantworten, die vielleicht notariell wirkt. Sie brachten also statt eines Briefes von Simon, der in Zürich in der Gasse geschrieben wurde, worin Papa oder gottbegnadigter Herr und Meister Gottfried Keller, der manchmal als Person ein Brumbär war, das Licht dieser Welt erblickte,¹³⁰ die Simon'sche Liebesgeschichte, die zu Solothurn entstand, wo es eine prächtige Kirche gibt.¹³¹ [...]

1926

36 Robert Walser an Therese Breitbach, 15.1.1926
BA Nr. 677

[...] Paul Cassirer weigerte sich im Jahre 1913, Aufsätze von mir zu verlegen und mir einen Vorschuß von M 300.– in die Hand zu drücken. Das tat dann später der Verlag Kurt Wolff. [...]

129 *Humor der Nationen. Ausgewählte Prosa*, hrsg. v. Walther Petry, Berlin 1925, darin ein Nachdruck aus *Geschichten von Simon. Eine Liebesgeschichte* unter dem Titel *Simon*.

130 *Brief von Simon Tanner*, Erstdruck in: *Simplicissimus-Kalender für 1912* [KWA II 6], S. 77–82. Walser lebte Juni bis Juli/August 1905 in Zürich am Neumarkt 3.

131 *Simon. Eine Liebesgeschichte*, zunächst erschienen in der Zeitschrift *Freistatt* (2.4.1904) [KWA II 4] dann aufgenommen in die Sammlung *Geschichten* [KWA I 6, S. 19–25]. Walser lebte von Oktober 1899 bis Mai 1900 in Solothurn.

1948

37 Carl Seelig, Aufzeichnung vom 4.4.1948

Ders., *Wanderungen mit Robert Walser*, Frankfurt am Main 1977,
hier S. 115

[...] Aber nie wäre es mir eingefallen, in zwei Sprachen zu dichten. Schon ein ordentliches Deutsch zu schreiben, hat mich Sorgen genug gekostet. Ja, eine Sängerin des Stadttheaters Bern, der ich eines meiner Bücher schenkte, hatte das Toupet, mir den Band mit den Worten zurückzugeben: ‚Lernen Sie erst Deutsch, bevor Sie Geschichten schreiben wollen!‘ [...]

1960

38 Kurt Wolff an Carl Seelig, 2.4.1960

Kurt Wolff, Briefwechsel (wie Anm. 71), S. 489f.

[...] Ich bin Robert Walser leider nie en chair et os begegnet, habe eine große Liebe für seine kleinen Prosastücke gehabt, sie wieder und wieder in den letzten Jahren gelesen, aber wir haben auch kaum eine Korrespondenz gehabt, in der „Briefe“ gewechselt worden sind. Nach meiner Erinnerung beschränkt sich der sehr geringfügige Briefwechsel, der im manuscript department der Yale Library, New Haven, Conn., mit Tausenden von anderen an mich gerichteten Briefen aufgehoben ist, auf ganz belanglose Zeilen. „... hiermit schicke ich Ihnen ...“ Empfangsbestätigungen, usw. Wenn Sie aber sich dessen vergewissern wollen, so wäre es am besten, daß Sie selbst an die angegebene Stelle schreiben und um Photostasts oder Microfilms von Briefen Robert Walsers an K. W. bitten.

Zu Ihrer andern Frage, ob sich Kafka zu mir über Walser geäußert habe, so besinne ich mich darauf, daß Kafka sich über ihn mit Respekt und zärtlicher Zuneigung geäußert hat. Ich erinnere

mich auch, ihm Walsers im K. W. Verlag erschienenen Bücher gegeben zu haben.

Daß Walser ein Hölderlin'sches Schicksal hatte, die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in Umnachtung verbracht hat, war mir nicht bekannt. Wie traurig. Und wie wünschenswert und wichtig, daß ein Buch über ihn herauskommen soll, das von so kompetenter Freundesseite geschrieben wird. Aber selbstverständlich ist auch mir Ihre übrige literarische Tätigkeit insbesondere das Buch über Albert Einstein wohlbekannt. Wir haben auch zwei gemeinsame Freunde von denen ich wüßte: Emmie Oprecht und Lydia Pasternak. Beide haben mir von Ihnen gesprochen.

Vielleicht sieht man sich ja einmal, da ich ja doch vermutlich in der Schweiz bleiben werde, und meine verlegerische Tätigkeit zusammen mit meiner Frau hierher verlegt habe. [...]

1965

39 Kurt Wolff, *Vom Verlegen im allgemeinen und von der Frage: wie kommen Autoren und Verleger zusammen*

Ders., *Autoren/Bücher/Abenteuer. Betrachtungen und Erinnerungen eines Verlegers*, Berlin 1965, S. 13–25, hier S. 16f.

[...] Von einem Schweizer namens Robert Walser kamen, auch im Frühjahr 1913, die ersten Briefe in einer zierlichen, dem 18. Jahrhundert angehörenden Handschrift; Briefe, deren Inhalt nicht simpler hätten sein können, und deren Ton unverkennbar einmalig war. Die ersten Briefe sind verloren gegangen, hören Sie ein paar Zeilen aus einem späteren: [...] ¹³² Das war der Ton der Briefe – wen hätte er nicht verführt? Und doch konnte man nicht zweifeln, daß die zusammengebundenen Prosastücke kaum hundert

132 Es folgt ein Auszug aus Walsers Brief an den Kurt Wolff Verlag, 10.5.1918, BA Nr. 386 (vgl. Dok 29).

Leser finden würden. Drei Bände Walser-Geschichten habe ich für die hundert Leser veröffentlicht, mit Zeichnungen seines berühmten Bruders, auch äußerlich höchst anziehende Bücher. So simpel waren die Geschichten nicht, wie man beim ersten Lesen glauben mochte. Walter Benjamin hat darüber einen gescheiten Essay geschrieben¹³³ und Robert Musil schrieb im August 1914 in der ‚Neuen Rundschau‘ [...].¹³⁴

Die Walsersche Prosa aber wäre heute noch so gut wie unbekannt, hätte nicht der Suhrkamp Verlag einen schönen kleinen Auswahlband in tausenden Exemplaren¹³⁵ gedruckt.

40 Pinthus, *Leipzig und der frühe Expressionismus* (wie Anm. 56), S. 82f.

[...] Im Frühjahr 1913 saßen Wolff, Werfel, Hasenclever und ich in einer nächtlichen Bar. Es wurde beschlossen, eine Serie kleiner dichterischer Bändchen zu beginnen, deren jedes, im Gegensatz zur schon florierenden Insel-Bücherei, von einem jungen oder noch unbekanntem Autor verfaßt sein sollte. Wie aber der Name? Auf dem Tisch lagen die Korrekturbogen von Werfels neuem Gedichtbuch *Wir sind*. Mit einem Bleistift wurde hineingestochen, und die letzte Zeile der aufgeschlagenen Seite 116 begann „O jüngster Tag!“. So entstand die für die keimende, kommende Literatur repräsentativste Reihe *Der jüngste Tag*, die (achtzig Pfennig pro Bändchen) manchen Namen zum erstenmal in die literarische Weite trug. Die frühesten Nummern, seit Mai 1913, brachten Werfel, Hasenclever, Kafka, Ferdinand Hardekopf, Emmy Hennings, Carl Ehrenstein, Georg Trakl (die erste Buchveröffentlichung seiner Gedichte), Francis Jammes, Maurice Barrès, Paul Boldt,

133 Walter Benjamin, *Robert Walser*, in: *Das Tage-Buch*, Jg. 10, H. 39, 28.9.1929, S. 1609–1611 [KWA Suppl. 1, Nr. 540].

134 Es folgt ein langer Auszug aus Robert Musil, *Literarische Chronik*, in: *Die neue Rundschau*, Jg. 25, H. 8, August 1914, S. 1166–1172 [KWA Suppl. 1, Nr. 152].

135 Gemeint ist vermutlich: Robert Walser, *Prosa*. Auswahl und Nachwort von Walter Höllerer, Berlin, Frankfurt am Main 1960.

Otokar Březina, Berthold Viertel, Carl Sternheim, Leo Matthias, Marcel Schwob, Gottfried Kölwel.

Aber nicht nur in dieser Reihe, sondern in der allgemeinen Verlagsproduktion stellte sich unsere Gruppe und der Verlag immer mehr in den Dienst der neuen Generation. Schon ein Jahr nachdem Kurt Wolff den Verlag übernommen hatte, erschien sein erster Almanach *Das Bunte Buch* mit einem *Verlagsverzeichnis 1910–1913*, das bereits 60 Seiten umfaßte, und ein *Register der Autoren und Künstler*, enthaltend etwa 150 Namen, unter ihnen, außer den schon genannten, jetzt Max Brod mit seinem gesamten Schaffen und dem Jahrbuch für Dichtung *Arkadia*, in dem er eine Anzahl noch unbekannter Autoren vorstellte; Martin Buber; Kurt Hiller (*Die Weisheit der Langeweile, eine Zeit- und Streitschrift*, zwei Bände); Oskar Kokoschka (*Dramen und Bilder*); Karl Kraus; Ludwig Rubiner; Paul Claudel; R. J. Von Gorsleben; Robert Walser; Else Lasker-Schüler. Bald folgten Johannes R. Becher, Ernst Blass, Kasimir Edschmid, Albert Ehrenstein, Ludwig Meidner und das dramatische und erzählende Gesamtwerk von Carl Sternheim. [...]

Abbildungen

- 1 Buchdeckel von *Aufsätze*, Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1913, Federzeichnung von Karl Walser
- 2 Vignetten von Karl Walser in *Aufsätze*; Verlagssignets von Karl Walser für Robert Walsers *Aufsätze*, *Geschichten* und *Kleine Dichtungen*
- 3 Titelblatt von *Aufsätze*, Titelvignette von Karl Walser
- 4 Korrekturfahne des Titelblatts von *Aufsätze*, Yale, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Sig. YCGL: NI. Wolff, MSS 3: 8/335
- 5 Seite aus *Aufsätze*, D 171 (*Büchners Flucht*)
- 6 Verlagsvertrag zu *Aufsätze*, Typoskript, DLA Marbach, Sig. A: Wolff, Kurt 93.65.95
- 7 Verlagsanzeige des Kurt Wolff Verlags zu *Aufsätze*, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, Jg. 80, Nr. 41, 20.2.1913, S. 1887
- 8 *Sectio Siamesica*, Zeichnung von Emil Preetorius in: *Das kleine Zwiebel-fisch Kulturkratzbürsten Vademecum*, von Hans von Weber herausgegeben und von Emil Preetorius mit boshafte Bildern aus der deutschen Bücherwelt geschmückt, München 1913, S. 26–27, hier S. 27.
- 9 Widmung Robert Walser an Kurt Wolff in *Aufsätze*, DLA Marbach, Sig. G: Wolff, Kurt

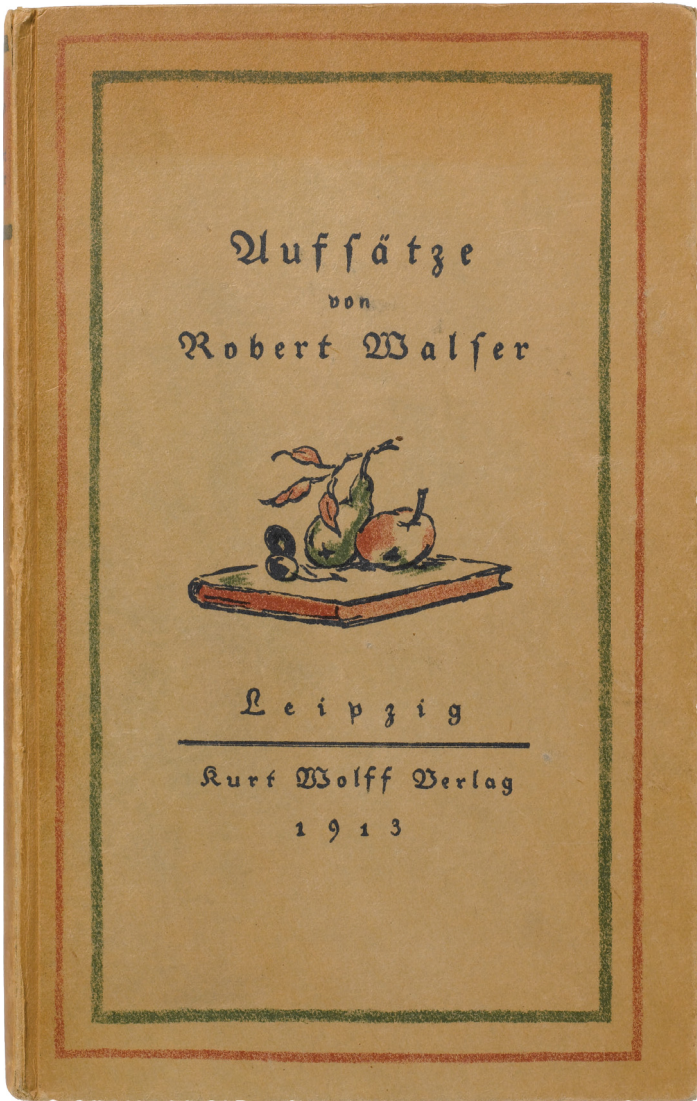


Abb. 1 Buchdeckel von *Aufsätze*, Federzeichnung von Karl Walser



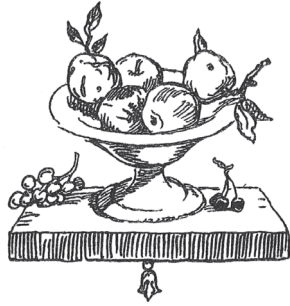
a



b



c



d



e



f

Abb. 2 Vignetten von Karl Walser in *Aufsätze* (a–m); Verlagssignets von Karl Walser für Robert Walsers *Aufsätze* (o), *Geschichten* und *Kleine Dichtungen* (n)



g



h



i



j



k



l



m



n



o

A u f s ä t z e
von
R o b e r t W a l s e r



Leipzig

Kurt Wolff Verlag
1913

Abb. 3 Titelblatt von *Aufsätze*, Titelvignette von Karl Walser

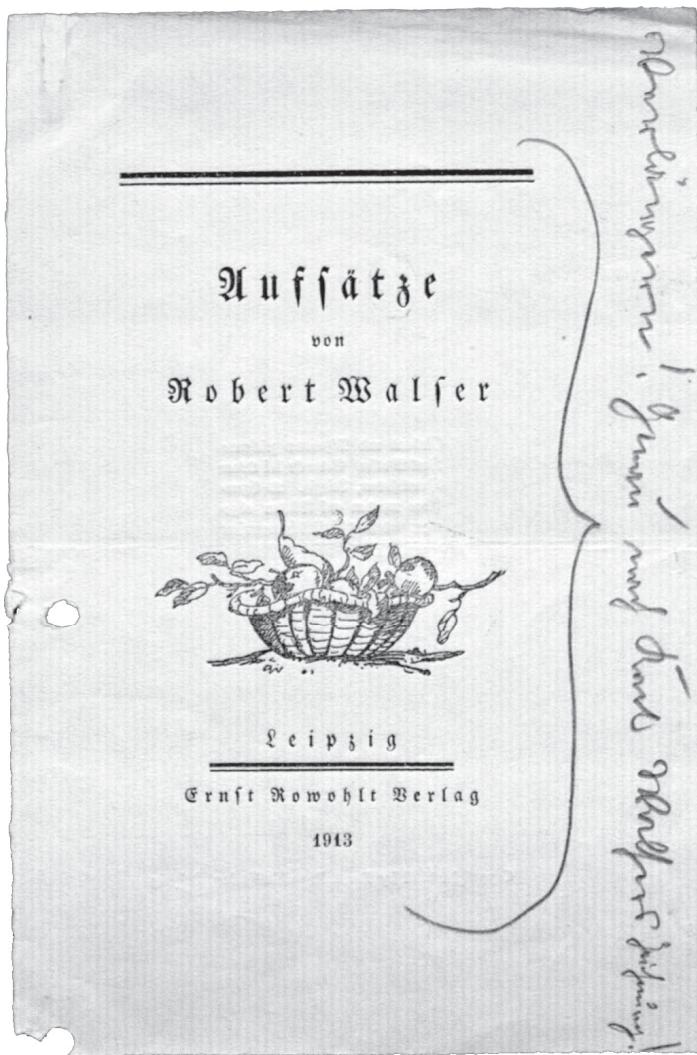


Abb. 4 Korrekturfahne des Titelblatts von *Aufsätze*, Yale, Beinecke Rare Book and Manuscript Library, Sig. YCGL: NI. Wolff, MSS 3: 8/335 (vgl. Dok 19)

Büchners Flucht

In der und der geheimnisvollen Nacht, durchzuckt von der häßlichen und entsetzlichen Furcht, durch die Häsher der Polizei arretiert zu werden, entwischte Georg Büchner, der hellblitzende jugendliche Stern am Himmel der deutschen Dichtkunst, den Roheiten, Dummheiten und Gewalttätigkeiten des politischen Gaukelspiels. In der nervösen Eile, die ihn befeelte, um schleunigst fortzukommen, steckte er das Manuscript von „Dantons Tod“ in die Tasche seines weißschweifigen, kühn geschnittenen Studentenrockes, aus welcher es weißlich hervorblitzte. Sturm und Drang fluteten, einem breiten königlichen Strom ähnlich, durch seine Seele; und eine vorher nie gekannte und geahnte Freude bemächtigte sich seines Wesens, als er, indem er mit raschen und großen Schritten auf der mondbeglänzten Landstraße dahinschritt, das weite Land offen vor sich daliegen sah, das die Mitternacht mit ihren großherzigen, wollüstigen Armen umarmte. Deutschland lag sinnlich und natürlich vor ihm, und es fielen dem edlen Jüngling unwillkürlich einige alte schöne Volkslieder ein, deren Wortlaut und Melodie er laut vor sich herfang, als sei

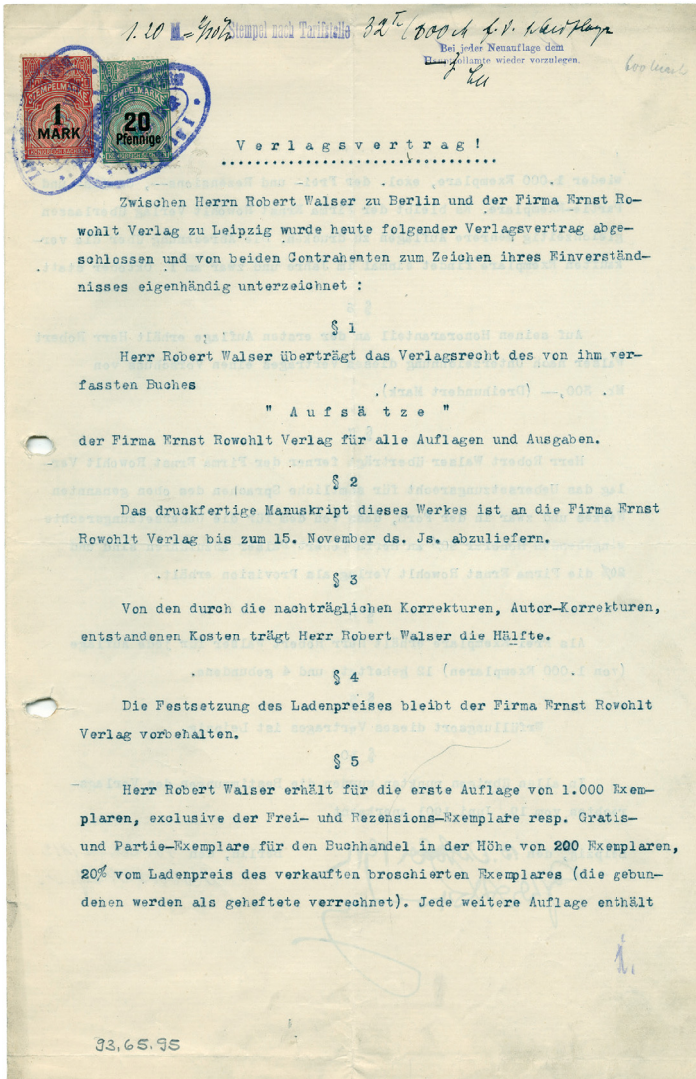


Abb. 6a Verlagsvertrag zu *Aufsätze*, Typoskript, DLA Marbach, Sig. A: Wolff, Kurt 93.65.95, S. [1]

.....
wieder 1.000 Exemplare, exkl. der Frei- und Rezensionen-, Gratis- und
Partie-Exemplare. Es bleibt der Firma Ernst Rowohlt Verlag überlassen
gleichzeitig mehrere Auflagen zu drucken. Die Abrechnung über die ver-
kauften Exemplare findet einmal im Jahre und zwar am 1. Oktober statt.

§ 6

Auf seinen Honoraranteil an der ersten Auflage erhält Herr Robert
Walser nach Unterzeichnung dieses Vertrages einen Vorschuss von
Mk. 300,— (Dreihundert Mark).

§ 7

Herr Robert Walser überträgt ferner der Firma Ernst Rowohlt Ver-
lag das Uebersetzungsrecht für sämtliche Sprachen des oben genannten
Werkes und zwar in der Form, dass von dem für die Uebersetzungsrechte
eingehenden Honorar 80% an Herrn Robert Walser abzuführen sind und
20% die Firma Ernst Rowohlt Verlag als Provision erhält.

§ 8

Als Frei-Exemplare erhält Herr Robert Walser für jede Auflage
(von 1.000 Exemplaren) 12 geheftete und 4 gebundene.

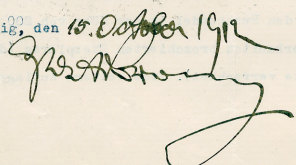
§ 9

Erfüllungsort dieses Vertrages ist Leipzig.

§ 10

In allen übrigen punkten wurden die Bestimmungen des Verlags-
rechtes vom 19. Juni 1901 anerkannt.

Leipzig, den 15. Oktober 1912



Berlin, den 18. October 1912

Robert Walser

Abb. 6b Verlagsvertrag zu Aufsätze, Typoskript, DLA Marbach, Sig. A:
Wolff, Kurt 93.65.95, S. [2]

Kurt Wolff Verlag · Leipzig

(früher Ernst Rowohlt Verlag)

Der Verfeinerung liegt bereit:

Aufsätze

von

Robert Walser



Leipzig

Kurt Wolff Verlag

1913

Robert Walfers

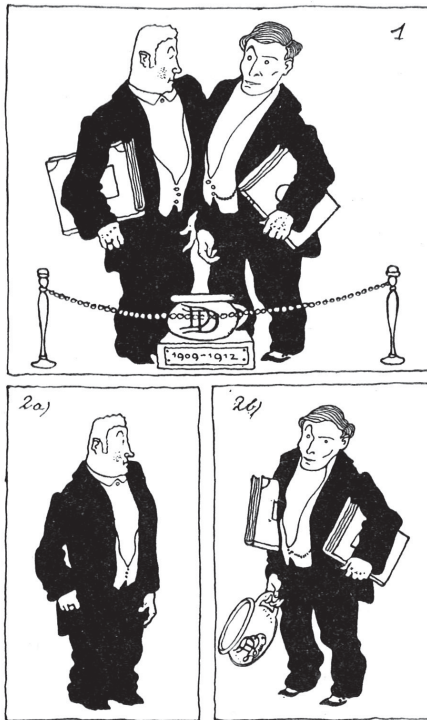
neues Buch bedarf keiner Empfehlung mehr. Langsam aber stetig hat sich die subtile, innige Art des Dichters eine Gemeinde geschaffen, die begreift, welsch große Kunst sich hinter der scheinbar anspruchslosen Darstellung verbirgt. Die Aufsätze sind sein vielseitigstes, unterhaltendstes Buch, keine willkürliche Essaysammlung, sondern eine Anzahl Geschichten von menschlichem Weiz, die insgesamt wie ein bunter Gegenwartroman wirken. Die Themen selbst orientieren am besten über den Inhalt: Drief von Simon Tanner, In die Heimat, Drief eines Mannes an einen Mann, Eine Theaterverstellung, In der Provinz, Frau und Schauspieler, Entwurf zu einem Schauspiel, Zwei kleine Märchen, Bier Spähe, Zeit in Prosa, Bekannter Aufsatz, Perez, Gebirgshallen, Auf Anien, „Guten Abend, Jungfer!“, Porträtskizze, Ein Gentle, Den Juan, King Wanda, Fanny, Lebendes Bild, Dotation, Guten Tag, Niess! Nchinger, Markt, Friedrichstraße, Berlin W, Ballonfahrt, Tiergarten, Die kleine Berlinerin, Drentano, Aus Stendhal, Kegebus, Wähmers Nacht, Wirth-Pfeiffer, Lenz, Gerner, Das Vöckel, Paganini, Der Schriftsteller, Klerkei, Der Wald, Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben, Der fremde Geselle, Die Einsabelei.—

Mit 14 Bignetten und mehrfarbiger Einbandzeichnung von Karl Walser

Bis 1. März 1913
bar bestellt: 40%, Partie 7/6

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—. Zugausgabe: 25 nummerierte Exemplare
auf Wütten in Ganzpergament. Band je M 25.—

Abb. 7 Verlagsanzeige des Kurt Wolff Verlags, in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Jg. 80, Nr. 41, 20.2.1913, S. 1887



27

Abb. 8 *Sectio Siamesica*, Zeichnung von Emil Preetorius (1913) (vgl. Dok 18)

guten nachsten Herrn Walser zu Kurt Wolff
mit freundlichem Gruss
Robert Walser

Bellelay
Bernese Jura
Sioniz

Abb. 9 Widmung Robert Walser an Kurt Wolff in *Aufsätze*, DLA Marbach, Sig. G: Wolff, Kurt

Alphabetisches Verzeichnis der Texte mit ihren Textzeugen¹³⁶

Allerlei	143
Die Zukunft, 4.2.1911	
Aufsätze, 1913, S. 215–223	
An die Heimat	15
Der Samstag, 20.5.1905	
Aufsätze, 1913, S. 16	
Aschinger	75
Die neue Rundschau, Dezember 1907	
Aufsätze, 1913, S. 109–113	
Auf Knien!	49
Die Schaubühne, 7.5.1908	
Aufsätze, 1913, S. 70–72	
Aus Stendhal	110
Die Rheinlande, Oktober 1912	
Aufsätze, 1913, S. 165–167	
Ballonfahrt	90
Die neue Rundschau, September 1908	
Aufsätze, 1913, S. 132–136	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers Dichtungen“	
Berlin W	87
Die neue Rundschau, Oktober 1910	
Aufsätze, 1913, S. 128–131	

136 Die vollständigen bibliographischen Nachweise der Drucke in Zeitschriften und Zeitungen finden sich im *Findbuch* der KWA; alle weiteren Kurztitel sind im *Verzeichnis der Editorischen Zeichen und Kürzel* aufgelöst.

Berühmter Auftritt	42
Die Schaubühne, 19.12.1907	
Aufsätze, 1913, S. 60–62	
Birch-Pfeiffer	116
Die Schaubühne, 21.3.1912	
Aufsätze, 1913, S. 173–175	
März, 26.4.1913, Obertitel „Drei Aufsätze“	
Solothurner Zeitung, 12.1.1920	
Brentano	105
Die neue Rundschau, November 1910	
Aufsätze, 1913, S. 157–164	
Brief eines Mannes an einen Mann	16
Der Samstag, 1.7.1905	
Aufsätze, 1913, S. 17–19	
Große kleine Welt, 1937, S. 76–78	
Brief von Simon Tanner	11
Simplicissimus-Kalender für 1912, 1911, S. 77–82	
Aufsätze, 1913, S. 9–15	
Büchners Flucht	114
Ms. ZB Zh, Nl. Emil Bebler, D. 501.1	
Die Schaubühne, 29.8.1912	
Aufsätze, 1913, S. 171–172	
März, 26.4.1913, Obertitel „Drei Aufsätze“	
Vortragsbuch, 1924, S. 288–289	
Große kleine Welt, 1937, S. 96–98 (unter dem Titel „Büchner's Flucht“)	
Kölnische Zeitung, 17.7.1938, Obertitel „Kleine Prosa“	
Pariser Tageszeitung, 24.7.1938	
Schweizer Dichter, 1940, S. 8–9	
Das erste Jahr, 1944, S. 24–26 (unter dem Titel „Georg Büchner's Flucht“)	
Dichterbildnisse, 1947, S. 13	

Das Buebli	129
Simplicissimus, 20.1.1908	
Aufsätze, 1913, S. 193–201	
Sonntagsblatt der New Yorker Volkszeitung, 25.10.1925	
(unter dem Titel „Das Buebli“)	
Vorwärts (New York), 31.10.1925 (unter dem Titel	
„Das Buebli“)	
Der fremde Geselle	152
Die Rheinlande, Dezember 1912	
Aufsätze, 1913, S. 230–232	
Der Mann mit dem Kürbiskopf	
s. Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben	
Der Schriftsteller	138
Die Schaubühne, 14.11.1907	
Aufsätze, 1913, S. 207–214	
Karlsruher Tagblatt, 9.4.1913	
Die Heimstatt, 15.4.1913	
Tägliches Cincinnatier Volksblatt, 17.4.1913	
Dresdner Anzeiger, 8.6.1913	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers	
Dichtungen“	
Der Wald	148
Die Rheinlande, November 1912 (unter dem Titel „Im Wald“)	
Aufsätze, 1913, S. 224–226	
Die Einsiedelei	154
Ms. Düsseldorf HHI, NI. Wilhelm Schäfer	
Die Rheinlande, Januar 1913	
Aufsätze, 1913, S. 233–235	
Die kleine Berlinerin	96
Die neue Rundschau, September 1909	
Aufsätze, 1913, S. 142–156	
Die Magd s. Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben	

Dinerabend	81
Die neue Rundschau, März 1908	
Der Bund, 15.3.1908	
Aufsätze, 1913, S. 118–122	
Don Juan	57
Die Schaubühne, 28.3.1912	
Aufsätze, 1913, S. 82–86	
Eine Theatervorstellung	18
Die Schaubühne, 7.3.1907	
Aufsätze, 1913, S. 20–28	
Ein Genie	55
Die Schaubühne, 10.10.1907	
Aufsätze, 1913, S. 79–81	
Entwurf zu einem Vorspiel	33
Die Schaubühne, 25.4.1907	
Aufsätze, 1913, S. 46–48	
Es kommt mich Lachen ...	10
Ms. RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MSG 74 (SuS)	
Die Insel, Oktober 1899, Obertitel „Vier Gedichte“	
Aufsätze, 1913, S. 8	
Fanny	64
Die Schaubühne, 16.5.1912	
Prager Tagblatt, 29.8.1912, Obertitel „Kleine Geschichten“	
Aufsätze, 1913, S. 92–94	
Frau und Schauspieler	29
Die Schaubühne, 27.5.1909	
Aufsätze, 1913, S. 39–45	
Friedrichstrasse	84
Die neue Rundschau, August 1909	
Aufsätze, 1913, S. 123–128	

Gebirgshallen	47
Die Schaubühne, 6.2.1908, (unter dem Titel „Reklame“)	
Aufsätze, 1913, S. 67–69	
Vortragsbuch, 1924, S. 284–285	
Große kleine Welt, 1937, S. 165–167	
Prager Tagblatt, 5.11.1937	
Germer	123
Simplicissimus, 28.2.1910	
Aufsätze, 1913, S. 184–192	
„Guten Abend, Jungfer!“	51
Die Schaubühne, 24.9.1908	
Aufsätze, 1913, S. 73–75	
Guten Tag, Riesin!	71
Die neue Rundschau, Mai 1907	
Aufsätze, 1913, S. 103–108	
In der Provinz	23
Die Schaubühne, 21.3.1907	
Aufsätze, 1913, S. 29–38	
Kino	60
Ms. NMB, Sig. CP 1990.10	
Die Schaubühne, 25.5.1912	
Prager Tagblatt, 29.8.1912, Obertitel „Kleine Geschichten“	
Aufsätze, 1913, S. 87–89	
Die Ähre, 1.8.1915, Obertitel „Proben aus Robert Walsers Dichtungen“	
Kotzebue	112
Ms. RWZ, Slg. Robert Walser, Sig. MS 226	
Die Schaubühne, 26.9.1912	
Aufsätze, 1913, S. 168–170	
März, 26.4.1913, Obertitel „Drei Aufsätze“	
Große kleine Welt, 1937, S. 110–112	
Dichterbildnisse, 1947, S. 44–49	

Lebendes Bild	66
Die Schaubühne, 13.5.1909	
Aufsätze, 1913, S. 95–99	
Lenz	118
Die Schaubühne, 18.4.1912	
Aufsätze, 1913, S. 176–183	
Markt	78
Die neue Rundschau, Dezember 1908	
Aufsätze, 1913, S. 114–117	
Ovation	69
Ms. Winterthur, Studienbibliothek, Sig. Ms BRH 516/37	
Die Schaubühne, 3.10.1912	
Aufsätze, 1913, S. 100–102	
Paganini	135
Die Rheinlande, Juli 1912	
Aufsätze, 1913, S. 202–206	
Die Schaubühne, 24.4.1913	
Percy	44
Die Schaubühne, 20.2.1908	
Aufsätze, 1913, S. 63–66	
Porträtskizze	53
Die Schaubühne, 12.9.1907	
Aufsätze, 1913, S. 76–78	
Reigen	156
Die Schaubühne, 28.7.1910	
Aufsätze, 1913, S. 236–237	
Tell in Prosa	40
Die Schaubühne, 31.10.1907	
Aufsätze, 1913, S. 57–59	
Tiergarten	93
Die neue Rundschau, Juni 1911	
Aufsätze, 1913, S. 137–141	

Vier Späße	37
Die Schaubühne, 4.4.1907 (unter dem Titel „Theaternachrichten“)	
Aufsätze, 1913, S. 52–56	
Der Büchertisch, April 1913	
Masken, H. 8, 1913	
Wanda	62
Ms. DLA Marbach, Sig. B: Walser, Robert 68.594	
Die Schaubühne, 1.8.1912	
Aufsätze, 1913, S. 90–91	
Zwei kleine Märchen	35
Die Schaubühne, 26.9.1907	
Aufsätze, 1913, S. 49–51	
Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben	150
– Die Magd	
Ms. SUB Hamburg, Sig. DA. Var. 11,28	
Der Buntscheck, 1904, S. 35, Obertitel „Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben“	
Aufsätze, 1913, S. 227–228	
Sterne, 1945, S. 202–203	
– Der Mann mit dem Kürbiskopf	
Ms. SUB Hamburg, Sig. DA. Var. 11,29	
Der Buntscheck, 1904, S. 35, Obertitel „Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben“	
Aufsätze, 1913, S. 228–229	
Große kleine Welt, 1937, S. 61–62	
Sterne, 1945, S. 200–201	

Verzeichnis der Einzeltexte und ihrer Erstdrucke

Es kommt mich Lachen ...	10
<i>Die Insel, Oktober 1899</i>	
Brief von Simon Tanner	11
<i>Simplicissimus-Kalender für 1912, 1911</i>	
An die Heimat	15
<i>Der Samstag, 20.5.1905</i>	
Brief eines Mannes an einen Mann	16
<i>Der Samstag, 1.7.1905</i>	
Eine Theatervorstellung	18
<i>Die Schaubühne, 7.3.1907</i>	
In der Provinz	23
<i>Die Schaubühne, 21.3.1907</i>	
Frau und Schauspieler	29
<i>Die Schaubühne, 27.5.1909</i>	
Entwurf zu einem Vorspiel	33
<i>Die Schaubühne, 25.4.1907</i>	
Zwei kleine Märchen	35
<i>Die Schaubühne, 26.9.1907</i>	
Vier Späße	37
<i>Die Schaubühne, 4.4.1907</i>	
Tell in Prosa	40
<i>Die Schaubühne, 31.10.1907</i>	
Berühmter Auftritt	42
<i>Die Schaubühne, 19.12.1907</i>	
Percy	44
<i>Die Schaubühne, 20.2.1908</i>	
Gebirgshallen	47
<i>Die Schaubühne, 6.2.1908</i>	

Auf Knien	49
<i>Die Schaubühne, 7.5.1908</i>	
„Guten Abend, Jungfer!“	51
<i>Die Schaubühne, 24.9.1908</i>	
Porträtskizze	53
<i>Die Schaubühne, 12.9.1907</i>	
Ein Genie	55
<i>Die Schaubühne, 10.10.1907</i>	
Don Juan	57
<i>Die Schaubühne, 28.3.1912</i>	
Kino	60
<i>Die Schaubühne, 25.5.1912</i>	
Wanda	62
<i>Die Schaubühne, 1.8.1912</i>	
Fanny	64
<i>Die Schaubühne, 16.5.1912</i>	
Lebendes Bild	66
<i>Die Schaubühne, 13.5.1909</i>	
Ovation	69
<i>Die Schaubühne, 3.10.1912</i>	
Guten Tag, Riesin!	71
<i>Die neue Rundschau, Mai 1907</i>	
Aschinger	75
<i>Die neue Rundschau, Dezember 1907</i>	
Markt	78
<i>Die neue Rundschau, Dezember 1908</i>	
Dinerabend	81
<i>Die neue Rundschau, März 1908</i>	
Friedrichstraße	84
<i>Die neue Rundschau, August 1909</i>	
Berlin W	87
<i>Die neue Rundschau, Oktober 1910</i>	

Ballonfahrt	90
<i>Die neue Rundschau, September 1908</i>	
Tiergarten	93
<i>Die neue Rundschau, Juni 1911</i>	
Die kleine Berlinerin	96
<i>Die neue Rundschau, September 1909</i>	
Brentano	105
<i>Die neue Rundschau, November 1910</i>	
Aus Stendhal	110
<i>Die Rheinlande, Oktober 1912</i>	
Kotzebue	112
<i>Die Schaubühne, 26.9.1912</i>	
Büchners Flucht	114
<i>Die Schaubühne, 29.8.1912</i>	
Birch-Pfeiffer	116
<i>Die Schaubühne, 21.3.1912</i>	
Lenz	118
<i>Die Schaubühne, 18.4.1912</i>	
Germer	123
<i>Simplicissimus, 28.2.1910</i>	
Das Buebli	129
<i>Simplicissimus, 20.1.1908</i>	
Paganini	135
<i>Die Rheinlande, Juli 1912</i>	
Der Schriftsteller	138
<i>Die Schaubühne, 14.11.1907</i>	
Allerlei	143
<i>Die Zukunft, 4.2.1911</i>	
Der Wald	148
<i>Die Rheinlande, November 1912</i>	

Zwei sonderbare Geschichten vom Sterben	150
Die Magd	
Der Mann mit dem Kürbiskopf	
<i>Der Buntscheck, 1904</i>	
Der fremde Geselle	152
<i>Die Rheinlande, Dezember 1912</i>	
Die Einsiedelei	154
<i>Die Rheinlande, Januar 1913</i>	
Reigen	156
<i>Die Schaubühne, 28.7.1910</i>	

Dank

Für entgegenkommende Unterstützung danken wir dem Robert Walser-Archiv des Robert Walser-Zentrums in Bern und der Robert Walser-Stiftung Bern, der Robert Walser-Gesellschaft und dem Suhrkamp Verlag.

Julia Maas und Christoph Hilse (beide Deutsches Literaturarchiv Marbach) haben uns außerordentlich hilfsbereit mit Unterlagen aus den Beständen des Kurt Wolff-Archivs versorgt, auch ihnen gilt unser herzlicher Dank.

Bei der Herstellung und Korrektur der Texte wie des Nachworts haben uns Nathalie Christen, Rebecca Lötscher, Monika Philippi, Thomas Studer, Frank P. Bestebeurtje, unterstützt. Ihnen allen danken wir für ihre sorgfältige Arbeit.

Doris Kern danken wir für Layout und Satz, Sebastian Schmitt und Harald S. Liehr (Schwabe Verlag) für die umsichtige Begleitung der Drucklegung.

Die Erarbeitung des Bandes wurde durch finanzielle Beiträge des Schweizerischen Nationalfonds, der Ernst Göhner Stiftung Zug, der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel, der Max Geldner Stiftung Basel sowie der Universitäten Basel und Zürich gefördert.

Für großzügige Unterstützung haben wir außerdem der Ria und Arthur Dietschweiler Stiftung, der Friedrich und Anita Frey-Bücheler Stiftung, der Metrohm Stiftung, der Ars Rhenia Stiftung, der Steinegg Stiftung, der Bertold-Suhner Stiftung, der Dr. Fred Styger Stiftung, der Tisca Tiara Stiftung und der Johannes Waldburger Stiftung sowie den Gemeinden Herisau und Teufen und der Stadt Thun zu danken.

Editorische Zeichen und Kürzel

Grundschrift	Grundschrift des Referenzdrucks (Fraktur oder Antiqua)
serifenlose Type	Typenwechsel im Referenzdruck Antiqua im Frakturdruck
!Neue Seite	Markierung des Seitenwechsels im Referenzdruck

Siglen der Textzeugen

D	Buchdruck
---	-----------

Dokumentarischer Anhang

< >	Markierung von Herausgebereingriffen
-----	--------------------------------------

Sonstige Siglen und Abkürzungen

DLA	Deutsches Literaturarchiv Marbach
HHI	Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf
M	Mark
Ms.	Manuskript
Nl.	Nachlass
pag.	Paginiert
RWZ	Robert Walser-Zentrum, Bern
Sig.	Signatur
SUB Hamburg	Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Suppl.	Supplement
SuS	Saite und Sehnsucht
YCGL	Yale Collection of German Literature. Beinecke Rare Book and Manuscript Library der Universität Yale, New Haven
ZB Zh	Zentralbibliothek Zürich

Mit Kurztiteln erwähnte Buchpublikationen von Robert Walser

<i>Der Gehülfe</i>	Berlin, Bruno Cassirer 1908
<i>Fritz Kocher's Aufsätze</i>	Leipzig, Insel Verlag 1904
<i>Gedichte</i>	Berlin, Bruno Cassirer 1909
<i>Geschichten</i>	Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1914
<i>Geschwister Tanner</i>	Berlin, Bruno Cassirer 1907
<i>Jakob von Gunten</i>	Berlin, Bruno Cassirer 1909
<i>Kleine Dichtungen</i>	Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1914/1915

Sonstige mit Kurztiteln erwähnte Buchausgaben

<i>Das Bunte Buch</i>	<i>Das Bunte Buch</i> , Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1914
<i>Dichterbildnisse</i>	Robert Walser, <i>Dichterbildnisse</i> . Mit einer Titelzeichnung von Gunther Böhmer, hrsg. v. Carl Seelig, Schaffhausen: Scherrer & Co. o.J. [1947]
<i>Dichtungen in Prosa, Bd. 1</i>	Robert Walser, <i>Dichtungen in Prosa I: Aufsätze, Kleine Dichtungen</i> , hrsg. v. Carl Seelig, Genf, Darmstadt 1953
<i>Das erste Jahr</i>	<i>Das erste Jahr. Aus der Werkstatt des Artemis-Verlages</i> , Zürich 1944
<i>Große kleine Welt</i>	Robert Walser, <i>Große kleine Welt. Eine Auswahl</i> , hrsg. v. Carl Seelig, Erlenbach-Zürich, Leipzig 1937
<i>Kurt Wolff, Briefwechsel</i>	<i>Kurt Wolff, Briefwechsel eines Verlegers 1911–1963</i> , hrsg. v. Bernhard Zeller, Ellen Otten, Frankfurt am Main 1966
<i>Das Neue Geschichtenbuch</i>	<i>Das Neue Geschichtenbuch. Ein Almanach</i> , Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1918
<i>Der Neue Roman</i>	<i>Der Neue Roman. Ein Almanach</i> , Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1917
<i>Schweizer Dichter</i>	J. M. Bächtold (Hrsg.), <i>Schweizer Dichter. Eine Sammlung für die schweizerischen Mittelschulen</i> , Heft 1, Robert Walser, Aarau 1940

- Sterne* *Sterne. Anekdotische Kurzgeschichten aus sechs Jahrhunderten*, hrsg. v. Carl Seelig, Zürich o. J. [1945]
- Vom jüngsten Tag* *Vom jüngsten Tag. Ein Almanach neuer Dichtung*, Leipzig, Kurt Wolff Verlag 1916
- Vortragsbuch* *Vortragsbuch Ludwig Hardt. Die Hauptstücke aus seinen Programmen nebst Darstellungen seiner Vortragskunst sowie etliche Glossen von ihm selbst*, Gebrüder Enoch Verlag, Hamburg 1924

Schwabe ISBN 978-3-7965-4093-6